P. o germ.
1029
dd

P.o. germ.
1629 dd
Willkomm
E.A.
Nur im Le

Civilisationsnovellen.

Von

Ernst Willkomm.

Leipzig,

Julius Wunders Verlagsmagazin.

1837.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

<36602341090014
<36602341090014
Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

I. **Dioramabilder.** Novelle aus den Memoiren eines Ungeborenen.

II. **Herz und Zeit.** Ein Lebensbild.

I.

Dioramabilder.

Novelle
aus den Memoiren eines Ungeborenen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die ersten Tage seit meiner Ankunft in der Residenz hatte ich still und einsam verlebt. Es war Grille von mir, Stadt und Menschen im Anfange gleichsam an mich herankommen zu lassen, ehe ich ihnen selbst eine Visite abzustatten wagte. Durch dieses Verfahren hatte ich bisher auf meinen Reisen das Gewöhnliche meistentheils glücklich vermieden, denn gefielen mir die Physiognomien der Menschen nicht, die täglich an den Fenstern meines Hotels vorbeispazierten, so packte ich schnell meinen Koffer, bestellte Postpferde und empfahl mich bestens. Diesmal jedoch ward ich gefesselt. Die Lage der Stadt, die ich zwar nur in der Vogelperspective überblicken konnte, gefiel mir, ihre Bewohner zogen mich an. War auch das Gepräge, welches sie zeigten, nicht gerade ein eigenthümliches zu nennen, so erhob es sich doch über

die flache Alltäglichkeit, und näherte sich dem Werden eines Charakters.

Nach einigen Tagen ward ich schon früh am Morgen durch heftiges Klopfen an die Thür meines Zimmers gestört, und ein Mensch, steif, breitbeinig, eckig, trat mit plumper Verbeugung ein, indem er mit merkwürdiger Volubilität der Zunge eine, wie es schien, ihm gäng und gebe gewordene Formel ausdruckslos hersagte. Dann schwieg er und blieb bewegungslos stehen mit dem unverkennbaren Ansehn eines Menschen, der eine Antwort erwartet. Diese aber war schwer zu geben, denn von all' dem Wortschwall, womit er mich überschüttete, konnte ich nur einzelne Sylben und Worte verstehen, als „Kunstkammer,“ „Gesellschaft,“ „Museum,“ „Bibliothek,“ „kleines Trinkgeld“ u. s. w.

Mir war etwas Aehnliches in dieser Weise noch nicht vorgekommen. Im Anfange spürte ich große Lust in mir, dem zudringlichen Menschen mit kurzen Worten die Thür zu weisen, das originell geistlose Gesicht aber, worin sich ein herumlaufendes Verdienst sehr deutlich aussprach, hielt mich davon zurück. Auf mein nochmaliges

Befragen des steifen Menschen erfuhr ich von ihm in schwerfälligem Kauderwelsch, daß er ein Lohnbedienter sei, der den Fremden die Kunstschätze und andere Merkwürdigkeiten der Residenz „mit Bequemlichkeit“ zeige.

Die originelle Steifheit, das barock=ernsthafte Benehmen des trockenen Menschen bestimmten mich, meine Person seiner Leitung anzuvertrauen. Ich folgte ihm, und ohne viel Umstände zu machen, rannte er vor mir her in einem Schritte, dem gleich zu bleiben ich mich vergeblich abmühte. Um nicht ganz außer Athem zu kommen, machte ich ihm die Nothwendigkeit, sich etwas langsamer zu bewegen, bemerklich.

„Sind Sie Baron?“ fragte mich der Mann und that seinem Schnelllauf einigermaßen Einhalt.

Ob ich es nun gleich nicht bin, so dachte ich doch, es könne nichts schaden, wenn ich mich dafür ausgäbe, ich bin ja so ein Ungeborener, und gehöre demnach dem Menschengeschlecht nur zur Hälfte an. Deshalb bejahte ich die Frage.

„Sehr begreiflich,“ sagte der Lohnbediente, „wollen Rücksicht nehmen, so lange es geht.“ Wir gingen im leidlichen Schritt weiter. Vor

einem großen Gasthause hielt er an, wandte sich halb um und sprach: „Einen Augenblick! will Gesellschaft holen.“ Ehe ich noch antworten konnte, war er in das Haus gelaufen, und kam schnell mit drei Begleitern zurück, die sich an mich anschlossen.

„Barone oder nicht?“ fragte der Mann.

„Alle bürgerlich,“ antworteten meine Gefährten.

„Gut,“ sagte der Lohnbediente, und nahm den alten Schnellläuferschritt wieder an.

Ich rannte ein Weilchen mit, bis ich husten mußte. „So gehen Sie doch nur langsam, lieber Mann,“ sprach ich.

„Keine Barone dies,“ versetzte er, und deutete, den Arm rückwärts drehend, auf meine Begleiter. „Bürgerliche sind's Laufen und Schnellgehen gewohnt; Mehrzahl entscheidet.“ Damit lief er weiter und ließ mich athemlos hintennach keuchen.

Diese Tollheitsmaxime abgerechnet war der Mann ein vortrefflicher Führer. Ich und meine Begleiter wurden gut bedient und waren sämmtlich zufrieden gestellt. Nur wenn es zum Weiter-

gehen kam, ward mir Angst; denn alles Zureden und Begreiflichmachen blieb fruchtlos. Der Mensch sah es absolut nicht ein, daß ein Kurzathmiger nicht schnell laufen könne. Er beharrte auf seinem Satze: „Mehrzahl entscheidet," und ich verwünschte zu wiederholten Malen gegen meine Gewohnheit und Ueberzeugung alle Bürgerliche nur des vermaledeiten Geschwindschritts halber.

Als ich mich von der Gesellschaft getrennt hatte, begann der curiose Mensch auch langsamer zu gehen. „Warum gehen Sie nun vernünftig und wie ich es wünsche?" fragte ich.

„Jetzt Baronschritt," erwiederte er kurz und trottete vor mir her.

„Sie richten sich also nach der Mehrzahl," redete ich abermals den Wortkargen an. „Das ist Unrecht von Ihnen. Sie sollten auf die Gesundheit der Fremden Rücksicht nehmen, sonst können Sie sich leicht eines subtilen Mordes schuldig machen."

„Befürchte ich nicht," versetzte der Lohnbediente, „richte mich nach Welt und Zeit. Geht jetzt Alles rasch, man muß sich fügen. Geht die

Welt schell, geht der Mensch schnell, geht der Herr schnell, geht der Bediente schnell."

„Sehr wahr, lieber Mann," sagte ich, „Sie vergessen aber nur die Hauptbedingung jedes Bedientenverhältnisses. Der Diener muß sich nach dem Herrn richten, der ihn zuerst gedungen."

„Nicht wahr, Herr Baron," erwiederte der Lohnbediente. „Ehemals war es so, jetzt anders. Muß sich Alles nach der Mehrzahl richten, anders kein Fortkommen in der Welt."

Diese scurrile Hartnäckigkeit machte mich lachen und ich ergötzte mich an dem wunderlichen Original. Der Mann hatte einen andern Weg eingeschlagen und führte mich um einen Theil der Promenade. Hier fiel mir ein großes ursprünglich alterthümliches Gebäude auf, das aber neuerdings restaurirt worden war. Die Wände der grauen Steinmasse wurden von ungewöhnlich langen Fenstern durchbrochen, die von innen lange weiße Vorhänge dicht verdeckten. Auch an dem flachen Dache waren Fenster angebracht und ganz so verhüllt wie die übrigen. Ich blieb stehen und fragte meinen Führer, was das für ein Gebäude sei?

„'s Diorama“, erwiederte er und wollte weiter gehen.

„So warten Sie doch,“ sagte ich, „ein Diorama? Davon habe ich zwar gehört, aber noch nie eins gesehen. Ist es geöffnet?“

„Heut' nicht, morgen aber können wir es in Augenschein nehmen.“

„Ich will Sie nicht bemühen,“ sprach ich, „da ich mich allein zu finden hoffe.“

Während dieses kurzen Gesprächs hatte ich das auffallende Gebäude unverwandt betrachtet. Eben im Begriff weiter zu gehen, gewahrte ich an einem der niedriger gelegenen Fenster ein höchst interessantes Mädchengesicht. Es war bleich, todtenbleich, aber von unendlich reizender Form. Die hohe Stirn trat blendend hervor, die Augenbrauen schmiegten sich in zarter Biegung an die durchsichtige Sonnenhelle des feinen Lides, und in dem einzigen Blicke des Auges, den ich auffing, lag so viel Milde und Schmerz, so unendlich viel tiefe Liebe von Kummer getrübt, wie ich es noch nie gesehen zu haben glaubte.

Das Mädchen mußte mich bemerkt haben. Eine aristokratisch feine Hand schob den blendend

weißen Vorhang zurück und verhüllte mir die kurze Aussicht in den irdischen Himmel. — Ich ward verstimmt, folgte dem Lohnbedienten und bezahlte den barocken Menschen, der mir beim Weggehen nochmals seine ferneren Dienste geflissentlich antrug.

Der schöne Abend lockte mich auf die anziehende Promenade, die sich wie ein Blumenkranz nah' und fern um die Residenz legte. Unbekannt sehnte ich mich nach irgend einem Gesellschafter; denn ich war vermöge meiner Ungeborenheit schüchtern und fürchtete überall wegwerfend behandelt zu werden. Das nicht wie Andere Sein ist der bitterste Fluch unseres Lebens. Auch der Geringste ist gern gesehen, wenn er nur seinen falben Menschheitsschein in der Tasche hat, um ihn nöthigerweise als giltiges Attestat vorzeigen zu können. Wer aber dessen entbehrt, glaubt sich überall von der Polizei verfolgt; es geht ihm wie einem Menschen, der ohne Paß in eine Festung geschlichen ist. Ein solcher Menschheitsschein ist der Paß durch's Leben. Wer seiner entbehrt, der hat einen bösen verrätherischen Stand in der Welt, denn kein Mensch mag mit ihm Gemeinschaft haben.

Ich drängte mich allein durch das lebendige Menschengewühl. Keine Seele kümmerte sich um mich, was mir ganz angenehm war; denn was hätte ich denn sagen sollen, wenn es einer feinen Spürnase eingefallen wäre, nach meinem Stammbaume zu fragen? Eine verständige Lüge hätte sich vielleicht als das beste Auskunftsmittel erwiesen. Wer aber vermag immer mit Verstand, mit Weisheit, mit Welt- und Staatsklugheit zu lügen! Das ist selbst Talleyrand, dem erfahrensten Heuchler, schwer gefallen, und ich bin noch lange nicht der hundertste Theil eines Talleyrand. Dazu kommt noch mein vermaledeites Stottern, wenn mich Jemand unvermuthet anredet. Das böse Gewissen sitzt mir immer im Nacken, und der Teufel guckt unter der Hutblende hervor mir über die Nase und lacht, weil ich als ein Ungeborener in die Welt getreten bin. Deshalb muß ich sehr behutsam sein. Da mich das Paßbureau des Himmels ohne menschliche Legitimation auf die Erde geschleudert, hat der Teufel ein leidliches Anrecht an mich. Dies verursacht mir unendlichen Kummer und verbittert die süßesten und edelsten Freuden meines Daseins. Darum vermeide ich auch möglichst alle unver-

mutheten Bekanntschaften und warte gern, bis sich Jemand mir anschließt, dem ich vertrauen kann.

Unter der lustig umherwandernden Menge bemerkte ich bald einen kleinen, sehr zierlich gekleideten Mann, der seinen grauen Haaren zufolge schon hoch in die Jahre sein mußte. Er ging durchaus modisch gekleidet. Sein Rock war vom feinsten Tuche nach dem elegantesten Schnitt. Um so mehr stachen die silberweißen Locken, die in reicher Fülle unter seinem Hute hervorquollen, von dieser äußern Eleganz ab. Sein behender Schritt, das Zierliche seiner ganzen Haltung beurkundeten ihn mir als einen Sonderling eigner Art. Der Mann schien eine große Bekanntschaft zu haben; fast Jedermann grüßte ihn höflich, Einige lächelnd, Andere wie mitleidig die Achseln zuckend. Am meisten fiel mir eine seltsame Aengstlichkeit an diesem Sonderlinge auf, die sich bei jedem Schritt bemerkbar machte. Er blickte nämlich bald links bald rechts, als fürchte er von Diesem oder Jenem etwas Unangenehmes zu erfahren. Manchmal glitt ein momentanes Zittern durch seinen zerbrechlichen Körper, dann blieb er

einige Secunden stehen, als wolle er neue Kräfte sammeln und setzte hierauf ganz mit den nämlichen Manövern seinen Weg fort.

Ich suchte in seine Nähe zu kommen, denn das Wesen dieses Mannes interessirte mich, und hatte in mancher Beziehung große Aehnlichkeit mit dem meinigen. Zwar sah ich mich äußerlich nicht immer um, aber innerlich spürte ich ganz denselben Drang. Ich wollte mich gesichert wissen, bemerkte aber wohl, daß ein immerwährendes Umsehen nicht der Weg zur Sicherheit ist. Auch hatte ich es im Grunde nicht nöthig, denn was konnte ich für meine Ungeborenheit? Daran war lediglich der Zufall schuld, der mich gegen meine innerste Ueberzeugung zum Fatalisten machte. Als mich der kleine Mann an seiner Seite bemerkte, grüßte er mich höflich, ohne mich zu sprechen. Ich erwiederte den Gruß und schwieg ebenfalls. Der zierliche Kleine setzte seinen Weg neben mir ganz in der bisherigen Weise fort, und ließ mir Zeit, ihn genauer zu beobachten. Sein Gesicht gefiel mir, es war markirt, aber der Ausdruck tiefster Ehrlichkeit. Leidenschaften schienen nicht in diesen Zügen gewüthet zu haben, aber ein ver-

heimlichter Schmerz bewegte in unaufhörlichen Zuckungen die bleichen Mienen.

„Sie scheinen Jemand zu suchen," sprach ich nach einer Weile, „das Erkennen wird Ihnen unter dieser Menge schwer werden."

„O nein," versetzte der Kleine, „ich suche Niemand; benehme ich mich unschicklich?"

„Keinesweges; ich kam nur auf den Gedanken, weil Sie sich so oft umsehen."

„Es ist Angewöhnung," erwiederte der Sonderling. „Man sollte sich nichts angewöhnen; im Alter aber läßt sich der Mensch nicht mehr verbessern. Es geht ihm wie einer alt gewordenen Welt, sie will auch nicht anders werden."

Es ließ sich hierauf nichts erwiedern und wir gingen wieder eine Weile schweigend neben einander her. Der kleine Mann hörte nicht auf, den Kopf wie ein Pagode hin und her zu wenden und erweckte dadurch mein höchstes Bedauern, denn diese sich gleich bleibende Bewegung mußte ihm die größten Schmerzen verursachen. Ich bewunderte nur, wie er bei diesem unablässigen Kopfwenden nicht schwindlich ward und den Weg

finden konnte. Ein Zufall ließ mich dies auf höfliche Weise aussprechen.

„Wiederum Angewöhnung," antwortete mein Begleiter. „Es läuft in der Welt Alles auf Angewöhnung hinaus, selbst das Unangenehme, Schreckenerregende. Gewöhnen Sie sich an, Blut zu trinken, so schmeckt es Ihnen zuletzt besser als Wein."

„Zum Glück sind die meisten Angewöhnungen der Menschen unschädlich."

„Glauben Sie das ja nicht," fiel mir der Kleine in die Rede, keine Angewöhnung ist unschädlich. Wäre es möglich, das Angewöhnte sich eben so leicht wieder abzugewöhnen, so möchte es sich noch entschuldigen lassen, allein wir sind furchtbar in unsern Angewöhnungen. Angewöhnung ist unsere Religion, unser Gott. Glauben Sie's einem alten Manne, es ist jetzt auf Erden nichts heilig mehr als das Angewöhnte, und da dies seiner Natur nach dem Entsetzlichen, Fluchwürdigen anheimgefallen, so ist jeder Schimmer aller ursprünglichen Heiligkeit verschwunden. Die Existenz der Erde selbst hat sich verflüchtigt in eine profane Angewöhnung!"

„Wessen?“ fragte ich eiligst, denn diese Folgerung frappirte mich, und machte mir den kleinen stutzerhaften Alten noch interessanter.

„Wenn Sie wollen,“ fuhr er fort, ohne seine Kopfschwenkungen einzustellen, „so läßt sich diese Erd- und Weltexistenz eine Angewöhnung Gottes nennen. Hätte sich Gott das Regieren, Erhalten, Schaffen nicht angewöhnt, glauben Sie wohl, daß es da eine solche wunderliche Welt geben würde? — Glauben Sie das ja nicht! Nur die Angewöhnung erhält jetzt noch die Welt, und mit uns Menschen ist es eben so. Wir sind in Angewöhnung versunkene Geschöpfe. Keine Rettung für uns, ehe nicht diese Angewöhnungen fallen. Wir müssen uns fortan auf das Abgewöhnen legen, müssen den Willen dazu schärfen, Verstand bekommen und nicht mehr blos schwärmen. O es ist ein großer Jammer mit unsern Angewöhnungen!“

In meinem Leben war mir ein sonderbarerer Mann nicht vorgekommen. Ich bedauerte, daß die Zeit, in der die Oper begann, herangekommen war, die ich zu besuchen mich entschlossen hatte. Wir befanden uns in der Nähe des Opern-

hauses, ich wollte mich trennen und bat um den Namen des Unbekannten, der offenbar ein Einheimischer war.

„Director Tiefenbach,“ sagte der Kleine.

„Ihre Wohnung?“

„Kann Ihnen jedes Kind zeigen. Die Angewöhnung hat es gefügt, daß sich Jedermann um mich kümmert.“ — Er drückte mir recht herzlich die Hand und ging, indem er fortfuhr ununterbrochen den Kopf hin und her zu drehen, was mir durch das bloße Zusehen schon eine Art von Schwindel verursachte.

Ich trat in das Opernhaus. Es war gefüllt, und bald begann das Stück. Die Musik war rauschend, fast betäubend. Sänger und Sängerinnen konnten für Virtuosen gelten, auch an glänzenden Decorationen, flimmernden, reichen und prachtvollen Anzügen war kein Mangel. Alles harmonirte und machte auf mich einen angenehmen Eindruck. Zwar bin ich kein Musikverständiger, aber ich fühle mich von ihr erhoben, und eine forttönende Begeisterung durchzittert mein innerstes Leben, wenn die Fluth der Melodien wie eine harmonische Kaskade über mich herabstürzt. Alles

Irdische tritt zurück in ein tiefes geheimnißvolles Dunkel, und die luftige Heitere einer mehr als irdischen Welt drängt sich in mich hinein. Ich vergesse den Menschen, den Druck der Erde, den Fluch meines Ungeborenseins. Ich bin gleich den Uebrigen, ich wage es, mich einen ihrer Brüder zu achten. Kein Wahn umflort meine Seele, und ich glaube an die Gleichheit eines Menschenthums, selbst bei dem Vorhandensein anders lautender und sprechender Gesetze. „Wer in der Welt ist," spricht dann mein tiefbewegter Geist, „ist als Mensch aller Menschen Bruder, nicht die Geburt macht ihn mehr oder minder zu einem Menschen, noch auch die Art und Weise derselben. Kein Weihespruch, keine Formel, keine Ceremonie irgend einer Kirche oder Secte, nur das ewig ureinige sich selbst gleiche Menschenthum ist in der Gegenwart die Taufe der Menschheit!" —

Diese Gedanken auf den Schwingungen der Musik an mein Herz klopfend wiegten mich in eine jener schönen Stunden, die ich so selten in meinem Leben zählen kann. Ich lauschte tönetrunken dem Gesange; ich griff wie ein spielendes Kind nach den heranflatternden Akkorden, und

schmückte mein zitterndes Herz damit, um es zu reinigen und zu verklären. Warum sollte nicht auch einem Ungeborenen die Verklärung verstattet sein? Ist doch Jeder in seiner Art ein neuer Christus. Denn Christus selbst war der erste Ungeborene auf Erden, oder wäre es Angewöhnung des Weltwirrwarrs, die eine solche Heiligung nicht zugeben wollte, wie sie ja auch damals nicht an die Geburt des Gottes glauben mochte? —

In einem der Zwischenakte sog ich mich satt an den Schönheiten, die als lebendig bunter Schmuck die hellerleuchteten Logenreihen zierten. Die feine und schöne Welt der Residenz war hier versammelt; man konnte trunken werden bei diesem Anblick. Die wechselnde Schönheit, gesättigt von ihrem eignen Glanz, fesselte mich. Ich beobachtete ihre koketten Launen und beneidete die Glücklichen, welche in der Nähe ihres vollendetsten Ebenbildes von den duftig sich öffnenden Lippen Worte der Liebe und der Gunst des Augenblickes sogen. Dieser Anblick steigerte sich bei mir zur Andacht, zum Gottesdienste. Der Tempel der Kunst ward zum Tempel des Gebetes; ich betete mit den Augen, denn meine Lippen blieben stumm vor

Andacht. Die höchste Andacht betet immer still, und das ächteste Gebet ist ein stummes. Diesen Moment, in dem der Mensch nur Mensch und deshalb Gott am nächsten ist, bringt in mir die Schönheit hervor. Daher bete ich immer beim Anblick des Schönen. Das ist mein stillster, mein innigster Gottesdienst, gewiß für mich der beste, da ich ein Ungeborener bin!

Die Musik begann eben wieder, als ich in einer der entfernteren Logen das todtenblasse Gesicht des Mädchens zu erblicken glaubte, das ich am Fenster des Diorama zuerst bemerkte. Dieselbe hohe, weiße Stirn, das schwärmerische, schmerzengesättigte Auge, von den dunklen Brauen malerisch überwölbt. Um den stolzen Nacken spülte in reichen Locken das schwarze Haar wie eine dunkle Welle und ein feines Florkleid umhüllte die edle Gestalt. Sie saß ganz allein in der Loge. Erst zu Ende des Stücks bemerkte ich im Hintergrunde noch eine Gestalt, die das Mädchen nach Beendigung der Oper aus dem Hause begleitete.

Schnell eilte ich ins Freie, drängte mich durch die heitere Menge, und suchte das interessante Paar nochmals zu entdecken. Meine Bemühungen

blieben aber fruchtlos; ich mußte ohne Erfolg allein und einigermaaßen verstimmt den Rückweg antreten.

In meinem Hotel angekommen öffnete ich das Fenster und ergötzte mich an den im Mondschein vorüberwandelnden Gruppen. Von fernher flatterten die Klänge einer Hornmusik und verhallten im harmonischen Gelispel. Eine laue, poesiereiche Sommernacht legte sich schweigend über das laute Geräusch des Tages. Der Zauber der stillen Mondnacht lockte mich verführerisch hinaus in sein düsteres Helldunkel. Schon wollte ich das Zimmer verlassen, da erregte eine ganz einsam die Straße herabwandelnde Gruppe meine Aufmerksamkeit. In dem wackelnden kleinen Männchen erkannte ich augenblicklich meinen Promenade-Bekannten; an seinem Arme hing das bleiche schlanke Mädchen. Beide zogen schweigend an den übrigen heitern Gesellschaften vorüber, die seltsam mit ihnen contrastirten. Auch hier bemerkte ich wieder das unheimliche Flüstern und Deuten, das bei Einzelnen sogar in ein ziemlich lautes Gelächter überging. Der Director Tiefenbach schien jedoch darauf nicht im Mindesten zu merken

und verlor sich schweigend mit seiner Begleiterin im Dämmerschein der Mondnacht. Das schöne Mädchen bewegte eben so mein Herz, als der räthselhafte Mann meine Gedanken in Anspruch nahm. Ich liebte von jeher das Sinnende an dem Weibe, das Tiefe, Verborgene, wenn es der Reiz der Unschuld und Anmuth umspielte. Unruhig gab ich meinen Abendspaziergang auf, und nahm mir vor, am folgenden Tage sowohl den Director Tiefenbach als das Diorama zu besuchen. In letzteres trieb mich weniger die Kunst, und das, was ich von dem Bezaubernden dieser Dioramen gehört hatte, als das bleiche, verschleierte Mädchen. Den Director machte mir sein seltsames Benehmen wie sein kurzes originelles Gespräch interessant. Es war die Angewöhnung der Neugier, der wir uns Alle so gern hingeben, die mich unwiderstehlich zu näherer Bekanntschaft mit dem zierlichen Menschen hinzog.

Die Gestalt des blassen Mädchens schlich sich in meine Träume, eine bange Sehnsucht erweckte mich, und als die Strahlen des Frühroths wie

rosige Küsse auf mein Lager fielen, eilte ich, mich der Natur in die Arme zu werfen.

In Städten liebt man es nicht, dem Morgen seine liebevollste Gunst abzugewinnen. Ich fand es einsam auf den Promenaden, nur ein lumpig aussehender Mensch mit einer Leiter am Arm, einem Topf vorn am Gürtel und in der Hand einen großen Pack Papier lief vor mir her. Ich wußte nicht, was ich aus dem Menschen machen sollte, bis ich ihn an einer Hausecke stehen bleiben, die Leiter anlehnen und mit großer Virtuosität einen gewaltigen Zettel ankleben sah. Ich trat näher, der Kerl grüßte mich nicht einmal, ja er hätte mich sogar fast umgerannt. Das ist, wie es scheint, überall Sitte in Residenzen. Nirgends habe ich den Pöbel, selbst wenn er von Amtswegen fungirt, gröber gefunden, als in großen volkreichen Städten. Er scheint der Aristokratie dadurch die Wage halten zu wollen.

Der angeklebte Zettel machte bekannt, daß von Morgens zehn Uhr an das Diorama geöffnet sei, und heut zum ersten Male ein ganz neues Bild: „der gothische Dom in Mondbeleuchtung“ aufgestellt werde.

Nie hatte ich einen Anschlag mit größerem Vergnügen gelesen. Hocherfreut lief ich in der frischen, erquickenden Morgenluft in den Anlagen herum bis in die Nähe des wunderlichen Gebäudes, wo das Diorama aufgestellt war. Noch bemerkte ich hier kein Leben, die Thüren waren verschlossen und nicht einmal ein Anschlag zu sehen. Ich ging in ein Kaffeehaus und las die Tagesneuigkeiten, aber mir fehlte Sinn und Andacht dazu. Alle meine Gedanken hingen an dem Diorama, oder vielmehr an dem bleichen Mädchen, das nun einmal die Braut meiner Einbildung geworden. Auch fand sich nichts Interessantes in den Zeitungen. Ernennungen zu Staats= und Kirchenämtern, Prinzentaufen, Aufzählung von Ehrenbezeigungen gegen fürstliche Personen auf Reisen und ähnliche Dinge, womit man die Spalten deutscher Zeitungen zu füllen pflegt. Dies Alles konnte mich nicht interessiren, da ich als ein Ungeborener durchaus Feind aller Etikette bin. Dennoch vertrieb ich mir die Zeit damit, und freute mich der Zukunft, in der ein nachwachsendes Geschlecht uns allesammt einmal für absolute Narren erklären wird, wenn es in

den weiten Sälen einer bestaubten Bibliothek die so offiziell bekannt gemachten und aufbewahrten Thorheiten zufällig entdeckt. — Endlich schlug es neun, das Gastzimmer ward mir zu eng, ich ging in die Anlagen und stand nach einer halben Stunde am Diorama. Die Thüren waren zur Hälfte geöffnet, ein ausführlicher Anschlag machte sehr einladend mit dem aufgestellten Bilde bekannt. Mehrere Neugierige gingen vor dem Gebäude auf und nieder.

In dem Innern des Hauses war es noch ganz still. Erst mit dem Seigerschlag Zehn wurden die Eingänge geöffnet und Alles drängte zur Casse, die ich unter den Ersten erreichte. Wie vom Schlage gerührt blieb ich stehen, als mich das bleiche, engelschöne Mädchen aus der grüngemalten Nische hinter dem Tische mit einem langen Schmerzensblick anstarrte. Dasselbe schwarze Florkleid umschloß die schwellenden Formen wie am Tage vorher in der Oper. Ohne zu sprechen nahm sie das Geld ein und theilte die Billets aus. Ich suchte ihre Hand zu fassen, es gelang mir, und ein leiser Druck derselben bewog sie, ihr glänzendes, dunkelbraunes Auge zu mir auf-

zuschlagen. Wie ein Verdürstender fing ich den vergönnten Blick auf, ich glaubte, sie würde sprechen, aber nur der Schatten eines melancholisch-schmerzlichen Lächelns fiel auf wenige Secunden wie ein greller Lichtstreif auf die ernsten Züge. Sie senkte die langen, seidenen Wimpern, reichte dem Nächstfolgenden ein Billet, und ich ward von der andrängenden Menge die Treppe hinauf in das Innere des Diorama gestoßen.

Eine dichte Finsterniß umfing mich. Ich stand in dem geheimnißvollen Tempel, wie der Jüngling vor dem verschleierten Bilde zu Sais. Die Anwesenden flüsterten nur leise, als fürchteten sie durch lautes Sprechen das Geheimnißvolle des Ortes zu entweihen. Mit Mühe gewöhnte ich mich an das tiefe Dunkel und nun bemerkte ich in einiger Entfernung einen Vorhang. Hinter diesem schien ein fortwährender Luftzug zu rauschen. Ueber mir wölbte sich die Decke zu einer Kuppel, durch welche ein mattes Licht herableuchtete. Langsam drängte ich mich an das Geländer vor den Vorhang, um das Bild in der Nähe betrachten zu können. Da läutete von fern eine Glocke, der Vorhang flatterte wie von

Geistern gelüftet auseinander, und ich blickte staunend in eine von trüben Nebeln durchzogene Gegend. Berge umkränzten den Horizont und fielen in reizende Thäler ab, aus deren einem ein bedeutender Fluß rauschte. Eine Brücke führte von der Bergseite nach dem Ufer der Ebene, auf der sich das hohe gothische Gebäude eines Domes erhob; hinter ihm stieg an niedrigen Hügeln amphitheatralisch die Stadt auf.

Die ängstliche Stille der Zuschauer, das seltsame Rauschen und Säuseln hinter dem Bilde, das trübe Dämmerlicht der Gegend, in die wir blickten, Alles dies machte einen beinahe feierlichen Eindruck auf mich. Nach wenigen Secunden lichteten sich plötzlich die Wolken und silberne Schleier fielen über die zackigen Gebirge. Dann leuchtete ein röthlicher Strahl an den tiefsten Fernen auf, die Bergspitzen begannen zu glühen in weißviolettem Licht, und voll und blendend trat die klare Scheibe des Mondes aus den niederstürzenden Wolken und goß ihre zauberischen Tinten aus über das todte Gemälde. Ernst und erhaben stieg das Gebäude des Domes wie ein in Stein gehauenes Gebet vergangener Jahrhun-

derte in die Wolken. Der Schimmer des Mondlichtes brach sich in dem bunten Farbengemisch der Kirchenfenster, durch die in ungewissen Formen das Hochaltar geheimnißvoll hinausblickte in die Nacht. Die Thür des Domes war geöffnet, einzelne Fromme knieten vor einem Madonnenbilde, Andere stiegen die Stufen herab. Auf dem Friedhofe glänzten zerstreute Kreuze, vor denen ebenfalls einzelne Beter in Andacht niedergesunken waren. Leichte Wolken verhüllten von Zeit zu Zeit den Mond, und ein schweigendes Dunkel lag wie der unterdrückte Schmerzenslaut einer durch Sünden verschüchterten Welt über der pittoresken Landschaft.

Diese bezaubernde Nachahmung der Natur wiederholte sich mehrere Male. Man glaubte den Fluß rauschen, die Betenden seufzen zu hören. Die Lippe schien zu beben, die Ave-Maria's zählenden Korallen des Rosenkranzes wähnte man herabfallen zu sehen. Die ganze Versammlung war von einer seltsamen mit Zaubergewalt über sie gekommenen Andacht ergriffen — und diese Andacht hatte man sich erkauft? Es war ja ein Kunstgenuß, kein Kirchgang, und dennoch war

man andächtig, ja, bei Gott, andächtiger als in einer Predigt! —

Plötzlich fielen in das geräuschlose Staunen der Anwesenden die feierlich dumpfen Töne der Orgel. Langsam und in vollen Mollakkorden brausten sie aus dem mondbeleuchteten Dome zu uns herüber, und schwollen immer mächtiger an, bis die Melodie des alten Kirchenliedes: „**Dies irae, dies illa**,“ den Gesang wie ein wehklagender Jammerlaut zerriß, und nur noch die Sylben des erschütternden Liedes in die schweigende Mondnacht hineinwehten. Kein Laut war unter der gedrängten Masse der Zuschauer zu hören. Ich stand neben zwei jungen, blühenden Mädchen, an deren unwillkührlichen Bewegungen ich bemerkte, daß sie, ganz ihrem Gefühle hingegeben, weinten. Seltsame unerklärliche Gewalt der Kunst! Es ist der in ihr ruhende Gott, der uns zur Anbetung zwingt, und eine Verehrung des Heiligen bewirkt, die jeden profanen Gedanken schon im Entstehen vernichtet.

Der Gesang war zu Ende, die Orgel schwieg, nur das täuschende Naturspiel dauerte fort. —

Da trat hinter dem Vorhange ein kleiner fein und modern gekleideter Mann hervor, dessen silberweiße Locken unter dem schwarzen Sammetkäppchen seinen scharf markirten Zügen einen eignen Reiz verliehen. Augenblicklich erkannte ich in ihm den Director Tiefenbach, meinen Gefährten von der Promenade. Er ward von der Mehrzahl der Anwesenden freundlich und zuvorkommend begrüßt, und erwiederte den Gruß auf gleiche Weise. Als er mich bemerkte, drückte er mir herzlich die Hand, drängte sich bis an die Gallerie und gab, auf das Bild deutend, folgende Erklärung:

„Verehrteste Herrschaften! Sie sehen hier einen gothischen Dom in Mondbeleuchtung, ein süperbes Bild, wie ich Sie versichern kann. Der Maler Herr N. N., den Sie kennen, hat Alles aufgeboten, um etwas Vollkommenes zu leisten. Es war seine Absicht, in diesem gothischen Dome in Mondbeleuchtung die traurige Angewöhnung darzustellen, wie sie, dem Heiligsten nahend, eitel Böses erzeugt. Zwar kennen Sie dies schon, meine Herrschaften, und es bedürfte eigentlich gar keiner Erklärung; da ich aber weiß, daß sich immer Fremde in meinem Diorama einfinden, so

ist es nöthig, das schon öfters Gesagte nochmals zu wiederholen."

Der seltsame Mann machte eine Pause, die Fremden sahen sich erstaunt an, die Einheimischen lächelten vergnügt, und freuten sich offenbar auf das, was nun etwa folgen würde.

„Es ist eine allbekannte Wahrheit," fuhr der Director Tiefenbach fort, „daß die Angewöhnung der Anfang des Weltunterganges ist. Jeder Mensch trägt den Beruf in sich, dieser Angewöhnung entgegenzuarbeiten je nach Anlage, Talent und Vermögen. Dies ist zwar eine schwere Arbeit, meine Herrschaften, aber sehr fruchtbringend und segensreich; denn die Angewöhnung ist die Erbsünde. Diese müssen wir aus uns herauszutreiben suchen, wenn es besser werden soll auf Erden. Wir sterben an der Angewöhnung, denn auch das Sterben, der Tod, ist eine Angewöhnung, und leider die allerfatalste, weil es so schwer, sich dagegen zu wehren."

„Dies Bild, meine Herrschaften, zeigt Ihnen einen gothischen Dom in Mondbeleuchtung. Kirchen sind Gebäude zu gemeinsamer Gottesverehrung errichtet. Das ist gut. Vor Alters rannte Alles

hinein, was nur kriechen konnte, jetzt, wie Sie aus Erfahrung wissen, ist das anders geworden. Aber die Angewöhnung ist zähe, sie ist eine Macht, eine Art von Dämon. Der Einzelne, das Individium, widersteht ihr zwar, allein die Masse, die Gesammtheit, hat den Narren daran gefressen, und darin liegt das Unglück. Ein gothischer Dom ist ein versteinerter Gedanke des Mittelalters, eine wohl conditionirte Idee einer confusen Zeit, eine verdammt feste Angewöhnung. Was will man mit solchen künstlichen Steinhaufen machen? — Es ist wahr, das Ding, so im Mondschein hingestellt, sieht anmuthig, reizend, romantisch aus, es ist aber auch dies wieder eine bloße verjährte Angewöhnung. Was nicht zeitgemäß ist, liegt offenbar außer oder hinter der Zeit. Jede Angewöhnung ist veraltet, mag sie nun kommen, woher sie will; wir sollten ihr den Krieg erklären. Aber wir sind ein gutmüthiges Menschengenre, wir treten Niemand gern zu nahe. Es ist ein Glück und ein Elend mit uns! Warum besuchen wir noch gothische Dome? Aus purer Angewöhnung. Warum erschrecken wir vor dem „**Dies irae?**“ Aus simpler Angewöhnung! Warum zittern unsre

Herzen, warum weint das Auge des unschuldigen Mädchens, wenn die feierlichen Orgeltöne ihre Seele berühren wie der Windhauch die Saiten der klingenden Harfe? Warum? Aus Angewöhnung, meine Herrschaften! Warum finden Sie dieses genial-abgeschmackte Bild schön, bezaubernd, andachterregend, zum Gebet stimmend, heiligend und tiefe Scheu erweckend? Aus einer lächerlichen Angewöhnung! Was sind überhaupt Gebet, Andacht, Scheu, Gottesdienst? Nichts als lauter mehr oder weniger veraltete Angewöhnungen! Ja, meine Herrschaften, Angewöhnung ist die einzig denkbare Blasphemie, Angewöhnung ist Frivolität in höchster Potenz, Verurtheilung des Gottes in uns! Ich bin davon so überzeugt, daß ich gar nicht mehr davon zurückkommen kann. Warum? Da haben Sie wieder den Fluch unseres unnatürlichen Lebens, die pure nackte Angewöhnung. — Ich eifere gegen den Mißbrauch unseres Geistes, unseres Gemüthes aus Angewöhnung. Kaum gewöhnt sich der Mensch seine alten Fehler ab, so bemächtigen sich seiner schon wieder neue, und das ist seine Verdammniß!"

„Nun betrachten Sie einmal dies excellente,

superfeine Gemälde. Sie erblicken diesen Dom im Mondlichte. Warum das? Hören Sie mich. Den Einheimischen bin ich bekannt als ein geruhsamer Bürger, aber ich liebe weder das Alte noch das Thörichte; ich bin vielmehr ein ausnehmender Freund des vernunftgemäßen Neuen. Ein Dom in Mondbeleuchtung ist, in verständliches Deutsch übersetzt: das Alte im Sturz begriffen — die bekämpfte Angewöhnung vergangener Jahrhunderte! — Religion mag gut sein; ich habe nichts dawider. Der Glaube geht mich nichts an, er ist Privatsache, aber, meine Herrschaften, eine angewöhnte Religion ist eine traurige Religion. Sie ist ein schlecht gearbeitetes Exercitium des Geistes, man muß es corrigiren. Womit? Ja, das ist hier die Frage. Ich meine mit Witz, Satyre, Ironie, der Dreieinigkeit unserer Epoche, dieser Dreimännerherrschaft unserer modernen Zeit! Vermittels dieser dreifachen Guillotine wollen wir die Angewöhnungen verjährter Jahrhunderte köpfen; mit ihr mag die moderne Schreckensherrschaft ihre Triumphe feiern. Sie vergießt kein Blut, sie zapft blos den Angewöhnungen ihre verdorbenen Lebenssäfte ab. Die Art und Weise dieses Ver-

fahrens können Sie bemerken, wenn Sie gefälligst das Bild in Augenschein nehmen wollen."

„Der Mond scheint auf einen gothischen Dom. Was ist denn ein gothischer Dom? Die Andacht des Mittelalters in Stein gegraben. Nun frage ich Sie, können wir modern=mittelalterliche Andacht brauchen? Läßt sich mit einer versteinerten Andacht irgend etwas anfangen? Versteinerte Andacht gleicht einem versteinerten Fische, man kann Studien daran machen, aber es kommt kein Leben hinein; es ist eine Gedankenmumie, weiter nichts! — Und was soll der Mondschein? Meine Herrschaften, darin liegt der humoristische Witz des Künstlers. Der Mondschein soll darthun, daß veraltete Institutionen, und wären es religiöse, sich nicht beleben lassen. Das Frühroth weckt und belebt, aber das Mondlicht gleicht dem aufgehaschten aus einer Laterna magica herausflimmernden Frührothe, und zwingt keine Memnonssäule zu wehmuthssüßen Tönen. Es ist blos das kraftlos verhallende Echo des lebensvollen Frühroths, eine blasse kalte Maske, die der müde Tag über sein abgelebtes Gesicht stülpt, um seinem Gott die Schmach zu verbergen, an der er langsam

verwelkt. Wie die ewige Lampe in Grabgewölben den feuchten Dunst vergoldet, um auch die Todten noch in dem täuschenden Glanze hingesunkener Herrlichkeit zu hüllen; so flammt der Mond aus dem dunklen Gebäude des Himmels herab, um mit erborgtem Glanze des Lebens Wärme wegzutäuschen. Es ist der Jesuitismus des sonnenwarmen Weltlebens, an dessen lichtfalbem Gängelbande die Welt in ein Schlafwandeln verfällt, aus dem nur im Tode das wahrhafte Erwachen denkbar ist. Deshalb taugt der Mondschein nur in eine romantische Landschaft, nicht aber in die Weltgeschichte; denn in ihr bringt er die Angewöhnung eines schlafwandelnden, bewußtlosen Lebens hervor."

„Dieser mondbeleuchtete Dom vergegenwärtigt unser schlafwandelndes, religiös-mondsüchtiges Zeitalter, jene grausige, schreckenerregende Angewöhnung aus den Tagen des Mittelalters. Ein mondsüchtiger Cultus ist eine erbarmungswürdige Erscheinung, eine fortgesetzte Blasphemie gegen den menschlichen Geist. In dieser Angewöhnung verlischt unser wahres Leben wie ein fallender Stern. Nur in der Abgewöhnung liegt die mög-

liche Wiedergeburt unserer zusammengeschrumpften Menschheit. Glauben Sie mir, meine Herrschaften, denn ich bin ein erfahrner Mann. Ich habe die Welt gesehen, die leibliche, die geistige und auch die geistliche, die letztere ist die allerabgeschabteste. Sie ist zusammengesetzt aus lauter zerfallenen Angewöhnungen, und fährt aus einander wie ein zerrissener Priesterrock, so nervenschwach zitternd, so wehmüthig leidtragend, daß einem das Herz dabei brechen möchte. O, möchten wir uns das Angewöhnte in ihr doch abgewöhnen! Diesen Mondschein aus dem warmen Leben verbannen! Diese schlafwandelnde Gesellschaft aus der Heiterkeit der Menschen! Sie verbittert uns alle Freuden, alle Feste, alle Unschuld; sie verdirbt uns sogar die Abgewöhnung, diesen irdischen Retter und Erlöser aus allem Uebel! — Der Mondschein ist erhaben hinter einem alten gothischen Dome des Mittelalters, aber er läßt unsere Herzen erblassen im modernen frischen Leben. Dieses Leben bedarf des Sonnenscheines. Ein Leben im Mondscheine ist ein blasses Leben, ohne Wärme, ohne Begeisterung, ohne Liebe! Mondnächte sind Silhouetten des sonnigen Tages, die

längst aus der Mode gekommen; darum, meine Herrschaften, gewöhnt Euch das mondscheinige Leben ab!"

Der begeisterte Director trat hinter den Vorhang zurück, dieser rollte lautlos über das mondbeleuchtete Bild, und ich befand mich mit der Gesellschaft wieder in dem düstern, stillen Tempelraume. Verwundert beobachtete ich den Eindruck, welchen die seltsame Erklärung des Dioramabildes auf die Zuschauer hervorgebracht hatte. Einige staunten wie ich, die meisten aber kicherten oder flüsterten sich wechselseitig lächelnd und achselzuckend leise Bemerkungen ins Ohr. Die wunderliche Rede des noch wunderlicheren Mannes hatte die Mehrzahl der Zuschauer offenbar ergötzt.

Man drängte dem Ausgange zu. Ich war eigens ergriffen, und wußte nicht, was ich aus diesem Director Tiefenbach machen sollte. Als ich die Treppe hinabstieg, bemerkte ich in der grünen Nische hinter dem Cassentische noch immer das bleiche Mädchen, eine lautlose Marmorstatue. Sie hatte den Kopf sinnend in die hohle Hand gestützt und schien die geräuschvoll Fortgehenden gar nicht zu bemerken. Obgleich dies geheimniß-

volle Wesen mich unwiderstehlich anzog, so mußte ich mich doch bezwingen; denn eine Annäherung im Beisein so Vieler war nicht möglich.

Die Gesellschaft trat ins Freie. Wie eine liebende Braut umfing uns der sonnenwarme Tag, und ich versank in die alten Träumereien meiner frühesten Jugend, aus denen mich erst das laute Lachen und Scherzen der Auseinandergehenden weckte. Ich horchte auf, und vernahm Worte, die ich mir nicht zu deuten wußte. Man sprach von Wahnsinn, Dummheiten, barocken Ansichten und ähnlichen Dingen. Vor mir ging ein stattlicher Mann mit einem Stern auf der Brust. Seine Miene war offen, wohlwollend und interessant. Ich grüßte ihn höflich, er dankte noch höflicher. Als Fremder, dachte ich, ist dir eine Frage erlaubt; ich entschuldigte mich und redete ihn an:

„Sie kommen aus dem Diorama?"

„Zu dienen. Und Sie auch?"

„Ich war ebenfalls dort, und bin sehr erfreut worden, nur der Director hat einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht."

„Sie sind vermuthlich ein Fremder?"

„Allerdings.“

„Aha,“ versetzte lächelnd der stattliche Mann, „da werden Sie sich freilich nicht recht orientiren können. Ist es Ihnen genehm, so bin ich bereit, Ihnen einige Aufschlüsse über diesen Mann zu geben.“

„Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.“

„Bitte sehr! Promeniren wir ein wenig, die Luft ist angenehm.“

Wir verloren uns in die dunkleren Baumgänge der schönen Anlagen. Nach einer Pause sprach mein Begleiter: „Dieser Director Tiefenbach ist nicht recht bei Verstande, er leidet an einem stillen Wahnsinn oder einer fixen Idee. Eigene Unglücksfälle mit seiner einzigen Tochter, die Sie an der Casse gesehen haben werden —“

„Das reizende Mädchen ist also die Tochter des Directors?“ fiel ich ein.

„Tiefenbachs Tochter,“ sagte der Fremde. „Diese Unglücksfälle haben ihn zu der fixen Idee gebracht, alles Unglück in der Welt komme von Angewöhnungen her. Daraus nun werden Sie sich die Erklärung des vortrefflich ausgeführten Gemäldes deuten können. Dieser Tiefenbach

erklärt jedes Bild auf eine und dieselbe Weise, hat aber eine wahrhaft bewundernswürdige Gewandtheit darin, seine fixe Idee in jedes Bild hineinzutragen und jedes wiederum aus ihr zu erklären. Fremden fällt dies natürlich nicht auf, denn sie wissen nicht, wie der Mann zu seinen Raisonnements kommt, wir Einheimischen aber sind daran gewöhnt und achten kaum noch darauf. Die oft originellen Einfälle des sonst ganz gesunden Mannes belustigen uns nur noch. So besuchen wir sein Diorama, um uns gewissermaßen bei der Narrheit einer wahrhaft geistigen Erholung zu überlassen."

„Wäre es denn aber nicht besser, den Mann in Gewahrsam zu nehmen?" wendete ich ein. „Er kann ja leicht durch seine Bildererklärungen mannigfaches Unheil anstiften; denn sein Raisonnement ist bei allem Auffälligen doch nicht sinnlos, wenn auch zuweilen bizarr."

„Glauben Sie das nicht," versetzte mein Begleiter. „Gefängniß würden weder er noch seine Tochter ertragen. Man hat ihn unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und so mag er denn schwatzen. Die Einheimischen wissen, daß er ein Narr ist,

den Fremden wird es zeitig genug bekannt und die Mehrzahl kann seine Reden nicht fassen. Gaffend hört sie die seltsamen Dinge, belustigt sich daran, weil sie von vorn herein weiß, daß eben ein Narr spricht, und so lebt der Mann auf seine Faust ungestört, während der Staat von diesem Leben einen wesentlichen Vortheil zieht."

„Vortheil?" erwiederte ich, wie ist dies möglich!"

„Sehr natürlich," fuhr der Besternte fort. „Verweisen wir den Mann in ein Irrenhaus, so muß ihn und seine Tochter der Staat erhalten, so aber kann der Mann sich sehr anständig nähren. Sein Diorama wird auffallend stark besucht, theils der wirklich trefflichen Gemälde halber, die er mit Geschmack wählt und aufstellt, theils des Mannes selbst und seiner Raisonnements wegen. Die ganze junge Welt aber geht wiederholt hinein, um das bleiche, schöne, stumme Mädchen zu sehen. So gewinnt der Mann viel, und muß eben deshalb eine sehr bedeutende Summe an den Schatz des Staates zahlen. Wollte Gott, es gäbe viele solche Wahnsinnige! Der Staat könnte sich alsdann bald aus seinen Schulden herausarbeiten, und

wir verdienten selbst eingesperrt zu werden, wollten wir so brave Füller der Staatscasse auf Kosten des Staats deshalb nähren, weil sie an einer wunderlichen, fixen Idee kranken."

Wir waren an eine Straßenecke gekommen, und da mein Begleiter Anstalt, machte sich zu empfehlen, so bat ich um seinen Namen. „Graf von Elmenhorst," erwiederte der stattliche Mann, „Minister des Innern Sr. Majestät des Königs," und empfahl sich mit einem wohlwollenden Lächeln.

Ich verneigte mich so tief, daß ich fast einen rechten Winkel bildete, sah dem so trefflich für das Wohl des Staates sorgenden Minister eine lange Zeit nach und ging in tiefen Gedanken nach meinem Hotel. —

Am folgenden Morgen weckte mich das laute Gezänk meines Bedienten mit einem Fremden, der durchaus in mein Zimmer dringen wollte. Ungeduldig erkundigte ich mich nach der Ursache dieser frühen Störung, und bekam statt aller Antwort das originell dumme Gesicht des Lohn-

bedienten zu sehen. Auf meine Frage, was er begehre, verlangte er seinen Lohn.

„Wofür denn?“ sprach ich.

„Für meinen Besuch,“ antwortete der störrige Mensch, und setzte mir weitläufig aus einander, daß es seine und seiner Collegen Pflicht sei, in den verschiedenen Hotels der Stadt den Herren Fremden ihre Dienste anzutragen, wofür ihnen auch, im Fall einer abschlägigen Antwort, die Hälfte des bestimmten Führerlohnes zukomme. Sobald ihm dies verabreicht sei, würde er sich augenblicklich freundschaftlichst empfehlen.

Dies naive Geständniß und die originelle Betriebsamkeit des Menschen waren zu komisch, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Kopfschüttelnd lohnte ich den Mann für seine Aufmerksamkeit ab, versicherte ihm aber in aller Freundschaft, daß ich fernerhin seiner durchaus nicht mehr bedürfe, und bei einer nochmaligen aufmerksamen Nachfrage ihn unverzüglich die Treppe hinabwerfen würde. Der Lohndiener hörte mir ganz geduldig zu, und schied mit einem tiefen Bückling und einem kurzen: „Sehr wohl!“

Den ganzen Vormittag hatte ich auf der

Bibliothek zugebracht, so viel Merkwürdiges mir aber auch dort geboten wurde, begann es mich doch auf die Dauer zu langweilen. Wer mag sich auch unter Büchern und Papier immerfort wohl befinden! Es steckt keine Seele in diesen schweinsledernen Einbänden, wenn auch noch so viel Geist, und der Mensch, wenigstens der moderne, lebt nun einmal nicht vom Geist allein, er will durchaus auch Seele haben. Der Geist ist blos Sonntagskost, an der Seele aber zehrt jeder Werkeltag, und saugt sich aus ihr die Kraft einer trotzigen Jugend. — Ich war froh, als ich die weiten Säle verlassen hatte, und mich wieder in der offenen blühenden Natur befand.

Nachmittags war ein großes Concert auf einem Gesellschaftsorte nahe bei der Stadt angesagt. Musik ist immer meine Leidenschaft gewesen, wenn ich sie auch nicht bekritteln und schulmeistern kann. Sobald ich Musik höre, will ich mich in die quellenden Töne vertiefen, mich in ihrem Springquell baden, und auf der Ebbe und Fluth der heranwogenden Harmonien meine irdische Glückseligkeit ausleben. Es ist dies verzeihlich für einen Ungeborenen, der ja so alle Freuden des Daseins

nur mit zitternder Hand aus dem Dunkel einer verhöhnenden Welt entwenden darf. Nur in der Musik, dieser allverständlichen Herzens- und Völkersprache, sinkt die Fatalität meines Lebens in Vergessenheit und ich fühle mich gleich allen Uebrigen. Getauft von der Fluth der melodischen Töne trete ich ein in den Tempel des reinen Menschenthums, und von mir hinweg wie ein blasser Nebel zieht der Fluch der Ungeborenheit, in den mich ein ironisches Schicksal gehüllt. —

Das Concert war besucht, die Musik, so viel ich davon verstand, gut. Mir genügte sie schon deshalb, weil ich mich selbst vergaß. Ist doch das Vergessen der einzige Grund meines ununterbrochenen Reiselebens. Aus dem Vergessen erschließt sich alle Seligkeit irdischen Glückes; könnten die Menschen alles vergessen, was sie quält, ängstigt und ihnen die Heiterkeit raubt, sie brauchten weder früh noch Abends bittweise bei Gott um die ewige Seligkeit einzukommen.

Keck und harmlos setzte ich mich unter die geschmückten Geborenen, als wäre ich ihr Ebenbürtiger. So lange das Concert dauerte, konnte ich mich, gefesselt von dem Zauber der Töne wenig

in der Gesellschaft umsehen, und ohnehin fremd, begegnete ich zwar vielen interessanten und schönen Gesichtern, nirgends aber einem Bekannten. Erst gegen das Ende des Concerts bemerkte ich hinter mir den kopfwendenden Director Tiefenbach an der Seite seiner schweigenden Tochter. Auch er gewahrte mich und nickte mir freundlich zu.

Nach Beendigung der Musik begab ich mich zu ihm. Er nahm mich freundlich auf und stellte mich förmlich seiner Tochter Adelheid vor. Das blasse Mädchen lächelte, aber trotz meiner wiederholt an dasselbe gerichteten Fragen verharrte es in tiefem Stillschweigen. Hätte ich nicht durch den Grafen Elmenhorst erfahren, daß sie an einer Art Wahnsinn leide, so würde mich ein solches Benehmen beleidigt haben, jetzt aber bedauerte ich sie von Herzen, um so mehr, als ihre blendende Schönheit Alles überstrahlte, und sie in meinen Augen doppelt elend machte. Tiefenbach mochte das scheinbar Unschickliche fühlen, und beeilte sich, mir das Stillschweigen seiner Tochter zu erklären.

„Sie werden es unzart finden," hob er an, „daß meine arme Tochter auf Ihre wohlwollenden Fragen keine Antwort giebt. Das arme

Kind! — Verdammen Sie deshalb mein Töchterchen nicht. Adelheid hat sich das Schweigen angewöhnt. Das ist der Jammer, dieser Allerweltsjammer, der auf allen Wegen und Stegen uns auflauert, und dem wir nun und nimmermehr ganz entgehen werden. Es ist ein großes Elend diese Angewöhnung! Mein ganzes Leben lang hab' ich nun schon darüber nachgedacht, wie man wohl diesem Jammer ein Ende machen könne, aber es ist Alles umsonst. Die Menschen wollen's nicht einsehen; sie befinden sich so heillos wohl bei diesen Angewöhnungen, daß mir angst und bange dabei wird. Glauben Sie mir auf's Wort, ein Mensch, der die Schwächen seiner Mitbrüder recht im tiefsten Innern erkannt hat, wird nicht geachtet. Auch davon könnte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, und Sie würden dann auch mein armes Kind begreifen!" Ich bat ihn, mir diese interessanten Mittheilungen nicht vorzuenthalten, indem ich die Versicherung hinzufügte, daß ich mir die möglichste Mühe geben würde, ihn zu verstehen. Der Director wackelte mit dem Kopfe und wandte sich noch schneller als gewöhnlich nach allen Seiten hin um. „Wir sind

alleweile nicht beobachtet, wie ich sehe," begann er, „deshalb will ich es wagen." — Er rückte näher zu mir, Adelheid stützte die weiße Stirn in ihre Hand und schien weiter keinen Theil an den Worten ihres Vaters zu nehmen. Die Musik begann unterdeß wieder, man merkte nicht auf uns, und ich vergaß über der Erzählung des guten Dioramadirectors Alles um mich her, nur Adelheid nicht, die stille Wahnsinnige.

„Wir waren einst glückliche Menschen," begann Tiefenbach seine Mittheilung, „ich beschäftigte mich von jeher mit Mechanik und anderen in dieses Fach einschlagenden Künsten. Auf meinen Reisen, die ich zur Ausbildung meiner selbst unternahm, kam ich auch nach Paris. Das Zusammenstoßen einer ganzen Welt in dieser Stadt der Städte reizte mich, und ich gefiel mir in dem dortigen Lebensgedränge so wohl, daß ich es unbeschadet meiner Reiselust zu meinem bleibenden Aufenthaltsorte für die Zukunft erwählte. Eine Zeitlang durchstrich ich ganz Frankreich nach allen Richtungen der Windrose, ging nach England, nach Italien, eilte nach Griechenland und kehrte von da erst wieder nach Paris zurück. Diese Reiselust ward

für mich zum Laster, zur fluchwürdigen Angewöhnung, der Mutter alles Erdenelendes. Das sah ich damals noch nicht ein, denn ich reis'te blos zu meinem Vergnügen, weil es mich geistig und leiblich unterhielt."

„In dieser Zeit entstanden die Panoramen. Interesse und natürliche Anlage vermochten mich, sie zu vervollkommnen, und so erfand ich nach manchem mißlungenen Versuche die Dioramen. Damals hielt ich mich wieder in Paris auf; eine lebenslustige, heitere und geistreiche Französin fesselte mich, wir heiratheten uns und lebten in einer Ehe, die eben so glücklich war als meine neue Erfindung. Durch sie ward ich zum reichen Manne. Die Geburt einer Tochter erhöhte noch unsere irdische Glückseligkeit, und meine arme schweigende Adelheid ward unser Stolz und unsere Freude. Das Mädchen war ein Engel; französische Grazie und Leichtigkeit im Lebensumgange verschwisterten sich in ihr mit deutscher Gemüthlichkeit und deutschem Tiefsinn. Aber wir gewöhnten uns an das Glück, und Angewöhnung ward abermals der Ursprung unseres Elends. Leider beachteten wir dies damals nicht. Ich

kümmerte mich wenig um Betrachtungen, zeigte mein Diorama, und fühlte mich geschmeichelt, wenn in- und ausländische Künstler diese neue Erfindung ihres Besuches werth hielten."

„So vergingen viele Jahre. Da brach die Julirevolution aus, meine Gattin jauchzte dem siegenden Volke zu, und die begeisterte Adelheid wagte sich selbst unter die Kämpfenden. Der Krieg ist den Franzosen zur Angewöhnung geworden; sie kommen zu keiner Ruhe wie andere Völker zu keiner Bewegung, und darin liegt abermals der Grund ihres Unglücks."

„Unter den Kämpfern in jenen heißen Freiheitstagen zeichnete sich besonders ein junger Mann aus, der wie ein Löwe focht, mehrmals verwundet ward, und doch nicht den Wahlplatz verließ. Seine Mitstreiter riefen ihm wiederholt mitten unter dem Kugelregen und dem Donner des Geschützes ein begeistertes Lebehoch zu. Adelheid, im Enthusiasmus ihrer aufgeregten Gefühle, stellte sich an seine Seite, und focht keck und todesmuthig den Kampf der jungen Freiheit. Die Mutter jubelte ihr Beifall zu, und die Barricade, von den königlich Gesinnten vertheidigt, ward genommen.

Der junge Mann und Adelheid erstiegen sie zuerst, und ein unbeschreiblicher Jubel begleitete auf diesem Punkte den Sieg des kühnen freiheittrunkenen Volkes. Adelheid kehrte zurück, eine Kugel hatte ihr den Arm zerschmettert. Auch auf andern Orten ward der Sieg erfochten, und als der warme Sommerabend hellgänzend seinen Sternenmantel über die brausende Stadt breitete, schleppte sich der fast ohnmächtige junge Mann in meine Wohnung. Kampf und Blutverlust hatten ihn so ermattet, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Dennoch blieb er heiter und begehrte nur seine Freiheitsbraut zu sehen. Adelheid erschien; er drückte sie an seine Brust und ihre Herzen hatten sich gefunden." —

„Von dieser Stunde an ward meine Wohnung der Tempel so inniger Liebe, wie sie nur selten auf Erden gefunden wird. Der junge Armagnac war Arzt, erhielt als einer der tapfersten Kämpfer die Julidecoration und besuchte von diesem Tage an täglich mein Haus."

„Es wäre Alles gut und glücklich gegangen, hätte nicht die Angewöhnung allen Glanz meines Lebens für immer verwischt. Der Franzose hat

sich den Krieg angewöhnt und dadurch ward mein unseliges Schicksal bedingt. Tausendmal sagte ich's meinem zukünftigen Eidam, und setzte ihm die schädlichen Folgen auseinander. Armagnac aber lachte und scherzte, nannte mich einen braven gutmüthigen, friedliebenden Deutschen, und blieb Franzose wie zuvor."

„Der Ausbruch der **Cholera morbus** veranlaßte mich Paris mit Weib und Kind zu verlassen. Ich ging nach Lyon. Armagnac, durch Adelheids Bitten dazu bewogen, folgte uns. Mein Diorama, das man schon mannigfach nachgeahmt hatte, erregte dennoch durch seine Großartigkeit und Originalität der aufgestellten Bilder auch in Lyon das größte Aufsehen. Ein gleiches Glück wie in Paris begünstigte mich, aber die entsetzliche Angewöhnung der Franzosen heftete sich auch hier wie ein Fluch an meine Fersen, und die Gegenwart Armagnacs ward der Sarg meines Glückes. Die Unruhen in Lyon begannen. Unzufrieden mit den Einrichtungen des neuen Bürgerkönigs murrten die Helden der Julirevolution. Armagnac hielt die heftigsten Reden gegen die Schlauheit Ludwig Philipps, erklärte sich laut gegen ihn und

haranguirte die Mißvergnügten. Meine Bitten und Vorstellungen fruchteten wenig; er nannte sie Einbildungen und meine Erfahrungen fixe Ideen, von der Schädlichkeit der Angewöhnungen wollte er gar nichts hören."

„Während unseres Aufenthaltes in Lyon ward mein Diorama häufig besucht, wozu wesentlich die Schönheit Adelheids beitrug, die mich öfters bat, ihr die Rolle eines Cassirers zu übertragen. „„Es macht mir Vergnügen,"" sagte sie, „„die bunte Welt an mir vorüberziehen zu sehen, und Dir, lieber Vater, wird es keinen Nachtheil bringen."" Allein mein Kind, halb Französin, liebte ein an sich schuldloses Kokettiren, und nur die Angewöhnung der Nation zog ihr einzelnes Kind mit sich in das Verderben."

„Unter dem Heere, wovon eine Abtheilung in Lyon cantonnirte, befanden sich mehrere junge Offiziere, die an der Julirevolution Theil genommen hatten, ihre liberale Gesinnung hatte keinen andern Makel als den einer aristokratischen Geburt; sie waren vom Adel. Einer derselben schien Gefallen zu finden an meinem armen Kinde. Oft besuchte er das Diorama und unterhielt sich mit

Adelheid. Hier begegnete ihm einst Armagnac, und obgleich französischer Anstand einen wilden Ausbruch seiner erregten Leidenschaftlichkeit verhinderte, so spiegelte sich doch Zorn und Eifersucht in der Gluth seines Gesichts. Erst als Beide das Diorama verließen, wechselten sie harte Worte mit einander, ohne es zu Thätlichkeiten kommen zu lassen."

„Um neuen Störungen vorzubeugen, bewog ich Adelheid von Stund an die Casse zu verlassen. Nichts destoweniger besuchte mich der Offizier nach wie vor. Armagnac ward immer erbitterter und schwor Rache zu nehmen. Sein ganzes Verhältniß zu Adelheid ward ein gereiztes, er konnte sie nicht mehr mit der Flamme der Unschuld und Herzensreinheit lieben, und war sein Gefühl zu meiner Tochter auch ein glühenderes, so ward dieses doch in der Gluth des Hasses vergoldet."

„Die Aprilunruhen brachen aus, Adelheids Geliebter hatte Theil an den Aufreizungen des Volkes genommen, wollte sich aber nicht unter die Aufgestandenen mischen, denn er fürchtete die Sache der Freiheit in Verruf zu bringen. Da sah er seinen Nebenbuhler gegen die sogenannten

Rebellen ziehen und ihre Reihen niederschmettern. Dieß entschied. Er stellte sich an die Spitze des Volkes und kämpfte gegen die Söldner, denn er war der festen Ueberzeugung, daß, könne man nur durch muthige Anführung den Sieg erringen, der Aufstand geheiligt sei. Adelheid schwärmte mit ihm für die Aufgestandenen. Während des furchtbaren Kampfes stürzte der junge Offizier in meine Wohnung und verlangte von mir die Hand meiner Tochter, von Adelheit den Schwur der Treue, indem er Armagnac des Verrathes an König und Vaterland beschuldigte. Adelheid wandte sich mit Abscheu von ihm, und jubelte der Partei des Volkes ein Lebehoch zu. Ich bat und ermahnte zur Mäßigung, meine Gattin aber trat auf die Seite der Tochter und wies dem Eindringling die Thür."

„Rache im Herzen verließ uns der Offizier, schleuderte aufs Neue Kartätschen unter die Aufrührer und brachte sie zum Weichen. Sie warfen sich in die Straße, wo ich wohnte. Ein starkes Haus ward zur Festung umgeschaffen und, von diesem beschützt, ein furchtbares Blutbad unter den Stürmenden angerichtet, die der junge Offi-

zier befehligte. An der Spitze der Vertheidiger des Hauses stand Armagnac, und kaum erblickten sich die beiden Todfeinde, als der Kampf der Freiheit zu einer persönlichen Fehde herabsank, und List und Leidenschaft zu den außerordentlichsten Mitteln griffen. Meine Gattin, aller Gefahr vergessend, rief den Verschanzten aus dem Fenster Beifall zu und Adelheid ermuthigte den Geliebten durch thätige Theilnahme am Gefecht. Da tödtete eine Kugel mein armes Weib. Im nächsten Augenblick erschütterte eine furchtbare Explosion die Grundvesten meiner Wohnung und aufsteigender Pulverdampf verdichtete die Luft bis zum Ersticken. Der junge Offizier hatte das uneinnehmbare Gebäude durch Petarden in die Luft gesprengt. Eine halbverbrannte Hand flog in die zerschmetterten Fenster meines Hauses, krampfhaft zusammengeballt hielt sie einen von der Gewalt des Pulvers gekrümmten Dolch — Adelheid erblickte das verbrannte Glied, ein gellender Schrei zerriß mein Herz und zusammenstürzend sah ich mein unglückliches Kind die versengte abgerissene Hand ihres zerschmetterten Geliebten an die Lippen drücken."

„In demselben Moment klopfte es schauerlich dumpf an die Hausthür, ein schwerer Karren rasselte durch die Straße, und der einzige ruhige und stille Mensch in ganz Lyon, der Todtensammler in seinem schauerlichen phantastischen Costume, erkundigte sich nach Todten. Der gefühllose Mann ergriff meine Gattin, lud sie auf seinen Karren, und weiter durch rauchende Trümmer und verstümmelte Leichen polterte der Todtenwagen."

„Das Feuer schwieg, die Königlichen hatten gesiegt. Meine Adelheid küßte noch immer die Hand ihres Geliebten, keine Thräne benetzte die Wimper, aber sie hat seit jenem Tage kein Wort mehr gesprochen. Die Leute nennen sie wahnsinnig, sie ist es aber nicht, nur der Schreck hat ihr das Herz gebrochen und sie zum Schweigen gezwungen. Jetzt schweigt sie aus Angewöhnung und kann sich's eben nicht mehr abgewöhnen. Und ich predige nun auf allen Kreuzwegen diese meine Erfahrungen, das entsetzliche Leid, welches die Angewöhnung über uns bringt, und werde doch nicht verstanden! Man hört mir zu, hält mich für einen completten Narren und stellt mich

unter polizeiliche Aufsicht. Diese fördert aber nur die Angewöhnungen, bricht sie nicht, wie Sie das längst bemerkt haben werden. Denn seit dieser Zeit habe ich mir das häßliche unaufhörliche Kopfwenden angewöhnt, und es geht mir damit wie der Zeit, die sich auch immer und ewig umwendet, um sich vor den geheimen Polizeispionen zu hüten. Ach, lieber Herr, die Angewöhnung ist unsere irdische Verdammniß und vergönnt keinen Frieden unserm gemarterten Herzen!“

Hier schloß der arme Mann seine Erzählung, die mich tief ergriff, Adelheid saß noch immer in ihrer vorigen Stellung, die bleiche Stirn in ihre bleiche kleine Hand gestützt. Sie schien gar keinen Antheil an der Welt, nicht einmal an der Musik zu nehmen, und starrte trüb vor sich hin gleich dem trauernden Jahrhundert, das stumm geworden ist, weil es die versengte Hand seiner Geliebten, der Freiheit, nur todeskalt an die Lippen drücken kann. Armes Kind, tröste Dich, denn Du bist nicht ärmer als das stille, wahnsinnig stille Jahrhundert.

Ein Gewitter war im Anzuge; schon einige Male hatte sich das dumpfe Grollen des Don-

ners von fern her vernehmen lassen. Die Gesellschaft zerstreute sich und auch der Director Tiefenbach wollte nach der Stadt zurückgehen. Nur Adelheid blieb ruhig sitzen. Da erschütterte ein heftiger Donnerschlag die Luft, Adelheid fuhr mit einem kurzen lauten Aufschrei empor, griff in ihren Busen und führte hastig einen gekrümmten Stahl an den schönen aufknospenden Rosenmund.

„Mein Gott, was ist das?“ fragte ich erstaunt den Director.

Tiefenbach lächelte. „Fürchten Sie nichts,“ sprach er, „es ist der Dolch ihres vom Pulver zerrissenen Geliebten. Sie trägt ihn seit jener Stunde fortwährend bei sich und pflegt ihn bei jedem Geräusch, das einige Aehnlichkeit mit jener entsetzlichen Catastrophe hat, zu küssen. Es ist dies die stille Rache zu Grabe getragener oder in die Luft gesprengter Liebe. Bei meiner Tochter hat sich bereits wieder die Angewöhnung daraus entwickelt, doch bei Gott, die beste aller Angewöhnungen! Darf doch den Gesetzen zufolge selbst die Liebe nicht mehr nach Herzens- und Liebeslust sich freuen. Die Zeit der gesetzlich an-

erkannten Angewöhnungen ist eine schwere, drükkende, schwüle, aber Gott sei Dank, auch gewitterschwangere Zeit! Man kann doch hoffen und — man hofft aus Angewöhnung!"

Das Gewitter zog rasch herauf; wir verließen den Gesellschaftsort und Adelheid reichte ihrem Vater schweigend den Arm. Ich begleitete sie nach der Stadt. Unterwegs erzählte mir Tiefenbach noch, wie er seit jenem Schreckenstage eiligst Lyon und Frankreich verlassen habe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sei. Müde des herumziehenden Lebens habe er sich in der Residenz niedergelassen und befinde sich leiblich ganz wohl, wenn nur die häßlichen Angewohnheiten nicht störend auf ihn einwirkten. Diese und sein beständiges Eifern dagegen seien Ursache gewesen, ihn des Wahnsinnes zu verdächtigen, und die Regierung, deren große Milde er sonst nicht genug preisen könne, habe sich dadurch bewogen gefunden, ihn unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. So unangenehm ihm dies auch sei, hoffe er doch den Widerwillen dagegen mit der Zeit zu verlieren. „Denn," sagt er, „das Gute haben die Angewöhnungen, daß sie wenigstens bisweilen

manches Drückende im Leben vergessen machen. Und was ist's auch weiter? Steht nicht die ganze Welt unter geheimer polizeilicher Aufsicht? Und fühlt sie es wohl? Bitte, sehen Sie sich einmal unter dieser bunten Menge um, wo merken Sie den Druck einer gesetzlichen Aufsicht? Nirgends! Angewöhnung ist ein Unglück, weil sie uns an der Freiheit und dem Freiwerden verhindert, sie ist aber auch ein Glück, indem sie uns das Gebundene, die Knechtschaft, nicht fühlen läßt."

Wir waren am Diorama angekommen und das Gewitter verstreute schon einzelne große Tropfen.

„Haben Sie mein gestriges Bild gesehen?" fragte der Director. „Doch ja, ich stand ja während der Erklärung neben Ihnen. Gut denn; sind Sie befriedigt worden, so versäumen Sie nicht, mich Morgen abermals zu besuchen. Ich werde Sie mit einem originellen neuen Bilde erfreuen."

Er empfahl sich höflich, Adelheid reichte mir die Hand. Ich wagte es die Bebende an meine Lippen zu führen, und ging mit einem Herzen

voll Jammer in mein Hotel zurück. Ich konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden.

Am nächsten Vormittage war ich einer der Ersten an der Thür des Diorama. Der Director hatte „den Löwenzwinger" angekündigt, und Jedermann war sowohl auf das Bild, als die Erklärung Tiefenbachs sehr begierig. Zur festgesetzten Stunde öffneten sich die Thüren, die wie bei Aufführung eines neuen Theaterstücks förmlich belagert waren. An der Casse reichte mir Adelheid freundlich lächelnd und zuwinkend ein Billet, und ich trat wieder in den tempelartigen Raum.

Dieselbe Stille, dasselbe Flüstern und Rauschen hinter dem Vorhang. Unwillkührlich wurde jeder in eine Stimmung versetzt, die dem Geheimnißvollen, das ihn erwartete, analog war. Wir mußten diesmal längere Zeit auf das Auseinanderrollen des Vorhanges warten, obgleich die Versammlung sehr zahlreich war und Niemand den Grund des langen Zauderns begriff. Der Director hatte nun einmal seine Grillen, denen sich das Publicum eben sowohl als Tiefenbach

der polizeilichen Aufsicht fügen mußte. Endlich läutete die wohltönende Glocke, falbes Licht erleuchtete den Tempelraum und der Vorhang rollte aufflatternd auseinander.

Das Auge versenkte sich in das Innere einer weiten Höhle. Tiefes Dunkel erfüllte sie und nur schwer ließ sich irgend ein Gegenstand erkennen. Darüber hing ein neblicher Himmel, der, wie der Schatten der Höhle, unbeweglich zu sein schien. Nach und nach ward es heller, einzelne Sonnenstrahlen durchzogen wie Glühwürmer den trüben Himmel, und warfen einen matten Wiederschein des Lichtes in die Höhle zurück. Jetzt wurden die Bewohner des Zwingers in verschiedenen Gruppen sichtbar. Einige von den Löwen lagen ruhig wie schlafend auf den Boden ausgestreckt, andere richteten sich wie zornig empor, die Mähnen gesträubt, mit geschwungenem Schweif ihre Weichen geißelnd; doch hielt eine Kette ihre Wuthausbrüche in den Schranken gefahrloser Mäßigung. Noch andere kämpften spielend mit sich selbst, und die Darstellung derselben war so naturgetreu, daß man das Gebrüll der königlichen Thiere zu vernehmen glaubte, das Wanken ihrer

Gestalten zu sehen meinte. Einzelne lagen wie verdrossen am Boden, und sahen den Uebungen und Spielen ihrer Jungen grollend zu. Mehrere der größten und ältesten waren mit doppelten und dreifachen Ketten an Felsen geschmiedet, ja sogar der Schweif war gefesselt, und die Mähnen hatte man ihnen verschnitten, wahrscheinlich um ihre unbändige Wildheit durch Hohn zu zähmen. Sie lagen entweder ruhig, oder bewegten sich, insofern es ihre Fesseln zuließen, ohne Rast auf dem schmalen Stück Boden, der ihnen vergönnt war, mit wuthsprühenden Augen umher. Im Hintergrunde schloß ein mächtiges Eisengitter den Zwinger, hinter dessen Stäben der Wärter oder Löwenbändiger sein höhnisches Gesicht zeigte. Man sah ihm die unverkennbare Freude über die ohnmächtige Wuth der gefesselten Bestien an. Neben und hinter ihm schaarte sich ein Trupp loser Buben, die auf alle nur erdenkliche Weise die bedauernswerthen Thiere zu reizen suchten.

Nie hatte mich ein Anblick so tief ergriffen wie dieser gemalte Löwenzwinger. Auch die übrigen Zuschauer schienen von den nämlichen Gefühlen bewegt zu werden, denn es herrschte

eine lautlose Stille unter der dichtgedrängten Menge.

Es ist mir immer ein niederschlagender Anblick gewesen, wenn ich die Kraft, selbst die rohe, in Fesseln geschlagen sah. Das Gefühl der Ungerechtigkeit bemächtigt sich meiner und ich komme dabei zu keiner Ruhe. Die Kraft ist zum Herrschen geboren und erhebt uns nur, bekleidet mit der Tracht ihrer Würde; eine in Ketten geschmiedete aber und gewaltsam durch äußere Zwangsmittel gelähmte Kraft beleidigt. Wir fühlen den grausam waltenden Zufall und verlieren die Perspective für das Leben. Gefesselte Löwen sind unästhetisch, aber sie stählen dennoch die Kraft; über gefesselte Katzen muß man lachen.

Meine stillen Betrachtungen wurden durch den eintretenden Director unterbrochen. Wie gewöhnlich grüßte er höflichst, drängte sich an die Gallerie und gab nach angenommener Weise eine Erklärung des Bildes.

„Verehrteste Zuschauer!" sprach er, „die Darstellung eines Löwenzwingers sollte man meinen, sei kein passender Gegenstand für ein Dioramabild. Die Kunst, welche dem Diorama

seine Bedeutung gibt, läßt sich dabei nur im geringen Grade anwenden, und die Tiefe des Gedankens muß das Fehlende ersetzen. Ein Löwenzwinger ist ein Gefängniß für wilde nichtsnutzige Bestien. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß der Löwe an sich auch ein nützliches Thier sein kann, daß er es aber als Löwe an sich immer sei, unterliegt einem bedeutenden Zweifel, und diese Frage könnte zum Gegenstande einer staatsrechtlichen Abhandlung gemacht werden. Löwen sind nun ein für allemal gefährliche Bestien. Sie gehören in die Kategorie der reißenden Thiere, und Könige der Thiere hat man sie wohl blos deshalb genannt, weil sie im Zerreißen höchste Virtuosität mit unnachahmlicher Grazie und aristokratischer Würde verbinden. Ich weiß nicht, ob ich mich hierin irre, verehrte Herrschaften, aber es liegt nun einmal in meiner Natur, alle meine Gedanken auszusprechen; denn wie sollte ich sie sonst berichtigen."

„Es hat mir von jeher so scheinen wollen, als richte sich das Thier nach dem Menschen, Andere kehren den Satz um, und behaupten, der Mensch bequeme sich nach dem Thiere. Das ist

aber verkehrt, abgeschmackt und irrational. Der Mensch ist ein rationales Geschöpf, das Thier ein irrationales; Unvernunft hat sich immer nach der Vernunft richten müssen: also ahmt das Thier den Menschen nach. — Wie dies kommt, läßt sich genau nicht ermitteln, nach meiner Meinung jedoch trägt allein die böse unvertilgbare Angewöhnung wieder die Schuld. Der rationale Mensch muß, er mag wollen oder nicht, immer wieder auf diese Ansicht zurückkommen. Ohne Angewöhnung gäbe es keine Leidenschaften und Laster, ohne Angewöhnung keine nachahmenden Thiere, keine Zwinger und keine Löwenzwinger. Ein Löwenzwinger ist ein nachgeahmtes rationales Gefängniß."

„Warum nun, fragen Sie mich, warum zwingt man die Löwen, und was bedeutet dieses Bild nach der Art seiner Auffassung?"

Tiefenbach hielt einige Augenblicke inne, als wolle er sich besinnen. Flüchtigen Blickes musterte er die Versammlung und ein pfiffiges Lächeln glitt über seine Züge. Dann wieder zum Bilde gewendet fuhr er fort:

„Der geniale Maler führt die Intention

meines schaffenden Geistes aus, verehrte Anwesende. Ich theile ihm mit, was mich beengt, belästigt, in Unruhe versetzt. Jüngst war ich auf Reisen; die Welt lag vor mir und tiefe Blicke that ich in das Geheimste ihres Innern. Da erblaßte ich vor unserm Zwingherrn, der gottverdammten Angewöhnung. Mir ward sehr unwohl dabei, ich theilte dem Künstler meine Gedanken über die Angewöhnung mit und er schuf diesen Löwenzwinger. Nun betrachten Sie sich das Gemälde genau; denn nur der Ursprung gibt jedem Dinge auf Erden Bedeutung."

„Der Löwe ist eine wüthende fleischfressende Bestie. Er hat sich Rasen, Toben, Zerreißen dergestalt angewöhnt, daß er an ein Abgewöhnen gar nicht denken kann. Denken? Kann auch eine rationale Bestie denken? Je nun, warum nicht? Sie denkt aus Nachahmung, Angewöhnung. Der Löwe ist unter den Thieren immer noch ein leidlich denkendes Vieh, er ist der Rationalist unter den Thieren. Eine Zeit lang sieht man solcher Angewöhnung ruhig zu, so lange sie nämlich in den Schranken der Mäßigung bleibt; wird sie aber unbändig, muß man ihr steuern."

„Angenommen, diese wilden Bestien wären wirklich rationale Bestien, so läßt sich nicht leugnen, daß alles Rationale in ihnen rein toll und wüthend geworden ist. Und glauben Sie mir, Verehrteste, nichts geht im Schlimmen über eine rationale, wilde Bestie. Sie ist, wird, und bleibt des Teufels.

„Um Gotteswillen! denken Sie sich nun ein ganzes Land mit solchen rationalen Bestien bevölkert, die sich der Angewöhnung möglichst befleißigen. Meinen Sie wohl, daß es lange bei heiler Haut bleiben wird? Sein Sie nicht so irrational, werthe Herrschaften! Ein solches Land wird bei guter Zeit unheiler und heilloser Haut. Am besten also, man legt die Bestien in Ketten, oder drängt sie in einen Zwinger zusammen; darin haben sie, wie das Bild lehrt, Raum genug zu ihrem rationalen Toben. — Dort der große alte Löwe, der seine athletischen Glieder auf dem grünen Rasen dehnt, und die Mähne schüttelt, als wolle er seine angewöhnte Rationalität dem lauschenden Wärter am Gitterthore beweisen, gleicht er nicht vollkommen einem Menschen, der sich in den Stricken des rationalen Denkens und

Lebens verfangen hat, sich streckt und schüttelt und doch nicht mehr herauswickeln kann? Oder auch einem gewaltigen Democraten, einem wieder lebendig gewordenen Danton, womit auch die Stimme harmoniren möchte? Gewiß diese wilde, bezwungene Bestie ist eine bloße rationale Nachahmung des Danton, eine unheilbare Angewöhnung, die nun hier im Zwinger auf Abgewöhnung gefüttert wird. Es ist ein stattliches Thier, eine sehr anmuthige Bestie, man muß sich dafür interessiren. Und dennoch ergreift uns der Jammer, wenn wir das rationale Leben im Löwenzwinger gebändigt sehen."

„Dieser Seufzer ist zwar verzeihlich, aber leider auch nutzlos. Ich spreche aus Angewöhnung von Angewöhnung, und falle dadurch in jene moderne Erbsünde, woran alle Welt krankt. Glauben Sie mir aufs Wort, es ist kein Heil mehr auf Erden. Und wenn wir die Vernunft neben der Unvernunft in Ketten legen, sie bleiben beide bei ihren Angewöhnungen. Die Vernunft denkt, schließt und raisonnirt fort und fort, und die Unvernunft knurrt, murrt, glaubt und läßt sich genügen ebenfalls ohne Ende. Die Vernunft ist eine wilde,

die Unvernunft eine dumme Bestie geworden und keine Vereinigung denkbar. Sie gleichen genau unsern menschlichen Gelüsten; da läuft auch die Democratie neben der Aristocratie herum und peitscht sich die Weichen. Während diese gravitätisch den Kopf hebt und für sich spricht, bleibt sie doch eine unvernünftige Bestie. Die Aristocratie hat Recht, die Democratie ist bestialisch, unvernünftig; doch ohne ihre Schuld. Denn nicht sie hat sich dazu gemacht, nur die Angewöhnung, jene Nachahmung der vernünftigen Aristocratie. Diese, meine Herrschaften, hat ihre fortwährende Bestialität zu verantworten."

„Alles zusammengenommen, meine Hochverehrtesten! ist nun dieser Löwenzwinger ein höchst anmuthiger Mikrokosmus. Löwen und Menschen sind sich nicht nur ähnlich, sondern gleich. Ein Mensch an sich ist so viel wie ein Löwe an sich, ein Gefängniß an sich steht mit einem Löwenzwinger an sich in Gehalt, Form und Einrichrichtung auf gleicher Stufe. In beiden gibt es Ketten, Geheul, Wärter; ein Eisengitter fehlt auch nicht. Am allerähnlichsten aber sind sie sich in dem Warum ihres Daseins. Warum giebt es

Gefängnisse und Löwenzwinger? Um die Angewöhnungen abzugewöhnen. Was aber ist ein Gefängniß und ein Löwenzwinger? eine verfluchte Angewöhnung rationaler Bestialität. Das ist zwar eine vermaledeite und verpönte Consequenz, aber in einem Diorama kann man dergleichen schon sagen. Ich weiß es, daß die Welt an einer sehr bösen Schwindsucht laborirt. Die Unverständigen nennen diese Krankheit Servilismus mit lieberalen Zuckungen verbunden. Sie irren jedoch, meine Herrschaften; denn die Angewöhnung und nichts Anderes ist diese weltaufreibende Schwindsucht. Wir werden Alle daran sterben, wir rationalen und irrationalen Menschen mit sammt den uns analog gebildeten Bestien. Uns Alle frißt die Angewöhnung, weil es kein specifisches Mittel dagegen gibt, sondern nur erbärmliche Palliative. Weder die spanische Fliege des Gefängnisses und Löwenzwingers hilft radical, noch der beizende Seidelbast von Peitsche und Kette. Alle diese Mittel treiben die Angewöhnung höchstens nur in die innern Theile und das Uebel verschlimmert sich. Gott gebe, daß nicht eine unheilbare Psora daraus entstehe, die sich nur in

fortwährend chronischen Krankheiten austoben kann! Ich sage: Gott verhüte es! Die Revolutionen sind solche verhaltene psoristische Ausschläge, große Völkerpsoren, nach innen getriebene Angewöhnungen, verstopfte rationale und irrationale Gedanken! Luft aber will der Gedanke immer haben, wenn er auch kein Brod hat. Nehmt ihm die gesunde Luft, so wird er wild, zur Bestie. Freilich bleiben Euch Gefängnisse und Löwenzwinger immer noch übrig, aber Ihr concentrirt ja nur die Wildheit und heilt sie nicht. Ihr legt ihr Bandagen an und zwingt sie, unter sich zu fressen. Dadurch aber treibt Ihr das Gift immer tiefer hinein, bis es die Seele ergreift und eins mit ihr wird. Dann erst ist das Elend fertig, und nur ein Mittel gibt es noch, dessen Anwendung ich höflichst vorschlage. Dies ist Vernichtung, Tod, radicale Ausrottung der verwöhnten Menschheit, der rationalen und irrationalen Bestialität in ihr. Rottet sie ganz aus, wie die Franzosen in Africa die Stämme Ben-Eloffiah und Ben-Melinah. Schont weder Greis noch Mann, weder Jüngling noch Jungfrau, weder Kind noch Säugling! Das ganze Geschlecht leidet an der

heillosesten Angewöhnung und diese muß abgeschafft werden, sonst nehmen die Löwenzwinger kein Ende. Doch hütet Euch dabei, daß Ihr Euch die Ausrottung nicht angewöhnt; denn das hieße das Uebel vermehren. Bleibt weise, gerecht, mäßig, befleißigt Euch der Leidenschaftslosigkeit und Ihr könnt Alles erringen, wonach ihr strebt. Dazu fordert Euch der Löwenzwinger auf. Die Bestialität kann nicht immer herrschen und alle Angewöhnung ist rationale Bestialität, die Königin aller Laster!"

Der Director beschloß seine confuse Erklärung und verlor sich unter der Menge. Die Versammlung lachte und amüsirte sich höchlichst an dem halbverrückten Manne. In der That ich bedauerte den armen Tiefenbach herzlich. Seine Worte waren glühende Schwefeltropfen in mein Herz gegossen. Wer sollte ihn nicht bemitleiden! Die geborne Menschheit mochte freilich bei diesem ewig langen Monologe des armen Mannes nicht fühlen, was ich, der Ungeborene. Aber mußte sich dieser Mann nicht verzehren? Seinen krankhaften Schmerz zu einem stehenden Jammer ausbilden? Mußte sein Herz sich nicht zur Marmorbüste verhärten, in deren Zügen der tiefste Seelenschmerz weint?

Ich glaubte diesem armen Tiefenbach bis tief in die Brust blicken zu können. Seine ganze Erscheinung kam mir vor wie die verkörperten Prophetie eines kommenden Jahrhunderts. Der Mann spielte mit Sternen und die Welt hielt sie für schillernde Knöpfe; er riß den Himmel aus einander und deutete seine Geheimnisse aus, aber seine Zuhörer meinten einen Guckkasten zu sehen, und erfreuten sich an den beweglichen Figuren. Sein Diorama starrte mich an wie das grollende Antlitz eines Sterbenden, der in seinem Leben von der Welt verhöhnt ward, und nun eine edle Rache nimmt. Mir klang jedes seiner Worte wie ein abgebrochner Gebeteston an das Herz, aber ich konnte mich doch nicht darüber freuen. Ich lachte, während ich innerlich weinte; ich war recht melancholisch bei übersprudelnder Lustigkeit. Dies ist natürlich, denn der Schmerz will eine Recompense haben und kann deshalb nicht immer klagen. Weinen ist ohnehin nicht meine Sache, und so ward mir das Diorama mit seinem Director bald ein Lebensbedürfniß. Ich besuchte es alle Tage, betrachtete ein Bild vier bis fünf Mal, hörte geduldig Tiefenbachs lange Erklärung zu Ende

und ging allemal beruhigt aus dem Tempel der Kunst.

Tiefenbachs Expectorationen blieben sich im Wesentlichen gleich, an die Worte jedoch band er sich nicht. Er kannte kein anderes Elend als die leidige Angewöhnung und ich stand mehrmals auf dem Punkte, mich zu seinem Schüler zu erklären.

Einstmals hatte ich mehrere Stunden lang dasselbe Bild in Gesellschaft betrachtet; allmählig verloren sich die Zuschauer, der Vorhang aber rollte nicht zusammen. Ich stand allein an der Gallerie und starrte gedankenlos in den dunklen Löwenzwinger. Ein leiser Seufzer in meiner Nähe erschreckte mich. Adelheids schwarzverhüllte Gestalt war neben mir auf die Knie gesunken. Sie schien mich nicht zu bemerken, ich verhielt mich ruhig und beobachtete sie eine Zeitlang.

Adelheid verharrte in ihrer Stellung und schien zu beten. Sonderbar! Der Zauber des Bildes mochte sie hingerissen haben in eine Stimmung, die der Andacht verwandt, den ganzen Menschen ergreift und beherrscht. Dies wunderte mich nicht, denn es ist etwas Eigenes in diesen Dioramabildern,

wenn man sie ganz allein betrachtet. Man kann von ihnen begeistert werden bis zum Fieberfrost. Alles in ihnen wird lebendig, aber es ist ein gespenstisches Leben, die Gestalten sprechen und wimmern nur Alles leis lispelnd. Mir klang dies Rauschen immer wie die Sprache Verstorbener oder das Säuseln des Traumes; und wenn sich ihre Lippen bewegten, die Gesichtszüge lebendig wurden, die Augen leuchteten: dann glaubte ich ein geheimes Gericht zu sehen, und laute Angst und stilles Weh ergriffen mich. Die ewige Schöpferkraft des Menschengeistes hauchte mich an aus diesen Gebilden; ich fühlte, wie nahe der Mensch der Gottheit ist. —

Nach einigem Harren wagte ich es die betende Adelheid leis zu berühren und mit Namen zu rufen. Sie schlug fragend das weiße Lid mit den langen seidenen Wimpern auf, und sah mich schweigend an.

„Fürchten Sie sich nicht," sprach ich, „Sie kennen mich ja. O wäre es Ihnen vergönnt mit mir zu sprechen! Könnte ich doch die tönenden Saiten Ihres Herzens belauschen! Sie sind unglücklich, ich weiß es, aber wahrlich, ich bin nicht

glücklich! Ein tiefes Weh ist mir zu Theil geworden, der Jammer eines Ungebornen!"

Adelheid hatte mich ruhig angehört ohne ihre knieende Stellung zu verändern. Jetzt winkte sie mir. Ich kniete neben ihr nieder. Sie ergriff meine Hand, ich drückte sie an meine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Wüßten Sie," sprach ich, „wie tiefen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme, könnten Sie mich ganz fassen, mir ein Zeichen Ihres Verständnisses geben; ich würde glücklich sein und meine Ungeborenheit vergessen."

Adelheid schüttelte ihr bleiches Haupt mit den vollen Locken, die leicht und zierlich auf die blendenden Schultern herabfielen. Ich hielt noch immer ihre Hand, ich drückte sie an mein Herz und vergrub meine Lippen in die bebend bewegte volle Schulter. Adelheid duldete meinen Ungestüm. Sie legte wie bittend ihren Arm über meinen Nacken. Ich richtete mich wieder auf und blickte in ihr dunkles brennendes Auge. Sie deutete mir an, mein Ohr ihrem Munde näher zu bringen. Ich gehorchte. Entzückt vernahm ich das leise Lispeln ihrer vom Schreck gelähmten Sprache

an meine Seele rühren. Ich lauschte, als vernähme ich ewige Prophezeihungen.

„Ich liebe Dich," lispelte Adelheid, „weil Du meinem geopferten Armagnac gleichst. Du hast seine Stirn, sein Auge, seinen Mund." Sie lächelte und drückte zum ersten Male ihre Lippen auf die meinigen. Ich umschlang sie in selig trunkener Entzückung. Sie entwand sich meiner stürmischen Umarmung und legte ihren Mund wieder dicht an mein Ohr.

„Du mußt nicht so stürmisch sein," sprach sie, „das taugt nicht für einen Ungeborenen. Ich liebe Dich, aber glaube nicht, daß ich Deine Gattin werden will. Das kann und darf ich nicht. Ich will nur lieben; ich mag die Heiligkeit der Liebe durch keine Angewöhnung entweihen. Du darfst es Niemandem merken lassen, mich nicht aufsuchen. Ich werde Dich sprechen und sehen, wenn ich will. Ich will Dich lieben als den wieder Körper gewordenen Geist meines geopferten Armagnacs."

Bei diesen Worten griff sie in den Busen und entblößte den gekrümmten Stahl ihres todten Geliebten. Sie ließ ihn vor meinen Augen leuchten, und setzte ihn mit kecker Hand auf meine Brust,

daß ich die scharfe Spitze durch die Kleider dringen fühlte.

„Ich bin nicht blutgierig," sprach sie, „aber ich will frei sein. Nun man mir den Geliebten gemordet hat, will ich unbegrenzt frei lieben, und Du mußt Dich ganz meinem Willen bequemen. Ich bin tief verwundet, meine Seele blutet und schmerzt mich ohn' Aufhören. Nur wenn ich Dich sehe, schließt sich die Wunde wie ein gesättigter Mund, und der Hauch des Kusses macht die hangenden Knospen des Lebens in mir aufblühen. Aber hüte Dich, mir unerlaubt zu nahen! Du würdest mich zur Furie werden sehen. Ich kann sicher das Herz treffen, denn ich weiß, wo es sich verbirgt. Unsere Liebe soll keine Angewöhnung werden. Ich will Dich nur lieben, wenn ich es verdiene."

Adelheid verbarg den Dolch wieder in ihren Busen und erhob sich. Mir ward seltsam zu Muthe in der Nähe dieser schönen, modernen Furie. Sie umarmte mich und gestattete, daß ich ihren Mund und Busen mit Küssen bedeckte. Als ich wieder aufblickte, deutete sie auf das noch immer unverhüllte Bild. Es war Abend geworden.

Die Flammen der niedergehenden Sonne gaben dem Gemälde eine entzückende Färbung.

„Die Angewöhnung von Blut überströmt," lispelte Adelheid den Arm ausstreckend. „So wird die Liebe sich rächen!"

„Wie? Ich verstehe Dich nicht," versetzte ich, „wenn sich die Rache in Liebe verwandelt, warum sollte sie sich dann noch rächen?"

„Liebe ist Rache," antwortete Adelheid. „Wer liebt, rächt sich und wer sich in der Liebe nicht rächt, der ist der Liebe nicht werth. Die höchste Wollust der Liebe ist die entzückendste Rache des Weltheiligen an dem mysteriös verhüllten Geiste. Sie versöhnt, was der Haß im geistigen Wahne verdammt hat."

Ich verstand das wilde Mädchen nicht. Adelheid schwärmte und deutete fortwährend auf das Gemälde, das sich in immer glühendere Farben hüllte. Ihre ganze Gestalt ward von dem Purpur des Abendroths übergossen. Sie stand unbeweglich da und deutete auf den Zwinger.

„Sieh'," hauchte sie und beugte mein Ohr zu ihrem Munde, „sieh', wie das Morgenroth aufbricht über dem Zwinger. Die Abendgluth der

Angewöhnung ist das Morgenroth des neuen Lebens. Die Löwen bäumen sich, dem dreifach gefesselten wächst die verschnittene Mähne, er schüttelt die Ketten und sie zerreißen! Sieh', die jungen Löwen umarmen sich, und die lagernden alten richten sich empor! Immer heller leuchtet das Morgenroth, das Gitter glüht, die Riegel schmelzen! Gib Acht, jetzt erheben sich die Löwen, sie schmettern ihre Wärter nieder und stürzen sich auf die höhnenden Buben! Jauchze, mein Armagnac, der Löwenzwinger bricht zusammen, die Freiheit hat die Ketten zermalmt!"

Der Vorhang rauschte zu und verdeckte das Bild. Adelheid entschlüpfte meinem Arm, der Director rief mich beim Namen. Bald darauf trat er ein und entschuldigte sich, daß er mich stören müsse.

„Die Sonne ist untergegangen," sprach er, „ich muß das Diorama schließen. Dieses Bild haben Sie heut' zum letzten Male gesehen, in einigen Tagen kann ich Ihnen ein anderes bieten."

Ich bat um Entschuldigung wegen meines langen Verweilens.

„O bitte!“ versetzte der Director, „es läßt sich ja doch nicht ändern. Sie haben sich nun einmal an diese Bilder gewöhnt und da muß man schweigen. Ein Glück, daß diese Angewöhnung zu den unschädlichen gehört.“

Niemals noch hatte sich mir der Einfluß der Politik auf das häusliche und sociale Leben so grell gezeigt, als seit meinem Aufenthalte in der Residenz. Die Bekanntschaft mit Tiefenbach und dessen Tochter ließ mich tiefe Blicke in den gemeinsamen Jammer thun, den immer Einer vor dem Andern zu verbergen bemüht ist.

Wahnsinnige habe ich von jeher mit eigener Theilnahme beobachtet, da ich sie für die unglücklichsten Geschöpfe halte, die zu leben verdammt sind. Schon öfters hat es mir scheinen wollen, als vermehre sich mit der steigenden Cultur ihre Anzahl. Das wäre eine traurige Wahrnehmung, die zu den ernstesten Fragen Veranlassung geben müßte. Früher wurden die Menschen wohl aus Liebe oder Eifersucht, aus zu anhaltendem Studiren, aus übertriebener Speculation wahnsinnig, jetzt

aber greift das politische Elend auch in das tiefste Seelenleben der Individuen ein, und verursacht hier Spaltungen wie dort. — Ich weiß nicht, ob man den Wahnsinn zum Liberalismus oder Servilismus rechnen will, bin aber überzeugt, daß er beide paralysirt. Faßt man diese Erscheinung ganz ruhig auf, so ist der Wahnsinnige immer noch der Freieste, weil er weder dieser noch jener Partei angehört. Er bildet eine Partei für sich; er ist die lachende Elite aller Parteien. Keine kann ihn erreichen, er ist ihnen davon gelaufen. Der Wahnsinn befindet sich ohne Zweifel auf dem besten Wege eine vollkommene Staatsverfassung zu begründen. Lachen und Weinen sind seine ersten Minister, sie ergänzen sich gegenseitig und gleichen die Extreme fortwährend aus, so daß nie eine zerstörende Spaltung entstehen kann. Danken wir Gott, daß er uns dies letzte aller Auskunftsmittel, die Welt zu ordnen, gezeigt hat. Eine Welt voll Wahnsinniger, zumal, wenn sie still und stumm sind wie Adelheid, muß ein sublimer, schauerlich-großartiger Anblick sein. Ob sie dann wohl dem Schöpfer aus der Schule schwatzen sollten? —

Die Unterredung mit Adelheid hatte mich sehr aufgeregt. Als ich wieder allein war, rief ich mir nochmals den ganzen Vorfall in's Gedächtniß zurück. Hatte auch die Vernunft wieder die Herrschaft gewonnen, dennoch klopften alle Pulse in mir nach Liebe zu Adelheid, der stillen Wahnsinnigen. Ihr Wahnsinn war reizend, denn er hatte sich ganz in die Liebe vertieft. Wahnsinn und Liebe sind bei Adelheid vollkommen eins geworden, und ich war der Gegenstand ihrer Liebe, ihres Wahnsinns! Das beunruhigte, folterte mich.— Ich gedachte meiner Jugendjahre, wo ich einst die Nacht des Wahnsinns auf meinen Geist herabrief, um die Gemeinheit der Welt nicht mehr bemerken zu können. Sollte dies die Erfüllung jenes fluchwürdigen Gebetes sein? Adelheid meine Gattin! — Doch nein, sie hatte mir ja gestanden, daß sie mich nur als den verkörperten Geist ihres geopferten Armagnac liebe, daß sie mich nicht als meine Gattin, sondern nur als immerwährende Geliebte suchen und sprechen wolle. — Ich sollte eine sonderbare Rolle spielen, die Liebe eines Todten. — Es war seit einigen Tagen eine dumpfe Luft in der Residenz. Politische Ungewitter

schienen zu drohen und warfen ihren drückend gespenstischen Schatten auf die Herzen der Bevölkerung. Das Diorama blieb ungewöhnlich lange geschlossen. Ich verlor mich auf meinen Spaziergängen oft in dessen Nähe, um wo möglich Adelheid zu erblicken, alle meine Bemühungen aber blieben fruchtlos. — Die Gesellschaftsorte waren spärlich besucht, und die wenigen, welche ich antraf, blieben einsylbig und verschlossen. Mich fing die Residenz an zu langweilen. —

Die Politik hat mich nie besonders interessirt. Als Mensch zwar habe ich mich stets veranlaßt gefunden, lebhaften Theil an ihr zu nehmen, als Ungeborener aber fühlte ich keinen Beruf in mir durch politische Beobachtungen mein Leben zu verbittern. Jetzt herrscht zwar in mir der Mensch vor, außer mir aber regiert der Ungeborene und dieser rückt mir alles Politische in weite Ferne. Da ich kurzsichtig bin, muß ich mich auf's Hörensagen verlassen. Nun gehört es aber zu den Schwächen der Ungeborenen, daß sie das viele Schwatzen nicht leiden mögen, ich erfahre daher von Politik so viel wie nichts.

Dies beunruhigt mich keinesweges. Jeweniger

ich von Außen her gemartert werde, desto klarer und heiterer wird der Mensch in mir. Ich ziehe mich ganz in meine Menschenhülle zurück. Das ist mein Ausgedinge, da lebe ich ganz behaglich und halte die politischen Schatten für vorübereilende Wolken. Nebenbei treibe ich Meteorologie und notire mir genau das Wetter. Meine Tabellen zeigen viele Wolken, wovon die Schuld am Ende nur den politischen Ungewittern in Rechnung zu bringen. Wäre dies der Fall, sollte es mir leid sein um die Meteorologie; denn sie würde durch meine so gewissenhaft geführten Tabellen dennoch dereinst ganz gewiß verfälscht. Die Politik stört, selbst meine Privatstudien will sie nicht in Ruhe lassen. Kann man es daher mir noch verdenken, daß ich ihr nicht gewogen bin? Ich bin ein Ungeborener, der sich zu dem Menschengeschlecht verhält wie der Mensch zu den Fürsten. Einem Ungeborenen kann man nichts hoch anrechnen; er entbehrt aller höhern Cultur.

In dieser Zeit der politischen Wirren vergnügte ich mich auf eigene Faust in der Residenz. Früh schlief oder las ich, am Tage, d. h. von

Mittag an, ging ich spazieren, und ließ mich sogar wieder einmal von dem erwerbsüchtigen Lohnbedienten herumrennen — denn „führen" konnte man es nicht nennen. — Eine heftige angestrengte Körperbewegung in dieser Schwüle konnte der Gesundheit nur zuträglich sein, wäre mir es dadurch nur auch möglich gewesen, die Langeweile mobil zu machen. Dies wollte mir aber nicht glücken. Die Menschen sogar, die mich anfangs so sehr interessirten, weil ich Character in ihnen zu bemerken glaubte, wollten mich auch nicht mehr ansprechen. Seit der Hof mit politischen Räthselauflösungen beschäftigt war, verflachten sich alle Gesichter und hingen schlaff wie durchweichte, pappene Larven an den Köpfen.

Mißmuthig darüber war ich in Begriff abzureisen, als mir der Bediente die trostreiche Nachricht brachte, das Diorama werde heut' wieder eröffnet. Ich beschloß sogleich meinen Aufenthalt zu verlängern, obwohl es mir mit der beschlossenen Abreise nie rechter Ernst gewesen. Was hätte denn aus der armen Adelheid werden sollen, und was aus mir, der ich in ihrem Anschauen ja alle Seligkeiten der Erde genoß, ob-

wohl sie nur ein armes, bleiches, stummes, wahnsinniges Mädchen war!

Ich beeilte mich, zeitig am Diorama zu erscheinen. Es war noch verschlossen, wenige Menschen warteten vor der Thür. Unter diesen befanden sich einige aus den höheren Ständen. Sie sprachen über Politik, und meine ungeborenen Ohren wollten sich diesen ungewohnten Klängen mit aller Kraft verschließen; doch siegte der simple Mensch und ich verhielt mich ruhig. Unterdeß las ich den Anschlagezettel, der sehr lang war, und eine anziehende Beschreibung des aufgestellten neuen Bildes lieferte. Die getroffene Wahl schien mir diesmal höchst unglücklich. Der Director hatte zum Gegenstande „das Innere eines Eisenhammers" gewählt. Wer sollte sich für einen Eisenhammer interessiren? Oder hätte Tiefenbach tiefer geblickt als ich? Doch, doch! Ein Eisenhammer ist ein sehr glücklich gewählter Gegenstand für ein Dioramabild. Nichts interessirt jetzt in der Welt mehr als Eisen. Eisen ist das interessanteste Metall nächst Gold und Silber, ja es ist sogar noch interessanter als diese beiden, denn es verinteressirt sich. Durch Eisen

kann Einer heut zu Tage reich werden. Drum wohl dem, der einen tüchtigen Eisenhammer besitzt; die Cultur der ganzen Welt ist in seine Hand gegeben. In Eisenhämmern wird man fortan die neuen Gesetze der neuen Freiheit schreiben — Eisenhammergesetze. Wunderlich, wunderlich, die Welt geht heutzutage einen sehr confusen Gang!

Während diese Gedanken mein Gehirn durchkreuzten, hatten sich die paar cultivirten Menschen an meiner Seite fortwährend über Politik unterhalten, und so erfuhr ich beiläufig, daß unser Cabinet — ich sage so, weil ich damals Bewohner jener Residenz war, — auf dem Punkte gewesen sei, sich von dem *—schen Cabinet zu trennen. Der *—sche Botschafter war abgereist und der politische Horizont sehr finster geworden, jetzt aber hatte man sich wieder verständigt und erwartete in wenig Tagen die Ankunft eines neuen Botschafters.

Mir war es ziemlich gleichgiltig, wer *—scher Botschafter am Hofe sei. Er trug durchaus nichts zur Förderung meines ungeborenen Ichs bei, noch hatte ein derartiger Gesandtenwechsel

irgend einen Einfluß auf das Steigen und Fallen meiner Renten. Diese blieben sich immer gleich, sie standen fortwährend unter pari. Und doch sollte ich recht bald die Erfahrung machen, daß jene politischen Unwetter auch meinen individuellen Seelenhorizont gewaltig schwärzen und brennende Blitze in mein stilles einsames Herzenshäuschen schleudern sollten. Gott weiß, wie es kommen mag, daß jetzt politische Fragen auch den unbedeutendsten Einzelmenschen, und wäre er selbst ein Ungeborener, bald lähmend, bald aufrichtend berühren. Lange habe ich darüber nachgedacht, komme aber zu keinem Resultat, selbst nicht durch Berechnungen oder Gleichungen. Dies hat mich auf den Einfall gebracht, es liege hierin die Quadratur des Gedankens verborgen, die meiner Meinung nach noch weit schwieriger zu finden ist als die des Zirkels. Bei dieser helfe ich mir durch einen unmathematischen Kniff. Ich messe einen Kreis mit einem Zwirnsfaden, male dann ein Viereck hin, und ziehe nun um dieses den Faden so lange herum, bis er paßt. So finde ich wenigstens die Quadratur eines Kreises.

Das Diorama öffnete sich. Der Zudrang

war noch bedeutender als bei den früheren Bildern. Director Tiefenbach hatte trotz seiner fixen Idee doch einen hellen und richtigen Blick. Der Eisenhammer zog Jung und Alt herbei, am zahlreichsten aber fand sich die Kaufmannschaft ein.

Mit Mühe eroberte ich mir ein Billet; Adelheid ließ einige Secunden lang ihr schwärmerisch glühendes Auge mehr ernst als freundlich auf mir ruhen und ich eilte die Treppe hinauf in den Saal. Diesmal glaubte ich unter eine summende und lärmende Gesellschaft zu kommen, aber als schlummere der Genius der Kunst in diesem düstern Raume, und weise alles Störende und Gemeine schweigend zurück, — mich umgab eine lautlose Versammlung.

Der Saal war überfüllt, nur langsam arbeitete ich mich bis an die Barrière durch und harrte schweigend wie die übrigen des zu zurückrollenden Vorhanges. Tiefenbach schien es diesmal recht auf Erregung der Neugier abgesehen zu haben. Längst schon mußten die Neuankommenden aus Mangel an Raum zurückgewiesen werden und dennoch bewegte sich der Vorhang nicht. Ich bewunderte die Geduld der Anwesen-

den. Sonst pflegen die Zuschauer gern zu commandiren, hier verhielt sich jeder ruhig, als schäme sich einer vor dem andern. Vielleicht auch that man es den Grillen des Directors zu Liebe, um ihn bei guter Laune zu erhalten, und dadurch zu einer recht pikanten Erklärung aufzumuntern.

Schon hatte ich Lust, die Gesellschaft für diesmal zu verlassen, als die harmonisch läutende Glocke unsere Erwartungen zu erfüllen versprach. Langsam rollte der Vorhang zurück und das Bild stand vor unsern Augen. Wie gewöhnlich war es im Anfange sehr düster. Ich konnte nur bemerken, daß sich ein großes, steinernes Gebäude zeigte, in dessen Inneren sich eine Menge Menschen herumtrieben, deren schattenartige Gestalten ein gespenstiges Ansehen hatten. Hohe, bogenförmige Fenster durchbrachen im Hintergrunde und auf der einen Seite des Gebäudes die Wölbung. Nach und nach erhellten sich die Scheiben, die Sonne ging auf, und brach mit purpurrother Gluth durch die hohen Fenster. Der Anblick war großartig und bezaubernd. Das Gewühl der Schatten ordnete sich zu geschäftigen Menschen-

gruppen; mehrere Eisenhämmer erblickte man in Thätigkeit. Ueberall handhabten die cyklopenartigen Arbeiter glühende Eisenmassen, diese große, runde Scheiben, jene lange Stäbe oder Schienen, Andere schmiedeten riesengroße Ringe aneinander, noch Andere waren beschäftigt, das zähe Metall in Draht von verschiedener Dicke zu verwandeln. Den großartigsten Contrast brachte die Morgenröthe und die Gluth, welche in den riesigen Oefen wüthete, hervor. Man glaubte in die Werkstatt Vulkans zu blicken und meinte, das wilde Geräusch der arbeitenden Maschinen, das Brausen der Gewässer und Räder zu vernehmen.

Jemehr sich die Phantasie in die geräuschvolle Welt versetzte, desto grauenhafter war die gespensterhafte Stille, die rings umher in der Wirklichkeit herrschte. Erst mit dem Eintritt des kleinen, beredten Directors kam neues Leben in die Zuschauer. Er nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, setzte eine Zeitlang sein sonderbares Kopfwenden fort, und begann alsdann die Erklärung.

„Es wird Ihnen vielleicht unnöthig dünken,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

verehrte Anwesende," sprach er, „daß ich diesem anscheinend sehr verständlichen Bilde noch einige erläuternde Worte beifügen will. Allein so viel Scharfsinn ich Ihnen insgesammt auch zutraue, die eigentliche innere Bedeutung dieses Gemäldes können doch nicht Alle gleich gut erfassen, und da alle diese Bilder meine eigenen Erfindungen sind, so bin ich gewiß ihr befugtester Erklärer.

„Eisenhämmer, verehrte Herrschaften, sind sehr brave und brauchbare Erfindungen. In Eisenhämmern wird, wie Sie wissen, das Metall zu Stangen, Schienen und andern Dingen verarbeitet. Dies Alles sehen Sie auf dem trefflichen Bilde vorgehen, malerisch, natürlich, lebendig. Es liegt aber noch weit mehr als dies in dem Gemälde, und diese innere Natur, die Seele desselben, lassen Sie uns jetzt kennen lernen."

„Von jeher hat man Eisen zu Waffen verarbeitet. Dies thut man auch jetzt noch und zwar aus Angewöhnung. Nun betrachten Sie aber einmal gefälligst das Bild. Da bemerken Sie dort links von der Gluth des ersten Ofens eine Menschengruppe, die mit den riesengroßen Zangen einen ungeheuren glühenden Eisenstab

unter dem Hammer hin und her bewegt. Bemerken Sie ferner die Gesichtszüge der modernen Cyklopen, jeder Zug ist ein Ausdruck unserer Zeit, in jeder Falte liegen die in Zukunft von diesem Eisenstabe zu gewinnenden Procente. Was soll aus dieser ungeheuern Stange für ein Gebilde entstehen? Nichts mehr und nichts weniger als eine Eisenbahnschiene! Da haben Sie das Bedeutungsvolle. Achten Sie genau auf die cyklopenartigen Arbeiter. Sie strengen ihre Kräfte doppelt an, sie arbeiten körperlich und geistig. Unter den Schlägen des furchtbaren Hammers beben ihre athletischen Formen, und dennoch vermögen sie noch zu rechnen. Sie haben Actien auf alle Eisenbahnen in der Welt genommen, denn ihr Eisenhammer arbeitet und pocht, hämmert und plattet nur Schienen zu Eisenbahnen. Ich bedaure die armen Geplagten, sie haben weder Tag noch Nacht Ruhe. Aber es ist nichts zu machen, denn sie haben aus Angewöhnung Eisenbahnactien genommen, wie die ganze übrige cultivirte und uncultivirte, sittliche und unsittliche, kirchliche und unkirchliche, geistliche und ungeistliche, beamtete und unbeamtete, schreibende und

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nicht schreibende, raisonnirende und stillschweigende, kluge und dumme Welt. Eisenbahnactien zu nehmen ist Weltangewöhnung geworden. Wenn unsere Ur-Ur-Urenkel seufzen werden, so werden sie über den ersten Eisenhammer spectakeln. Das erste Gebot in ihrem Katechismus wird heißen: „Nimm keine Eisenbahnactien!“ Was ist das? — „Du sollst nicht schachern und handeln, nicht wie der Sturmwind durch die Welt sausen und brausen, klappern und rädern. Du sollst keinen Spectakel machen auf Erden, sondern fein still und ruhig sitzen, damit Du aus Bewegung nicht zum Bewegenden wirst!“ —

„Glauben Sie ja nicht, meine Verehrtesten, daß ich ein Gegner der Eisenbahnen bin. Nein, ich liebe sie und erkenne ihren großen Nutzen an, aber ich sage, was unsere Enkel sagen werden, ich eifere blos gegen die Angewöhnung. Es darf nichts zur Angewöhnung werden, selbst nicht die Schnelligkeit, Regsamkeit, Freiheit. Eine angewöhnte Freiheit ist eine todte Freiheit, man spürt und schätzt sie nicht. Die Freiheit muß man nicht haben, man muß sie erstreben, erjagen. Die Freiheit ist nichts als die ewige Abgewöh-

nung der Angewöhnung. Gewöhnt Euch alles Angewöhnte ab, so werdet Ihr frei, aber gewöhnt Euch um des Himmels willen nicht an die Abgewöhnung, sonst fallt Ihr sogleich in die Angewöhnung, und somit auch in die Knechtschaft und Unfreiheit zurück. Die Eisenbahnen sind gut, aber daß die Welt anfängt sich daran zu gewöhnen, ist nicht gut. Eisenbahnen sind Abgewöhnungen der Langsamkeit und Unbeweglichkeit, cultivirt sie, aber angewöhnt sie Euch nicht. Eisenhämmer sind Abgewöhnungen der Bedenklichkeit und Bedachtsamkeit, der Höflichkeit und Complimentirsucht; sie schlagen immer geradezu; sie pochen ohn' Aufhören an, sie sind Abgewöhnungen des Stillschweigens; sie bringen die Oeffentlichkeit."

„Bitte, werthgeschätzte Zuschauer, wenden Sie Ihre Blicke etwas weiter links. Dort bemerken Sie abermals eine Arbeitergruppe, beschäftigt Ringe in einander zu fügen, große Spangen und Schienen, doch nicht in Eisenbahnen=Kaliber, zu schmieden. Jene Gesellen behaupten, da es nun einmal Eisenbahnen geben solle, müßten sie auch überall eingeführt werden. Da haben Sie

den Jammer der vermaledeiten Alles vernichtenden Angewöhnung!"

„Früher schmiedeten diese Menschen einfache, verständliche, leicht zu begreifende, fühlbare Ketten; Steuerketten, Hemmketten, alle mögliche Sorten Ketten. „Das ist nicht mehr an der Zeit," sagten sie, „laßt uns Eisenschienen schmieden und Eisenringe von schienenartigem Ansehen." Gesagt, gethan. Diese Cyklopen schmieden Eisenschienen ganz in Eisenbahnschienen-Façon. Aber denken Sie sich den Unverstand, die grausamliche Angewöhnung dieser Menschen! Sie wollen die Eisenbahnensysteme auf den Menschen anwenden, und sie auch hier cultiviren. „Wenn der Mensch ein Mikrokosmus ist," — wundern Sie sich nicht, meine Herrschaften, über die Gelehrsamkeit dieser Gesellen, sie sind ja Cyklopen, Vulkans Schmiedeknechte, — „wenn also der Mensch ein Mikrokosmus ist," behaupten sie, „so muß er sich accurat wie der Makrokosmus behandeln lassen." Und von diesem Princip ausgehend, belegen sie ihn von der Sohle bis zum Scheitel mit Eisenbahnen, spannen ein vollkommenes Eisenbahnnetz über ihn aus, und meinen, nun erst sei die Gefühls=

und Gedankeneinheit des Menschen, welche mit der Handels- und politischen Einheit der Erde oder der Völker verglichen werden könne, vollkommen hergestellt! — „Was," sagen Sie, „was muß die Correspondenz zwischen Kopf und Herz, zwischen Vorder- und Hintertheil, zwischen Unten und Oben rasch gehen, wenn ein ganzer Mikrokosmus in ein solch wohlgeschientes Eisenbahnnetz gestrickt ist! Die Gedanken kutschieren im Teufels- oder Dampfgallopp vom Kopf in die kleine Zehe, und die Gefühle machen dieselbe Tour. Und damit ja kein Unglück geschieht, legt man doppelte oder Sicherheitsschienen an, so daß immer zwei hübsch neben einander hinlaufen. Das ist eine frische, muntere und lebendige Gefühls-, Gedanken-, Schmerzens- und Herzenscommunication, und der Mikrokosmus liegt dabei so still wie die liebe Erde. Er braucht gar nicht mehr selbst zu denken. Die Gedanken und Gefühle finden den Weg auf den Eisenbahnen so sicher allein und sind dabei so prompt, daß sie sich nie verspätigen, immer zur gehörigen Zeit im Mittelpunct des großartigen Eisenbahnennetzes anlangen und im Herzen abtreten. Mancher Gedanke, an diese

schnelle Communicationsart noch nicht gewöhnt, stirbt freilich dabei an der Schwindsucht, auch das Gefühl geht langsam zu Grunde, aber was thut das? Es ist gut. Was nicht ewig leben kann, mag immerhin sterben!" —

„So, meine verehrtesten Herrschaften, raisonniren diese abscheulichen Eisenhammer-Gesellen. Es ist unangenehm, muß aber ertragen werden. Das Unglück liegt in der Angewöhnung. Wer kann für seine Angewöhnungen? Und wenn sich alle Welt die Angewöhnungen abgewöhnte, Einige wird es immer geben, die im Abgewöhnen schon wieder das Angewöhnen cultiviren. Es läßt sich nicht zwingen, selbst nicht mit Eisenbahnen! Und wenn irgend etwas die Angewöhnungen abschaffen kann, so sind's die Eisenhämmer. Aus den Eisenhämmern wird das Zeitalter der Abgewöhnungen hervorbrechen wie eine neue Völkerwanderung. Es wird eine Angewöhnungs-Wanderung entstehen; die Horden der Angewöhnungen werden auf einander stoßen, sich gegenseitig auflösen und das Reich, das neue frühlingsfrische Weltreich der Abgewöhnungen gründen. — Hier, meine Verehrtesten, sehen Sie den Heerd dieser Welt-

umgestalter vor sich. Hier in diesem Eisenhammer werden die Jupitersblitze der neuen Aera geschmiedet, gepocht und getrieben, die man in die alte Welt der Angewöhnungen schleudern wird, um sie für immer auszutilgen, und mit ihnen rasselt und keucht der phlogistisirte Gedanke durch alle Welt, und eilt von Ost nach West, von Süd nach Nord, um Verkündiger der Freiheit zu werden, die, eine Tochter eherner Beharrlichkeit, sich nur durch erzene Ringe dem freiwerdenden Sohne der modernen Welt vermählen will. Die Rosenketten sind schön, sie duften und blühen, sie ergötzen und erheitern uns, aber sie nützen weder reell, noch ideel; Eisenbahnen-Ketten aber sind Ketten, womit sich die fernsten Geister einander verloben. Sie verbinden und umarmen alle Völker der Erde und alle Geister der Erde. Sie sind hart und spröd, aber der geeinte Gedanke erweicht die spröde Schaale und die duftende, blühende Rosenkette verbirgt sich in der sicheren eisernen Hülle. Eisenbahnen-Ketten sind die Panzer der Freiheit, jenes ewig wachen Kreuzritters, der auszieht als Befreier des heiligen Grabes — des menschlichen Gedankens! —

Meine Verehrtesten, ich stimme dafür, dem Eisenhammer ein Lebehoch auszubringen!" —

Die Versammlung war von der lebhaften Rede des Directors enthusiasmirt. Sie stimmte mit lautem Ruf in seinen Vorschlag ein, und ein hundertstimmiges Lebehoch ward dem Eisenhammer ausgebracht, und nicht nur dreimal, sondern nach Englischer Sitte dreimal dreimal wiederholt.

Es war eine eigne Feier. Schwerlich hatte man zuvor einem Diorama-Bilde ein Vivat gerufen. Der Director Tiefenbach verstand seinen Vortheil. Er hatte sich durch die Erklärung des aufgestellten Bildes Aller Herzen gewonnen; man vergaß seine Narrheiten und fixen Ideen und hielt sich an das Vernünftige darin.

Und kann man etwas Besseres thun? Ueberall, scheint mir, liegen hinter oder vor der gesunden Vernunft fixe Ideen, und es ist ja noch nicht einmal erwiesen, ob nicht die sogenannte gesunde Vernunft selbst eine fixe Idee sei? Versteht man unter einer fixen Idee eine feste, nie wankende, so sind die Ideen von Gott und Christus die allerfixesten Ideen, an denen die gesammte Welt entweder leidet oder sich erhebt und begeistert. Wo liegt

die Wahrheit? Ich weiß es nicht, denn ich bin ein Ungeborener. —

Nach beendigter Erklärung des Bildes zog sich Tiefenbach wieder zurück. Alles drängte sich höchst befriedigt aus dem heiter=ernsten Tempel moderner Kunst, und auch ich verließ das Diorama, wenn nicht befriedigt, doch mannigfach aufgeregt. Ein leiser Händedruck Adelheids beim Vorübergehen an der Casse brachte mein Blut in heftigere Wallung und ich blieb der Gefangene dieser schweigsamen Unglücklichen. Ich wünschte ihr mittels der Ideen ihres Vaters die Gedanken wieder beleben und in Communication mit der gesunden Vernunft bringen zu können, meine Wünsche aber sollten nicht erfüllt werden.

Der Aufenthalt in der Residenz fing an mich zu langweilen. Das ewige Einerlei von militärischen Exercitien, Operngenüssen, Concerten war mir schon längst zum Ueberdruß geworden, da ich es kaum wagen durfte, eine beißende Bemerkung darüber laut werden zu lassen. Unter so mißlichen Umständen hielt mich nur noch das

Diorama zurück, dessen Bilder mich stets neu aufregten und in ihrer Metamorphose nur ein verschiedenartiger Abdruck von Adelheids und Tiefenbachs unendlichem Seelenschmerz zu sein schienen.

Seit der sonderbaren Unterredung vor dem Bilde „der Löwenzwinger" hatte ich Adelheid nicht mehr gesprochen. Sie ging selten aus und vergnügte sich meist durch stilles Betrachten der Vorübergehenden an demselben Fenster, wo ich sie zuerst gesehen. Eines Tages erging ich mich in den schattigen Gängen des großen Parks, der sich in geringer Entfernung von der Stadt bis in ein dichtes Gebüsch hinzog. Gedankenvoll durchwandelte ich die Laubgänge und schwelgte in der schöneren Vergangenheit jugendlicher Eindrücke. Ein Geräusch weckte mich aus diesen süßen Träumereien, ich blickte auf, und bemerkte Adelheid auf einer zierlichen Bank unter dem bewegten Laubnetz überhangender Buchen. Sie wurde meiner zugleich ansichtig, und winkte mir mit jenem anmuthigen, schwermüthig-reizenden Lächeln, das ihr Gesicht mit so unbeschreiblichem Zauber umfloß. Lange hatte ich mich gesehnt, sie wieder

einmal allein zu sprechen, ich eilte an ihre Seite und drückte ihre zarte Hand an meine Lippen.

„Wann werden Sie die Residenz verlassen?“ hauchte sie, ihren Mund an mein Ohr haltend.

„Verlassen? Am liebsten verließ ich den Ort nie, wo Adelheid weilt.“

Sie lächelte und spielte mit ein paar Blumen, die sie abgerupft hatte. „Wir können uns nicht ewig lieben,“ sagte sie nach einer Pause. „Armagnac erlaubt es nicht, und ihm muß ich gehorchen, denn er ist für die Freiheit gestorben.“

„Du sagtest aber ja, ich gleiche Deinem geopferten Armagnac? Warum willst Du mich nicht immer um Dich dulden, mich nicht ewig lieben?“

Adelheid griff in den Busen und riß den gekrümmten Dolch heraus.

„O, spiele nicht mit dieser furchtbaren Waffe!“ sprach ich. „Lege sie ab, damit Du Dich nicht verletzest. Ein einziger unglücklicher Fall kann sie Dir in Dein warmes liebeathmendes Herz bohren.“

„Liebe ist Haß,“ versetzte Adelheid, „und ich will dieses letzte Geschenk Armagnac's so lange tragen, bis ich die Liebe zu ihm und zu Dir in

Haß gegen den Feind der Liebe und Freiheit habe aufgehen lassen.“

Verwundert betrachtete ich das zürnende Mädchen, weil ich den Sinn seiner Worte nicht begriff. Adelheid hatte nicht lieben dürfen, wie es ihr Herz verlangte, Gesetz und Herkommen legten dem Gefühle herzlose Ketten an. Ihr Vater hatte Recht, Adelheid war durch Angewöhnung still geworden.

Ich bat sie, mit mir nach Hause zu ihrem Vater zu gehen. Sie schüttelte den vollen Lockenkopf. Ich deutete ihr an, der Abend werde kühl, und der fallende Thau könne ihrer Gesundheit schaden. „Armagnac will mich sprechen,“ flüsterte sie, „ich muß allein bleiben und auf ihn warten.“

Dies nahm ich für eine höfliche Verabschiedung. Abermals küßte ich ihre Hand und suchte mich zugleich des Dolches zu bemächtigen, der neben ihr auf der Bank lag. Aber sie bemerkte meine Absicht, riß mir den Stahl hastig durch die Hand, daß die gekrümmte Schärfe tief in meinen Ballen einschnitt, und erhob ihn drohend und funkelnden Auges gegen meine Brust. Dann verbarg sie ihn lächelnd wieder an ihren Busen.

Ich zeigte ihr meine blutende Hand, sie nahm ihr Taschentuch und verband die Wunde. Dies wollte ich nicht dulden, aber sie war nicht davon abzubringen und drohte mir sogar bei fortgesetzter Weigerung abermals mit dem halb entblößten Dolche. So ließ ich es denn geschehen und entfernte mich schnell, da ihr heftiges Winken es zu wünschen schien.

Nach dieser Begegnung hielt ich mich einige Tage lang fern von dem Diorama.

Adelheids drohende Blicke wirkten dämonisch auf mich. Ich ward selbst unruhig, aufgeregt, wild, wenn ich das schöne Furiengesicht mit den bleichen Zügen vor mir sah. Wie die Göttin der Freiheit, die über die Versunkenheit der Menschen grollt, erschien mir das halb wahnsinnige so wunderlich liebende Mädchen.

Das Diorama war abermals geschlossen worden, meine Wunde begann zu heilen. Adelheids Taschentuch betrachtete ich als eine glückliche Eroberung, und nahm mir vor, ihr es nicht wiederzugeben, wenn sie es nicht selbst von mir fordern sollte.

In dieser Zeit kam der neue *—sche Botschafter an. Am Hofe wurden glänzende Feste gegeben

und der schöne, noch jugendliche Mann erregte in der Residenz Aufsehen. Wer ihn gesehen hatte, pries gleichermaßen seine männliche Schönheit wie sein humanes, herablassendes Wesen. Mich interessirten diese Neuigkeiten wenig; doch ließ ich mir von ihm erzählen, so viel man wollte und stimmte auch nöthigenfalls in die allgemeinen Lobeserhebungen mit ein. Denn hätte ich eine andere Meinung behauptet, so wäre ich in den Augen der Residenzler zu tief gesunken.

Der Director Tiefenbach glaubte diesen Enthusiasmus der Bevölkerung benutzen zu müssen, er kündigte ein neues Dioramabild an, und wählte diesmal „ein Narrenhaus." — So wenig man im gewöhnlichen Leben die Narren liebt, so gern pflegt man sie im Bilde oder auf der Bühne zu sehen. Eine geheime Sympathie zieht den gesunden Menschen zum Narren, wie den Narren zum gesunden Menschen hin. Es ist, als gehörten beide zusammen und könnten erst vereint den ganzen Menschen ausmachen, etwa so wie Glauben und Wissen sich gegenseitig ergänzen.

Schon zwei Tage vor der Eröffnung des Diorama ließ Tiefenbach rosenrothe Anschlagzettel

drucken von riesenhaftem Umfange. Die Leute mußten gleich sehen, daß es sich diesmal um die liebe ehrwürdige Narrethei handle. Die Bevölkerung ward unruhig und ein ungewöhnliches Leben bewegte die Stadt. Ich befürchtete Mord und Todtschlag von diesem Narren-Enthusiasmus und besuchte am Vorabend der Vorstellung den Director, um mir voreilig ein Billet einzulösen. Tiefenbach war wie immer sehr beredt und hoffte diesmal auch mehrere Personen vom Hofe bei sich zu sehen.

„Der *—sche Botschafter kommt gewiß,“ sagte er, den Kopf auf seine eigenthümliche Weise hin und her wendend. „Es ist ein Comte de St. Hilaire, jung, gewandt, kunstsinnig und gewiß auch etwas neugierig. Deshalb muß ich schon etwas Außerordentliches aufstellen und dieses Gemälde eines Narrenhauses ist eben erst fertig geworden. Sie werden über die Fülle der Narrethei erstaunen. Versäumen Sie nur nicht, sich recht zeitig einzufinden, ich will Ihnen einen guten Platz aufbewahren. Dann stelle ich in acht Tagen die Krönung Carls X. auf, diese lockt ebenfalls und ich habe sogar schon das Versprechen des

ganzen Hofes, daß er mich allergnädigst mit seinem Besuche beehren will. Es kommt Alles auf die Wahl der Bilder an, wenn sich ein Diorama in der Gunst des Publicums erhalten soll.

Adelheid war sehr trübsinnig, sie redete nicht und gönnte mir kaum einen Blick. Nach dem Taschentuch fragte sie nicht, und ich verließ, obwohl darüber vergnügt, die unglücklichen Menschen, doch mit tiefem Schmerzgefühl.

Als am nächsten Tage das Diorama geöffnet ward, schwoll die andrängende Menschenmasse so gewaltig an, daß die Polizei einschreiten mußte, um die Anstürmenden zurückzuhalten. Da es nur Eine Eingangsthüre gab, fürchtete man, der Hof nebst dem fremden Gesandten möchte mit der Gemeinheit in zu nahe Berührung kommen und dies schien mindestens unpolitisch. Die Polizei bildete daher eine Gasse, durch welche die hohen Personen zur Thüre gelangen konnten. Jedem Andern war bei strenger Strafe verboten, diesen Abzugskanal zu betreten.

Mir waren auch diese Verfügungen gleichgiltig. Ein Ungeborener hat den großen Vortheil vor

Andern, sich immer und überall durchzufinden. Die Ungeborenheit kennt keine Grenzen und kann mithin auch nicht aufgehalten werden. Sie ist das Privilegium, sich überall herumzutreiben — ein Laufpaß durch das ganze Leben.

An der Casse ging es ein wenig unordentlich her, nicht der Menge wegen, sondern des Polizeidieners halber, den die Obrigkeit dorthin postirt hatte, um Adelheid gegen den Ungestüm der Andrängenden zu sichern. Es hätte dessen nicht bedurft. Adelheids Blick und freundliches Lächeln vermochten mehr als ein Polizeidiener. Sie besiegte den Sturm durch Liebe. Niemand drängte sie, obgleich jeder zuerst ein Billet zu bekommen wünschte.

Da mir der Director einen guten Platz aufzuheben versprochen hatte, nahm ich mir Zeit. Es vergnügte mich in Adelheids Mienen den Eindruck zu lesen, den die verschiedenen Individuen auf sie machten. Sie bemerkte mich, winkte mir zu und legte die Hand auf ihre linke Brust. Die Menge drängte mich langsam nach der Treppe hin. Eben wollte ich die Stufen ersteigen, als ein halblauter Schrei Adelheids mich nochmals

zurückblicken ließ. Unter den Andrängenden entstand ein dumpfes Gemurmel, der Graf von Elmenhorst trat, den Botschafter am Arm, zur Casse. Adelheids ganzer Körper bebte, ihre Augen brannten unter der tiefgesenkten Wimper. Sie schenkte den beiden hohen Personen keinen Blick, sondern reichte ihnen zitternd die Billets, und griff dann hastig mit der Hand in den Busen, indem sie aufstand und den auf der Treppe Verschwindenden nachsah.

Mich befremdete dies. Ich wartete noch einen Augenblick, Adelheid sah es, lächelte und deutete abermals auf ihre Brust; dann fuhr sie ruhig fort, den Eintretenden die Karten zu reichen.

Wieder herrschte in dem düstern Salon die tiefste Ruhe. Hinter dem Vorhange vernahm man abermals das geheimnißvolle Rauschen, bis die Glocke läutete, die Verhüllung zurückflog und das Bild in Dämmerungsstille sich darstellte. Ich erblickte einen großen Saal, in dem hier und da einzelne Menschengruppen vertheilt standen. Stark vergitterte Fenster schlossen den Hintergrund und die Abendsonne fiel glühendroth, aber blutig düster auf die Gruppen der Narren, die sich wenig um einander zu bekümmern schienen. Im

Vordergrunde saß ein Mann vor einem Tische, auf dem ein Himmelsglobus stand. Der Mann hielt einen Zirkel in der Hand, womit er die Sternbilder abmaß. Dabei schielte er auf ein zur Seite liegendes Blatt Papier, das wahrscheinlich die Berechnung enthielt. Ein Anderer, nicht fern von diesem hatte sich am Boden zusammengekauert, und warf Erbsen nach einem etwa zwei bis drei Schritte vor ihm befestigten engen Ringe. Weiter nach hinten hatte sich ein Mann mitten im Saale auf einen Großstuhl placirt. Vor ihm und auf beiden Seiten lagen eine Menge ganzer wie zerrissener Bücher und Scripturen, die er mittels einer großen Elle ausmaß. Seine ungläubigen Mienen contrastirten dabei seltsam mit dem pfiffigen Zug um den Mund, der wol andeuten mochte, daß er endlich gefunden habe, was er lange gesucht. Nicht weit davon focht ein junger Mann mit feurigem Auge und wild emporsträubenden Haaren, als wolle er eine Predigt halten, in der Luft herum, dem gegenüber ein paar höchst einfältig aussehende Menschen am Boden sitzend ihre Mahlzeit verzehrten. Ganz am äußersten Fenster bemerkte ich ein schönes bleiches Mädchen, auf dessen

Stirn wie eine verblaßte Rose der matte Sonnenschimmer lag. Diese auffallende Gestalt preßte mit dem Ausdruck schwärmerischer Liebe ein papierenes Herz an ihre Lippen.

Die Mehrzahl der Anwesenden schien etwas ganz anderes unter einem Narrenhause erwartet zu haben. Sie schüttelten die Köpfe und machten zum Theil Anstalt sich zu entfernen. Da trat der Director ein, die Unzufriedenen kamen zurück, tiefe Stille herrschte und Tiefenbach erhob, an die Gallerie tretend, seine Stimme.

„Ein Narrenhaus, hochverehrteste Versammlung," sprach er, „ist für ein Diorama ein schwer auszuführender Gegenstand. Der Reiz dieser Bilder wird durch naturgetreue Nachahmung von Licht und Schatten hervorgerufen. Wo aber soll sich in einem Narrenhause viel davon anbringen lassen? Ich weiß mir hier nicht zu helfen. Dennoch interessirt ein Narrenhaus als Dioramabild, denn wenn man nur Licht und Schatten blos auf die Gesichter der Narren fallen läßt, so bekommt man ein leidliches Gemälde."

Ich blickte von dem Redner auf das Bild und bemerkte in der That erst jetzt die höchstweise

und vortheilhafte Vertheilung von Licht und Schatten auf die einzelnen Gesichter der Narren. Ein unwillkührlicher Schauder überlief mich, ich glaubte das vollendetste Portrait alles Wahnsinns auf Erden in dem Bilde zu erblicken. Der Anblick übte einen furchtbaren Zauber. In jedem einzelnen Gesichte lag der überraschendste Ausdruck von Vernunftlosigkeit, ohne ihm doch die geringste Aehnlichkeit mit einer Fratze zu verleihen. Durch die kluge Vertheilung des Lichts und dessen leisen Wechsel mit dem Schatten schienen sich die Gesichter dieser vollendeten Narren sammt und sonders zu bewegen. Man glaubte ihre verrückten Gedanken zu hören, man dachte selbst mit verrückt. Tiefenbach fuhr fort:

„Narren, verehrte Anwesende, hat es jederzeit gegeben, nur findet ein Unterschied Statt zwischen Narren und Narren. Früher existirten blos ordinäre Narren, simple Narren, jene dort auf dem Bilde dagegen sind extraordinäre, zusammengesetzte Narren. Ja, ja, meine Herrschaften mögen Sie immerhin lachen, es ist doch nicht anders. Ein simpler Narr ist ein geborener Narr, d. h. einer, der die Anlage zum Narrenthum gleich mit auf

die Welt gebracht hat. Ein solcher Mensch ist verehrungswürdig. Seine Vollendung auf Erden ist die Narrheit; Narrenthum ist seine Religion, sein Christenthum. Es kann es ihm Niemand vor Uebel haben, daß er mit aller Gewalt nach dem Narrenthume strebt. Dergleichen glückselige, simple Narren gibt es auch noch heutzutage, nur nehmen sie leider immer mehr ab. Das simple, vollendete Narrenthum kommt aus der Mode, wie das simple Christenthum und die liebe heilige Simplicität. Es ist ein Jammer, daß man so sündlich mit dem guten Narrenthume wirthschaftet. Nur in den Cretinen und Kakerlaks feiert es noch sein Fortbestehen; sie sind vor der Hand noch die einzig geborenen Narren, wie die Herrnhuter die einzigen simplen Christen.

Dagegen, meine Herrschaften, sehen Sie hier auf diesem Bilde lauter zusammengesetzte Narren, die Manche auch concrete nennen. Es läuft ziemlich auf eins hinaus. Zusammengesetzte oder concrete Narren sind künstlich erzeugte, d. h. durch lange Gewohnheit hervorgebrachte. Es sind die Narren der Angewöhnung. Da haben wir nun wieder das alte Elend, das uns nie mehr verlassen

will. Alle jene Personen sind närrisch geworden aus purer Angewöhnung, die Narrethei gefällt ihnen, und das Schlimmste dabei ist, daß sie gar nicht daran glauben; Sie denken gar nicht an's Abgewöhnen, an's Freiwerden, darum werden sie billig eingesperrt. Die Angewöhnung, wenn sie in vollkommene Narrheit übergeht, muß unter Schloß und Riegel gelegt werden."

Tiefenbach machte eine kleine Pause, um, wie es schien, die Stimmung der Versammelten zu belauschen. Die Zuschauer waren größtentheils heiter, flüsterten einander Bemerkungen zu und warteten begierig auf die fernere Erklärung des Bildes. Auch Graf von Elmenhorst lächelte und sprach leise mit dem **Comte de St. Hilaire.**

„Sie bemerken," fuhr Tiefenbach fort, „im Vordergrunde des Bildes einen Mann, der mittels eines Zirkels die Entfernung der Sternbilder von einander auf dem Himmelsglobus abmißt. Vor ihm liegen Papiere und hinter dem Globus eine zerschnittene weiße Rübe. Dieser Mann ist ein Professor der Mathemathik, ein kluger Mann voll tiefer und gründlicher Kenntnisse in seiner Wissenschaft. Der gute Mann aber gewöhnte sich so

sehr an das Rechnen, daß er gar nicht mehr davon ablassen konnte. Er rechnete zuerst alles Irdische aus, dann sein eignes Leben, hierauf das Leben der Seele und des Geistes insbesondere. Darüber verlor er das Gleichgewicht, denn er rechnete sein eigenes Leben mit hinein und bekam lauter Decimalbrüche. Das verdroß den Herrn Professor. Er wollte das Zusammengerechnete wieder auseinander rechnen und verfiel dabei auf die Differentialrechnung. Früher war es ihm um Einigung und Gleichheit zu thun, jetzt hätte er gern seine Seele für eine anständige Differenz hingegeben. Allein nach und nach verloren sich alle Differenzen, sein Leben und sein Rechnen wurden ein gewaltiges Convolut, aus dem keine Seele mehr klug werden konnte. Da behauptete der gute Professor, er sei die endliche Einheit, in der die unendliche als Complement aufgehe. Das ist nun zwar ein Unsinn, meine Verehrtesten, doch dem Professor kümmerte dies wenig. Er verlangte, es solle sich fernerhin alle Welt bei ihm Raths erholen, und sie würde in Kurzem ganz einig werden. Hierauf machte er einen Anschlag und lud zu Vorlesungen ein, worin er die Kunst, eine

absolute Einheit hervorzubringen, erfinden lehren wolle. Dies nannte er die absolute Erfindungslehre.

„Nach diesem Anschlage ward er in's Irrenhaus gebracht. Obwohl er eine solche mit seinen Ansichten differirende Behandlung des Menschen nicht begreifen konnte, fügte er sich doch; nur verlangte er seine Globen, Bücher, Papiere und zuletzt weiße Rüben. Nun rechnete er zuerst die Entfernungen der Länder von einander aus, indem er behauptete, daraus ließen sich die Differenzen der Geister und Freiheit erklären. Hiermit zu Stande gekommen, begann er die Entfernungen der Gestirne zu messen, um den differirenden Menschen zu beweisen, wie all' ihr Sträuben gegen die Einheit nichts helfe, indem sie nach dem Tode doch sämmtlich als absolute Einheit behandelt würden. Es hat nämlich dieser Professor ausgefunden, daß alle Gestirne ein ewig Einiges seien, ein ins Unendliche gehender Decimalbruch des Lichtes, oder der absoluten Vernunft; sobald der Bruch vollkommen werde, verwandelten sich alle Gestirne wieder in ein Einziges, und da es nun gewiß sei, daß die Menschen nach dem Tode auf einen solchen Licht-

decimalbruch versetzt würden, ja die Erde selbst nur ein Lichtdecimalbruch sei, so könne alles Uneinigkeitsstreben nichts helfen, denn die Einheit müsse zuletzt siegen. Zum Beweis der Richtigkeit seiner Berechnung gebraucht er die weiße Rübe. Er zerschneidet sie nämlich in lauter kleine Kegel, jeden einzelnen derselben in die vier bekannten Kegelschnitte, reißt dann von jedem einzelnen Stück wieder kleinere Stückchen ab, und setzt sie zuletzt mit großer Mühe zusammen. Oft braucht er dazu ganze Wochen Zeit. Das stört ihn aber nicht; denn er behauptet, die Rübe sei ganz gewesen, daher müsse sie auch in Milliardenstückchen zerrissen, sich immer wieder einigen lassen. Uebrigens sei die weiße Rübe das vollkommenste Symbol der absoluten Einheit, theils, weil sie weiß, also licht sei, theils aber auch, weil sie konisch zulaufe, und dies ein Hinaufwachsen zur Vollendung andeute, was bei der Rübe freilich unterwärts vor sich gehe, indem das sie vollendende Element die Erde sei. Wie groß nun, und wie diese Vollendung eine unendliche, also auch die Einheit endlos sein könne, zeige sich sehr anschaulich in der bis in's Unendliche fortwachsenden Wurzel der Rübe.

„Sie können hieraus leicht abnehmen, daß dieser Professor ein durchaus zusammengesetzter Narr ist, ein Narr aus Angewöhnung. Könnte er sich das Rechnen erst abgewöhnen, so würde er auch der Rübe bald überdrüßig werden. Dazu ist er jedoch nicht zu bringen, und deshalb schreibt er immer und ewig auf die vor ihm liegenden Papiere Briefe an die gesammte differirende Menschheit, worin er sie die große unendliche Differenzialordnung nennt, und ihr weiße Rüben zur Kost, Lichtung und Einigung empfiehlt. Gegen Narren von solchem Kaliber gibt es kein Specificum. Sie sind incurabel wie manche Regierungen, denen es trotz weißer Rüben dennoch an Licht und Einigung gebricht."

„Nicht fern von diesem Rübenprofessor erblicken sie einen Mann am Boden sitzend. Vor ihm ist ein Stock mit einem Ringe befestigt, nach welchem er fortwährend Erbsen wirft. Können Sie sich nun wol dieser Beschäftigung erklären? Ich erlaube mir daran zu zweifeln und will ihr Dollmetscher sein."

„Jener Mensch hält sich für einen Philosophen. Der oberste Grundsatz seiner Philosophie war und

ist: Alles, was vollkommen ist, ist auch geschlossen, gerundet, rund. Mit diesem Satze war auch der Wahnsinn gegeben und seine eigne Narrheit definirt. Er schied sich von allen bekannten philosophischen Systemen. Von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, mochte er nichts wissen. Sie sind Narren, sagte er, denn sie sind nicht geschlossen, nicht rund; nur das Runde ist vernünftig und vollkommen."

„Diesen Grundsatz wußte er sehr scharfsinnig zu vertheidigen. Um doch etwas zu haben, woran er sich halten könne, wählte er die Erbse, und behauptete, der Mensch müsse werden wie eine Erbse, sonst könne nun und nimmermehr etwas Vernünftiges aus ihm zum Vorschein kommen. Die absolute Vollkommenheit verglich er mit einem Ringe, der eine erbsengroße Oeffnung habe. Diese Oeffnung, sagte er, ist die Liebe, welches alles Vollkommene umfängt, und zwar in seiner ganzen Gerundetheit (denn rund muß bei dem Manne nun einmal alles sein). Wie die Erbse, lehrt er ferner, ein rundes Saamenkorn ist, so soll auch der Mensch ein rundes Saamenkorn werden; er wird aber nur rund, wenn er gleich der Erbse einen Keim bekommt, und sich mit diesem der

Liebe, dem absoluten Gerundetsein in die Arme wirft, so wie ich diese Erbse nach jenem engen Ringe."

„So raisonirend warf er die Erbse nach dem Ringe, der auf einem Stabe im Katheder vor ihm aufgepflanzt stand. Unglücklicherweise flog die Erbse entweder neben dem Ringe vorbei, oder durch den Ring hindurch. Der Philosoph ward stutzig, docirte gar nicht mehr, sondern warf nur ohne Aufhören Tag und Nacht Erbsen nach dem Ringe. Da nun keine einzige in dem Ringe haften wollte, so schloß er daraus, die Menschheit sei durchaus nicht auf dem rechten Wege zur Vollkommenheit, sie sei nicht gerundet, es mangle ihr die Anlage zu und nach dem absoluten Gerundetsein. Er vertiefte sich jetzt so sehr in sein erbsenrundes System, daß er aus Angewöhnung verrückt und hierher gebracht wurde. Wie sie nun sehen, ist er noch immer damit beschäftigt, die passende Erbse für den Ring zu suchen. Eine hat er bereits gefunden; diese hält er für seine eigne symbolische Person, und ist nur um so emsiger in seiner Beschäftigung mit der Erbsenphilosophie geworden, weil er jetzt davon überzeugt ist, es

könne Jeder so vollkommen keimen und rund werden wie er selber. In diesem Suchen nach Gerundetheit soll der arme Mann schon einen halben Malter Erbsen verworfen haben, ohne doch zu seinem Ziele gekommen zu sein.“

„Wir kommen jetzt, meine Verehrtesten, zu einem sehr kurzweiligen Narren. Bemerken Sie den Mann im Großstuhle mitten im Narrenzimmer. Der wunderliche Mensch ist fortwährend über die Maßen beschäftigt, läßt keine Minute verloren gehen und will Alles vermitteln.“

„Dieser merkwürdige Mann hat sich mit seinem Herrgott überworfen, und ist mit dessen Weltregierung nicht mehr zufrieden. „„Wäre der liebe Gott so vernünftig wie ich,““ sagt er, „„so gäbe es keine solche Masse Elend auf Erden. Es fehlt überall an der richtigen Mitte.““ Der Mann hat nämlich ausgefunden, daß alles Weltleben gleich null sei, wenn es nicht zwischen Gut und Böse, zwischen Groß und Klein, zwischen Heiß und Kalt, zwischen Erhaben und Niedrig mitten inne stehe. Er hat deshalb den lieben Gott schon bei der Obrigkeit verklagt und ist von dieser dafür in's Narrenhaus geschickt worden.

Das verleidet ihn aber nicht seine Behauptung, er will sich rechtfertigen und ist jetzt damit beschäftigt, der Welt und Gott zu beweisen, daß er ganz allein Recht habe."

„Sie bemerken sein pfiffiges Lächeln, seinen tiefsinnigen prüfenden Blick. Der gute Mann hat sich von dem Narrenwächter eine Wiener Purzelelle geben lassen. Mit dieser hat er von beiden Seiten des Saals zuerst die genaue richtige Mitte desselben auf die Linie abgemessen. Auf dem Puncte nun, wo diese fiel, sitzt er jetzt, und damit er ja nicht gegen die richtige Mitte verstoße, läßt er viermal des Tages seinen Stuhl wenden, immer der Sonnenseite zu. Früh sieht er nach Ost, Mittags nach Süd, Abends nach West und Mitternachts rückt er ihn nach Norden und schläft d'rin; denn anders fürchtet er die richtige Mitte zu verlieren. Jetzt ist er bald fertig mit seiner Berechnung, nur häuft sich immer neuer Stoff an, da ja außer ihm die ganze Welt mit sammt dem lieben Gott nicht in der richtigen Mitte steht. Eben ist er damit beschäftigt, dem lieben Gott seine Extravaganzen in der Weltgeschichte nachzuweisen. Er hat sie links und rechts an seinen

Stuhl aufgehäuft, und mißt sie der Kürze halber mit seiner Wiener Purzelelle von Anfang bis zu Ende gerade vor sich in die richtige Mitte hinein. Wenn er damit zu Ende sein wird, soll das Facit die richtige Weltregierungsmitte ergeben. Noch läßt sich nichts Bestimmtes entscheiden, der Narrenwächter aber behauptet, das Ergebniß würde nur in einer ungeheuren Masse Maculatur bestehen. Auf diese Art wäre dann freilich die richtige Mitte einer Null ziemlich gleich, und der gute Vermittler aller Extreme hätte nichts mit all' seinen Mühen erlangt, als Welt und Gott zu Maculatur verarbeitet und vermittelt. Trauriges Loos des **Juste milieu**! Wer hätte denken sollen, daß Du dereinst in einem Narrenhause zu Maculatur verarbeitet werden würdest! Fragen wir nun aber nach dem Grunde dieser seltsamen Erscheinung, so finden wir diesen abermals in der vermaledeiten Angewöhnung, und ich zweifle nicht, daß Angewöhnung und rechte Mitte sich in ihren verderblichen Wirkungen vollkommen gleichen. Die rechte Mitte macht aus Gott, und Welt und Menschheit ein Maculaturcompot, die Angewöhnung gebiert Mittelsmänner, Narren, Autori-

tätsseelen und andere Abnormitäten. Beide ergänzen sich, beide vernichten den Menschen, darum hüten Sie sich, meine Verehrtesten, vor Angewöhnung und rechter Mitte."

„Auf gleicher Höhe mit diesem zusammengesetzten Narren steht der folgende. Hinter ihm nämlich erblicken Sie einen jungen Mann in heftiger Aufregung perorirend. Dieser Unglückliche hatte sich vorgenommen, das Drama in Deutschland zu regeneriren. Schon hatte er sich verschiedentlich in der classischen, romantischen, modernen und unsinnigen Manier versucht, in keiner aber Beifall unter den Zeitgenossen gefunden. Indessen gewöhnt an dramatische Productionen, und nur für Dramatisches Interesse fühlend, nahm er sich vor, ein Drama für sich zu begründen. Er dichtete nun in allen vier Manieren lauter Trauerspiele, und führte sie ganz mutterallein in seinem Zimmer auf. Der große Lärm, welchen er dabei verursachte, störte die Nachbarn. Man untersagte ihm sein Privatvergnügen. Der Enthusiast kehrte sich nicht daran und spielte fort. Da schritt die Polizei ein und wollte ihm die Thorheit verbieten. „Die Deutschen mögen kein Drama

haben, mein Herr," sagte die Polizei, „Sie werden daher die Gefälligkeit haben, sich ferner ruhig zu verhalten. Die Deutschen wollen in ihren industriellen Bestrebungen durch solche Trauerspielerei nicht gestört sein. Es gibt ohnehin außer der Mechanik keine Kunst mehr, denn was man dafür hält, sind bloße Faseleien, brod- und nutzlose Kindereien. Sie verbitten sich also fernerhin dieses Schreien und Saalbadern."

„So sprach die wohllöbliche Polizei. Der junge Trauerspieldichtrr hörte sie aber nicht erst an. Er spielte sein Trauerspiel unbekümmert fort. Da bemächtigte man sich des Irrigen und brachte ihn ins Narrenhaus. Hier indeß soll er noch immer nicht aufhören, sein Trauerspiel zu spielen. Der arme Mann kann sich die Trauerspielwuth nicht abgewöhnen und das ist, meine Hochgeehrtesten, beiläufig gesagt, ein ziemliches Unglück."

„Nicht fern von diesem seltsamen Menschen sitzen zwei höchst fidele Seelen, wie man jene beiden dort nennen könnte. Diese Menschen waren arme Leute. Sie arbeiteten Tag und Nacht für die Reichen, bekamen aber dafür nicht so viel, daß sie sich satt essen konnten. Da wurden sie

traurig, sie krümmten sich zusammen, damit das Herz nicht schlage und der Magen nicht belle. „Das ist eine schlechte Musik," sagten sie und wollten nichts mehr davon hören. Endlich wurden sie still, konnten aber nicht mehr arbeiten. Man fragte sie, weshalb sie so faul seien? und sie antworteten: sie äßen innerlich. Sie wären jetzt ganz satt, sie zehrten von der Vergangenheit, vom Druck. Mit dieser Antwort krümmten sie sich noch mehr zusammen, lachten und wiederholten, daß es sich vom Druck ganz allerliebst leben lasse. Da hielt sie die Polizei für zur Verrücktheit inclinirende Satyriker und schaffte sie ins Narrenhaus. Hier gibt man ihnen nun täglich ein Pfund Brod, auch Suppe, und die beiden fidelen Menschen erzählen Jedermann, der das Narrenhaus besucht, es sei doch im Narrenhause das herrlichste Leben. Wieder ein Beispiel, wohin die unglückselige Angewöhnung führt."

Einige der Anwesenden zeigten Unruhe, Tiefenbach ließ sich jedoch nicht stören, sondern fuhr ruhig fort in seinem Sinne das Dioramabild zu erläutern.

„Sie werden jetzt die Gefälligkeit haben,

Ihre Blicke nach dem äußersten Ende des Narrenhaussaales zu wenden. Dort bemerken sie ein blasses, schönes Mädchen am Fenster. Sie ist schwarz gekleidet und küßt ein papierenes Herz, das an ihrem Helse hängt. Kann es papierene Herzen geben? Vielleicht. Es ist darüber noch nichts Bestimmtes ermittelt worden. Papierene Zeitalter, behaupten Einige, seien zuverlässig vorhanden, und Satyriker sind sogar so gütig, unser Zeitalter ein papierenes zu nennen. Wäre dies wahr, so könnte sich wol auch das Vorhandensein papierener Herzen darthun lassen. Wir wollen diese Fragen jedoch als ungehörig ignoriren und uns nur an das Gemälde halten."

„Jenes Mädchen war früher eine glückliche Braut. Sie liebte einen jungen, feurigen Mann, der sein Leben der Abgewöhnung, gemeinhin der Freiheit — was, mit Polonius zu reden, „ein schlechter Ausdruck" ist — gewidmet hatte. Ein Mensch voll gemeiner Angewöhnung lernte jenes Mädchen ebenfalls kennen, und Liebe zu ihr, behauptete er, erfülle sein Herz. Aber es war nicht die Liebe der Abgewöhnung, sondern jene angewöhnte veraltete, jene Liebe, die nicht auf

Erwiederung sieht, sondern nur im augenblicklichen Genuß wilder Gelüste ihr Höchstes zu finden meint. Das Mädchen verabscheute jenen drängenden, lieblosen Liebhaber und gab sich mit Leidenschaft ihrem wahrhaften Geliebten hin. Da brach ein Fest der Abgewöhnung an, und der Bräutigam jenes Mädchens predigte laut die Gesetze derselben. Sein Nebenbuhler sah ihn, predigte gegen ihn, und Gewaltmittel vermochten den glücklichen Bräutigam für diese Erde zu stürzen. Er ging unter in dem Feste, das man der Abgewöhnung gab, er fiel als ein Opfer der Angewöhnung. Sein Untergang war gewaltsam. Die Braut, jenes Mädchen dort, rief seinen Predigten von fern lauten Beifall zu und er jauchzte ihr ebenfalls entgegen. Als aber unmittelbar darauf sein verbrannter Leichnam nur ein verstümmeltes Glied als verkörperten Todeskuß ihr zuschleuderte, da verwandelte sich ihre Seele. Sie ward bleich wie ihr Gesicht; sie weinte das Leben aus in den bittersten Thränen, und schwieg fortan gleich einer Stummen. Die Leute nannten das Wahnsinn. Man fürchtete einen Wuthausbruch und schaffte sie ins Narrenhaus. Die verbrannte Hand ward

ihr genommen, um sie dadurch zu heilen. Da schnitt sie sich ein Herz aus Papier, hing es sich um den Nacken und küßte es vom Morgen bis Abend, indem sie dem Narrenwächter auf alle Fragen kaum vernehmlich zuflüstert: „Das sei unser jetziges abgewöhntes Zeitalter, ein schwaches, kränkliches Kind der verstorbenen Angewöhnung. Dies allein habe ihr die neue Zeit gegeben als das ähnlichste Conterfei ihres eigenen Herzens, und so halte sie es denn für ihre Pflicht für dies großartige Geschenk sich immerwährend bei ihr zu bedanken.“

Jetzt wandte sich der Director Tiefenbach mit einem Lächeln, das, bezeichnend zu malen, keine Sprache Worte besitzt, und fuhr fort: „Hochgeehrteste Herrschaften, jenes Mädchen ist meine eigene Tochter! Sie ist ein Opfer der Angewöhnung geworden, und bedankt sich jetzt dafür bei dem lichtscheuen Kinde, der sich die Abgewöhnung angewöhnen wollenden Zeit, meine Tochter ist eine Narrenhauswächterin, Lockerin, oder was Sie sonst wollen. —“

Eine furchtbare Stille, wie vor dem Ausbruch eines Sturmes lag drückend über der Versammlung. Mir zitterte das Herz, denn ich war

an solche wohl= und hochgeborene Scenen noch nicht gewöhnt. Jedes Wort des Directors hatte mich getroffen wie ein Pfeil. Ich bangte für des armen Mannes Sicherheit und wollte ihn immer unterbrechen, aber es war mir unmöglich, in seine Nähe zu kommen, die Zuschauer standen zu dicht gedrängt.

Mir gegenüber stand der Graf von Elmenhorst Arm in Arm mit dem neuen Botschafter. Ich konnte mich nicht genug über das fortwährende mitleidige Lächeln des Grafen verwundern. Während Jedermann schwer athmete und kein Wort des Director verhören wollte, lächelte der Mann, als kenne er die Gedanken eines Menschen eben so gut leiten, als die Zügel des Staates. Der *sche Botschafter dagegen zeigte eine lebhafte Unruhe, wechselte öfters die Farbe und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Noch dauerte die Stille und Alles starrte wie bezaubert auf das Bild; da unterbrach ein gellender Schrei die schauerliche Ruhe. Es entstand ein Drängen und Stoßen, und mit Entsetzen bemerkte ich die schlanke, schwarzgekleidete Gestalt Adelheids mit aufgelöstem Haar durch die Menge

dringen. Sie bahnte sich mit rasender Eile einen Weg zu dem Botschafter. Eine entsetzliche Angst durchbebte mich, ich wollte zu ihr, ward aber gefesselt durch die umstehende Menge. Ein abermaliger gellender Schrei schwirrte pfeifend durch das Diorama — ich sah etwas im Düstern funkeln — der gewundene vom Pulverfeuer gekrümmte Dolch des wüthenden Mädchens durchstieß mit Riesenkraft die Brust des Gesandten.

Der Getroffene sank lautlos zu Boden. Elmenhorst wollte Adelheid aufhalten. Sie lächelte sanft, riß den Dolch aus der Brust St. Hilaires und sah das rinnende Blut mit wahnsinniger Freude davon zur Erde tröpfeln. Das einzige Wort „Herz" entschlüpfte dabei vernehmlich ihrem Munde.

Auf das Gedränge, Rufen und Toben der Versammelten waren die Polizeidiener herbeigeeilt. Alles wollte dem wüthenden Mädchen die Waffe entwinden. Adelheid widersetzte sich, ohne sich eigentlich zu wehren, nur den Dolch wollte sie nicht aus den Händen geben. Die Anwesenden aber sowohl als die Polizei kehrten sich nicht an die Sträubende. Alles drängte der Unglücklichen

zu; sie hatte keinen Raum mehr sich zu widersetzen; gedrängt und gestoßen von allen Seiten verlor sie das Gleichgewicht, und im Falle bohrte sich der Dolch in ihre eigene Brust. Nicht sie selbst, der Zufall hatte sie ermordet. —

Kein Laut begleitete ihren Fall. Ich kam eben bei ihr an, als sie die Augen mit einem bittern, unaussprechlich bittern Lächeln schloß. Tiefenbach beugte sich jammernd über sein Kind, der Gesandte war bereits verschieden. Er war gefallen von der rächenden Hand der Liebe; St. Hilaire hatte Adelheid ihren Geliebten zu Lyon in die Luft gesprengt. —

Graf Elmenhorst kehrte seinen ministeriellen Charakter heraus und gab Befehl, das Diorama zu räumen, den Director aber zu bewachen. St. Hilaires Leiche ward fortgetragen. Ich schnitt eine von Adelheids Blut geröthete Locke von ihrem Haupte und verbarg sie an meiner Brust. Dann schlich ich mich still und gedemüthigt in mein Hotel. Ich weinte ein Paar recht bittere Thränen nicht über Tiefenbachs Narrheit, sondern über die Menschheit. Sie war mir nie

unglücklicher erschienen als eben jetzt; ich hatte sie nie inniger geliebt als in diesem Augenblicke.

Sogleich ließ ich von meinem Bedienten Alles zur Abreise bereit halten. Was sollte ich auch nach diesem Vorfalle noch in der Residenz? Ich war froh, daß mich, dem Ungeborenen, Niemand aus Pflicht zurückhalten konnte. Jetzt erst erhielt meine Ungeborenheit für mich einen unschätzbaren Werth.

Das tragische Ende der Narrenhauserklärung bewog die Regierung, das Diorama fortan schließen zu lassen. Tiefenbach ward in die Irrenanstalt gebracht und nunmehr als wirklich wahnsinnig behandelt. Der gute Director ließ sich Alles gefallen, nur erbat er sich die Gnade, der Beerdigung seines armen Kindes beiwohnen zu dürfen. — Sie ward ihm gestattet.

Noch an demselben Tage gingen Couriere an den *schen Hof ab. Man fürchtete einen Bruch mit dem dortigen Cabinet und wollte diesem vorbeugen. Die Vorstellung der Krönung Carls X. mußte unterbleiben.

Am nächsten Morgen weckte mich ein lauter Wortwechsel vor meiner Thür. Ich stand schnell

auf und fand meinen Bedienten im Streit mit dem Lohnlakai.

„Was gibt's?" fragte ich. „Haben Sie etwas zu melden?"

„„Allerdings"", versetzte der Lohnbediente. „„Das wahnsinnig gestorbene Fräulein wird eben beerdigt, und wenn Sie sich schnell ankleiden, erbiete ich mich, Ihnen den besten Platz am Grabe zu verschaffen."" Ich wies dem Zudringlichen die Thür. „„Zu dienen,"" sagte er kaltblütig, „„werden mir aber gefälligst den Gang vergüten."" Ich gab ihm, was er verlangte, um den Unverschämten nur los zu werden. Gleich darauf hörte ich lautes Geräusch auf der Straße. Ich trat an's Fenster — es war der Leichenzug Adelheids, dem eine unabsehliche Menschenmenge folgte. Zerknirrscht verhüllte ich mein Gesicht und weinte unbeobachtet meinen Schmerz aus.

Einige Stunden darauf verließ ich die Residenz und sah weder diese noch den armen Dioramadirector wieder. Der Comte de St. Hilaire ward mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen beerdigt. Der ganze Hof wohnte dem feierlichen Begräbniß bei. Dennoch, behaupteten Einige, sei es nicht

so tief ergreifend gewesen, als das der unglücklichen Adelheid. Tiefenbach hatte geäußert, er werde sich das neue einsame Leben wohl angewöhnen, und aus dieser furchtbaren Hoffnung war ihm ein starker Trost erwachsen. Wir Menschen sind grauenhaft-wunderliche Geschöpfe, Wesen, in denen die Nachtseite des geistigen Lebens den lichten Sternenhimmel göttlicher Momente noch erhellen muß, wenn die ursprüngliche Flamme unseres Daseins bereits erloschen ist. —

II.

Herz und Zeit.

Ein Lebensbild.

1.

Die Kinder des geheimen Rathes Anastasius hatten sich in dem Familienzimmer versammelt. Ein neblichter Herbstabend lag düster über der Stadt und harmonirte mit der trüben Stimmung, die in der Familie des Raths zu herrschen schien. An der Thüre waren Reisekoffer, Mantelsäcke und andere auf Reisen unentbehrliche Dinge über einander geschichtet. Eine junge, muntere Frau mit geistreichen Zügen saß am Fenster, ein paar liebreizende Kinder drückten weinend die kleinen Händchen gegen das Gesicht. Die Mutter suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen und ließ ihre hellblonden Haarringel spielend durch die Finger gleiten. Aus einem Seitenzimmer traten zwei kräftige Männer.

„Wo bleibt denn der Vater?“ wandte sich fragend die Frau an einen derselben.

„Er macht noch einen Gang durch den Garten," versetzte dieser, „der Abschied von seinem Lieblingsaufenthaltsorte wird ihm schwer genug ankommen."

„Warum geht denn der Großvater von uns?" sprach Emil und sah mit den großen, thränenfeuchten Augen die Mutter an. „Wir haben ihn doch Alle so lieb, ich küsse ihm alle Morgen die Hand, wenn er zum Kaffee kommt, und er ist mir und Schwester Minna doch auch nicht gram. Könnte er denn nicht bei uns bleiben und mich spielen lassen mit seinen schönen, weißen Locken, die ihm so hübsch um die Stirne fliegen?"

„Freilich könnte der Großvater bei uns bleiben, lieber Emil," erwiederte die Mutter, „es gefällt ihm aber nicht mehr und deshalb will er in die Welt hinaus, um zu sehen, ob es anderswo besser ist."

„Besucht er auch unsere Onkel und Tanten?" fragte Minna. „Dann mag er sie nur von mir grüßen, denn ich liebe sie Alle der schönen Geschenke wegen, die sie mir geschickt haben zu meinem Geburtstage."

„Da sieht man's, wie viel die Liebe werth ist

im Menschen," sagte Minna's Vater, der Secretär Mildenstein. „Das liebe Kind ist kaum fünf Jahre alt und hat doch schon den Egoismus in sich groß gezogen, ohne daß man einen Grund angeben kann für diese Erscheinung. Es wäre kein Wunder, man käme auf den Gedanken, alle diese Auswüchse seien eine natürliche Folge früherer Verschuldungen, mit denen sich die Gesellschaft belastet hat im Lauf der Zeit. Mir wird bange, wenn ich die Unschuld selbst da schon so heruntergekommen sehe, wo man sie in blendender Reinheit bewundern sollte. Und das Alles begreift der gute, arme Vater nicht!"

„Darum soll man ihn gehen lassen, wohin er will," fiel der jüngere Anastasius ein. „Es ist mit diesem ewigen Halten, Zureden, Begreiflichmachenwollen nichts gethan, und nur schade um Zeit und Athem. Ohnedies fordert die Gegenwart ganz andere Dinge, als das Belehren alter Leute, die freilich gut und ehrlich sind, aber darin auch alle Männlichkeit der Tugend erschöpft haben. Seit diesen fünf, sechs Jahren, die vergangen sind seit dem Ausbruch der Julirevolution, haben sich freilich die Verhältnisse auf eine Weise geändert,

die der Bedächtigkeit des Alters nicht in den Sinn will. Begreift der Greis nicht, was das jugendliche Herz der Welt erstrebt mit seinem ungeduldigen Klopfen, so sollte er schweigen und sich einspinnen in den Schatten des wohlverwahrten Hauses. Dieses Ankämpfen aber ist lächerlich, macht ungeduldig und könnte mich schlimme Dinge begehen lassen."

„Du bist eben so wunderlich, als der Vater," sagte die junge Frau, die Schwester des Redenden, „und wenn uns der Vater verläßt, so fällt der größte Theil der Schuld gewiß auf Dich zurück."

„Sei deshalb unbekümmert, Emilie; ich habe eine breite Brust, feste Knochen und meine Nerven zittern nicht in convulsivischen Bewegungen, wenn ein Mensch den Hals bricht. Wie kann einer Sanftmuth vertragen, wo allein der radicale Gedanke zur Locomotive dient, um die Welt der Vollendung entgegen zu führen? Wenn die Zeit befiehlt mit dem demokratischen Gewicht ihrer Stimme, muß der einzelne Herzenslaut verstummen. Herz und Zeit sind Antipoden, wilde Oppositionsmänner. Sie schwören sich beide täglich immer von Neuem ewigen Haß und ewigen Tod!"

„Mildere Dein Urtheil, lieber Florentin," versetzte Mildenstein, „zähme das Wort und sei nicht ungerecht gegen das Alter. Hätte es auch kein Verdienst, als die Zahl der Jahre, so muß doch eine gewisse Ehrfurcht selbst der stürmischen Jugend in den Zügel fallen und sie zu stillerem Gange bewegen."

„O über euch Mittelmäßigkeitsseelen!" rief Florentin aus. „Da limitirt, mildert und sänftigt ihr an dem Wollen der Zeitbestrebungen herum, bis sie matt geworden sind und den echt deutschen Schneckengang glücklich wieder für den Schritt ihrer soliden Nationalität anerkannt haben. „„Grade durch!"" ist mein Wahlspruch, und ich will ihn halten, sollte ich auch die Straße meines Lebens mit blutenden Herzen belegt finden. Der Held darf nicht scheu sein, will er den Sieg gewinnen!"

Die Schwester konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, Mildenstein nahm Minna im Arm und zerdrückte eine Thräne im Kuß auf den Mund des schönen Kindes. „Du bleibst aber doch bei uns, Vater?" fragte gutmüthig die Kleine und streichelte dem Vater das Kinn.

„Nun wenigstens gehe ich nicht fort ohne Dich, Emil und die Mutter.“

„Da kommt der Großvater aus dem Garten und mit ihm Tante Emmeline,“ rief Emil und sprang der Thür zu, um den Genannten entgegen zu gehen. Bald darauf trat ein hoher, ehrfurcht gebietender Greis ein, in dessen tiefen Stirnfalten die Sorgen eines siebenzigjährigen Lebens begraben lagen. Ein dicker Reiserock umhüllte die edlen Glieder, das silberweiße Haar floß in dünnen Locken um die tief eingedrückten Schläfe. Ihm folgte Emmeline, seine jüngste Tochter, ein lebhaftes Mädchen, um dessen Aug' und Mund die keusche Anmuth weiblicher Schönheit ihre verführerischsten Reize wob.

„Nun, liebe Kinder, es ist Zeit, daß wir scheiden,“ begann der Greis, mit festem Willen die Rührung unterdrückend, die sein liebeheißes Herz überwältigte. „Denkt, es soll so sein, so wird's uns Allen erträglicher werden. Ich mache Euch keine Vorwürfe, selbst Dir nicht, Florentin, mit der Hast Deines Handelns und der ungestümen Kraft des Geistes, die Dich treibt von einem Aeußersten zum andern. Es wäre mir freilich vor

sechs Jahren noch nicht in den Sinn gekommen, daß die damaligen Bewegungen mein Haus zum Schauplatz der grausamsten Revolutionen machen würden. Wir waren glücklich, liebe Kinder, die Politik lag nur in meinem Pult, wohl geheftet und sauber geordnet, die Köpfe waren frei davon, das Herz hatte keine Gemeinschaft mit ihr. Seitdem hat sich Alles geändert, ich mich selbst im Gram über den Sturz alt hergebrachter Rechte, nicht zu verachtender Einrichtungen, Ihr, in der Lust, dem Neuen eine Seite abzugewinnen, die fröhlichere Tage verheiße, als das Alte. Das vieldeutige Wort „Freiheit" legte sich schmeichlerisch süß an den Mund des Herzens; möchte ihr Kuß kein Judaskuß sein! Meine Stimme findet kein antwortendes Echo in der Gesinnung, die gegenwärtig von Euch für die richtige anerkannt wird. Wir sind uns fremd geworden, weil die Basis verrückt ist, auf der die Gedanken ihre Lebenskreise ziehen. Wir leben wie Feinde in Einem Hause und geben nur noch der parole d'honneur Gehör. — Das ist ein mühseliges, drückendes Dasein für mich, liebe Kinder. Es ist eine Aenderung unerläßlich; ich habe mich entschlossen, sie zu treffen. Florentin

sagt: „das Alter muß sich couchen, wenn die Jugend pocht.“ Die Gegenwart bestätigt die Wahrheit dieses anarchischen Wortes, das man für republikanische Treuherzigkeit gern dem Blödsinn verkaufen möchte. Ihr seid vielfach gebunden an Haus, Stadt und Land; bleibt, wo Ihr seid! Mich hat der Tod meiner Gattin, Eurer Mutter frei gemacht. Ich bin allein, ich will sehen, wie es aussieht in der Welt, Deutschland ist groß, noch wird es Menschen genug geben, die eine Stelle haben für ein müdes Herz, das gern nur in Ruhe ausschlagen möchte seine letzten Pulse. Ich will mich umsehen. Man lobt das Reisen, weil es Sitte ist. Nun gut. Damit Ihr nicht sagen könnt, ich widersetze mich allem Neuen, geb' ich mich willig dem Drange moderner Lebensflüchtigkeit hin. Ich will flüchtig werden und sehen, ob die Flucht vor dem Sturm des Lebens den Tod ereilt, den man fürchtet. Zuerst besuche ich meine Kinder in der Ferne. Alle werden sie doch nicht der Zeit ganz anheim gefallen sein und ihres Vaters völlig vergessen haben. Das Wiedersehen schon ist süß für mich, und werde ich nur zum Theil befriedigt, so kehre ich froh zurück,

erzähle Euch, daß auch das Alter recht behält gegenüber dem Trotz einer jugendlichen Epoche, und sehe still und lächelnd dem Treiben zu, in das Euch Verhältnisse, Irrthümer, Neigungen und tausend andere Zufälligkeiten verflechten."

„Eins nur bitte ich: Haltet mir den Garten gut, laßt den Pavillon nicht verfallen, wo Eure selige Mutter so glücklich war, und pflegt die Rosenstöcke auf ihrem Grabe und die Vergißmeinnicht auf den Eurer verstorbenen Geschwister."

Eine unfreiwillige Wehmuth stürzte mit gebrochenem Auge an die Brust des Greises. Die beiden Enkel hingen sich fest an ihn, bedeckten seine Hände mit Küssen und baten mit rührendem Schmelz der Kindlichkeit, er möge bei ihnen bleiben und ihnen erzählen von dem großen Kaiser Napoleon. Die Mutter der Kinder schluchzte an dem Halse des Vaters, Mildenstein maß das Zimmer mit großen Schritten, Florentin zählte die Koffer und befahl barsch dem Bedienten, die Sachen zur Post zu schaffen.

Ein Dritter trat ein und störte die Familienscene. Es war der Arzt und Hausfreund, Doctor Polterer. Verwundert blieb er auf der Thür-

schwelle stehen und betrachtete einige Augenblicke den hohen Greis, umgeben von der Gruppe seiner Kinder und Kindeskinder, von denen hinweg ihn nur ein von Liebe übersättigtes Herz in die unerfreuliche Welt hinaustrieb.

„Sollt's 'ne Menschenseele denken?“ rief der Doctor. „Alter, Alter, bleib' im Hause und mach' keine dummen Streiche! Hast D' den Briten nicht gelesen, ich meine den Shakspeare? Ich bitte Dich, Anastasius, sieh Dir einmal den Himmel an! Ist das wol ein Wetter und eine Luft für Haare, wie Du sie hast? Sei doch kein Narr, Alter, und geh nicht auf Deine alten Tage in die Welt! Es sind lange Jahre vergangen, seit Deine Kinder fort sind. Du kannst nicht wissen, wie Glück und Umgang, die Zeit und ihre Narretheien sie verändert haben, und kommst gelegentlich wol sehr schlecht bei ihnen an. Nimm's, wie's gescheidt ist, das bischen Leben. Denke, der ganze Spectakel ist eine Narrheit, wo Hansnarr wird, wer nicht mit spielt oder mit lacht! Altes Herz, lauf' mir nicht davon; weiß Gott, ich werde sonst am Ende selber noch gerührt und

muß eine ganze Mixtur von Gefühlen in einem Athemzuge verschlucken!"

Anastasius hatte sich losgerissen aus den Armen seiner Töchter, er küßte Emmeline nochmals auf die Stirn. „Bleibe so unbefangen wie bisher, unschuldiges Kind," sprach der Scheidende. „Das Nichtwissen ist oft besser und der Seligkeit zuträglicher, als das Wissen. Bleib' ein Mädchen und kümmere Dich weder um die Zeit, noch ihre Sorgen. Komme ich zurück, hoffe ich Trost und Frieden zu finden an Deinem Busen. Du bist's allein noch hier, die mich versteht von meinen Kindern, und die Angst meines Herzens begreift, wenn Andere sie bespötteln. Ach, das Herz, das Herz! —"

Er drückte Mildenstein und Florentin die Hände. „Bleibt nur wenigstens ehrlich," rief er mit zitternder Stimme, „vielleicht, vielleicht — lebt wohl — es wird Alles noch gut werden."

Anastasius ging der Thür zu. Draußen rief das Posthorn schmetternd den Zaudernden. Der Doctor vertrat dem Rathe die Thür.

„Nicht so eilig, Alter! Der Kerl mag immer noch einmal blasen, sein Horn ist ohnedies heiser.

Aber sage mir, alter Junge, ist's Dein purer, nackter Ernst? Willst Du wirklich auf Reisen gehen? Und so mutterallein, nicht einmal einen Narren zur Seite, wie mich, der Dir die Grillen fortscheuchen könnte mit seinen Schnacken."

„Laß mich, Polterer, und mache mir den Abschied nicht noch schwerer, als er mir so schon geworden. Wir beide haben die Zeit nicht bestellt; sie aber hat wenigstens mich abgesetzt. Ich bin pensionirt mit meinem Herzen und lebe nunmehr von den Renten, die ich ausgezahlt erhalte von meinen lebhaften Empfindungen. Rathe meinen Kindern, Polterer, und gleiche aus, was bei allem Nivellement doch so uneben geworden."

Der Doctor schloß den alten Jugendfreund in seine Arme, schüttelte ihm herzlich die Hand und sprach: „Jeder muß seinen Willen haben. Geh denn in die Welt, Anastasius. Aber ich bitte Dich, nimm Dir den Shakspeare mit und denke zuweilen an Dein milchweißes Haar. Es wird nicht immer Sonnenschein bleiben auf der Reise."

„Der Brite liegt im Koffer," versetzte der

Geheimerath. „Ich durfte Dir's schon nicht zu leide thun, ihn zurückzulassen."

„Recht so, Alter, recht so! Das hat ein Blasen, als ob's das Einreißen der Mauern Jericho's gälte. Komm, Alter, komm. Ich will Dich wohlbehalten in den Wagen packen. Das versteh' ich aus dem Grunde. Und schreibe mir bald, wie Dir's gefällt in der Welt, Anastasius; denn ich kann mir's nicht recht denken, wie Du, alte, treue Seele, Dich fügen willst in die Geschmeidigkeit des modernen Convenienztones und demokratisch-aristokratisch zwitterhaften Lebensumganges."

Der Postillon stieß zum dritten Male in's Horn. Der Doctor begleitete den Greis an den Wagen. Die Enkel des Rathes und dessen Töchter standen halb versteckt hinter den Gardinen und sahen mit gemischten Empfindungen der Abreise ihres geliebten Vaters und Großvaters zu. Mildenstein lag sinnend im Sopha, Florentin zankte im Stillen und schimpfte auf die vermaledeiete Sentimentalität, die unausrottbar sei in Deutschland. „Geht die Welt einmal zu Grunde," sagte er, „so will ich drauf leben und sterben,

daß Deutschland an der Wassersucht, dieser Thränenfistel des Weltenschöpfers, sanft und selig entschläft.“ —

Der Wagen rollte fort und bog um die Straßenecke. — „Gottlob, daß er fort ist!“ sprach Florentin halblaut.“ Jetzt kann man doch einmal offen mit der Sprache heraus, ohne befürchten zu müssen, für einen frivolen Kerl gehalten zu werden. Weiß Gott, das war ein Leben in den letzten Wochen, um alle Stunden das schönste Gallenfieber zu kriegen.“ —

2.

Dunkle Nebelwolken lagen über dem Thüringer Walde und sanken hinab in die Thäler. Ein Postwagen rollte von Eisenach herab auf der Straße nach Fulda hin. Die Fenster waren verschlossen, um den scharfen Nordwestwind abzuhalten. An dem alten Gemäuer der Wartburg, die von ihrer grünen Höhe herabsah in die Thalschluchten, lag der Abendschein der untergehenden Sonne. Sie glühte dunkel, wie von Scham geröthet über die Fragen der Zeit, die jeder neue Morgen mit un-

gestümerer Lust und keckerem Blick an sie that, den Wächter altdeutscher Sittsamkeit und ernsten Handelns.

An dem Fenster des Postwagens ward ein weißes Haupt sichtbar, ein alter Mann öffnete es, und sah lange unverwandten Blickes in die pittoreske Gegend und hinauf nach der alten Feste, bis sie verschwand hinter den Bergen.

„Es wird einem doch allemal wohl und kräftig, wenn man diesen Aufenthalt Luthers wieder sieht. Die Wartburg ist der Bürge unserer Freiheit.“

Diese Worte richtete der Greis an seinen Nachbar, einen jungen Mann von anziehendem Aeußern, dessen feine Kleidung den Weltmann verrieth.

„Das mag sein,“ erwiederte dieser, „ob ich auch offen gestehen muß, daß mir Luther und Wartburg beide sehr gleichgiltig sind. Die Bibelübersetzung hat keinen Einfluß auf das Fallen und Steigen der Course. Ich habe noch nie gehört, daß ein Haus fallirte, weil die letzte Auflage des feinen Buches weniger bereitwillige Abnehmer gefunden.“

„Sie sind Kaufmann?“ fragte der Greis.

„Zu dienen, mein Herr. Wissen Sie, wie die Actien stehen bei der Leipzig-Chemnitzer Eisenbahn?“

„Ich bedaure, mein Herr, aber ich muß meine Unwissenheit bekennen in diesem Puncte.“

„Theilen Sie nicht das Interesse an diesen großartigen, völkerverknüpfenden Unternehmungen mit der Gesammtheit so vieler Nationen? Haben Sie selbst keine Actien gekauft?“

„Nein,“ sagte kalt und mißmuthig der Greis.

„Dann sind Sie um dreißig Jahre zu spät gestorben, mein Verehrter,“ versetzte eben so trocken der jüngere Nachbar. „Ich begreife, daß es für Sie sehr unbequem sein muß, zu leben.“

Die übrige Reisegesellschaft, aufgemuntert von den Worten „Actien“ und „Eisenbahn,“ nahm Theil an dem Gespräch, das um so lebhafter ward, je verschiedenere Meinungen laut wurden über das Für und Wider der neu projectirten Bahnen. Die Meisten freilich erfaßten nur den materiellen Gewinn mit der Kurzsichtigkeit ihres Geistes, berechneten die klingenden Procente und

vergaßen darüber das Ideelle, das in der vorbereiteten Aufhebung von Raum und Zeit die Zukunft frei machen hilft.

Der Greis hatte sich zurückgelehnt in die Ecke des Wagens, der schnell fortgerissen ward in das fruchtbare Fuldathal. Die Wolken zerflatterten über der rauhen Rhön, der Nachthimmel faltete sich aus über der schönen Gegend wie ein herabfallender, silbergestickter Sammetmantel. Glänzend hob sich der Mond im Arm weicher Wolken empor und stellte die Gegenstände unter die Zauberlampe seiner dämmernden Helle. Der schweigende Greis unterbrach das lebhafte Gespräch seiner Reisegefährten nur mit dumpfen Seufzern. Es vergingen Stunden, ohne daß er eine Sylbe auf die verschiedenartigen Auslassungen erwiederte, die er anzuhören gezwungen war. Erst als die Mitternacht herankam, die Geister trüber wurden, die Körper ermatteten und die Unterhaltung allmälig in ein sanftes Schnarchen überging, erhob er wieder das sorgenbleiche Haupt und ließ fragend sein Auge auf den mondbeleuchteten Gesichtern der Schlafenden ruhen.

„Hätten meine Kinder doch recht gehabt?“

sprach er schüchtern zu sich selbst und rieb sich mit der weißen, zitternden Hand die Grabesfurchen auf der Stirn, in denen alle Freuden der Jugend längst verwest waren. „Hätte ich mich wirklich getäuscht im vollen Schmerz über den Untergang so vieler mit Angstschweiß und Mühe aufgeführter Gebäude? Da bin ich nun seit zwei Tagen in der Welt, unter Menschen, die alle leben gleich mir, aber die fröhlich sind, nicht wie ich! Hält der Wagen auf einer Station, so bricht sich das junge Leben Bahn zum neuen Fuhrwerke. Man rennt, als sei das Ende der Welt vor der Thür; man trinkt, scherzt, lacht, spricht von Kunst und Literatur, von Maschinenbau und Eisenbahnnetzen, von Dampf und Rauch, von Schmuz und Kohlen, aber keine Christenseele lüftet den Hut, wenn wir uns um die Wirthstafel setzen. Ich sehe Alle Zeitungen lesen mit neugieriger Hast, aber keinen Einzigen auf das Geläut achten, das melancholisch ernst, wie ein Wehruf des verschmähten Gottes, gestern verhallte im Dome zu Erfurt. Und ist das wirklich Freiheit? Ist das ein Begreifen der Zeit, ein Schwur der Seele auf das Heiligthum des Herzens?

Sind das Blüthen und Früchte der höchsten Civilisation, nach der wir jagen mit dem keuchenden Schlot der Dampfmaschinen, den künstlichen Ungeheuern der Ströme und Flüsse? Kann das Leben sich selbst begreifen, wenn es nur noch zusammengehalten wird von den scharfen Zähnen eherner Räder, die bewegende Schwungkraft des Geistes aber sich einhüllt in den öligen Dunst der Lampen und Dampfröhren? Armer, alter Kopf, halte zusammen! Weißes Haar, du Krone, die ich gewonnen habe durch ein ehrlich verbrauchtes Leben, leuchte mir dienstfertig in die finstere Nacht meiner Seele, damit ich Licht empfange und begreife, was Jedermann sieht, ehrt, erstrebt! Es ist mir unbegreiflich, wie die Materie herrschen soll, ohne das Geistige nieder zu halten."

Wie ein Verbrecher vor den Augen seiner Richter sank der Schlaflose in sich selbst zusammen. Um ihn her ruhten wie Embryonen der Sorge seine Gefährten. Die Ermattung wiegte ihn in ungewisse Träume. In bunten Bildern zogen Scenen aus der Periode seines Glückes an ihm vorüber. Die Jugend feierte eine Auferstehung unter dem Sargdeckel, der in bleierner

Schwere sich über sein Herz gelegt hatte, und wie zukünftige Funken neuer Freuden fielen durch die halboffenen Lider die Sterne des Himmels in den Spiegel seiner Pupille. — Erst gegen Morgen ermunterte sich die Gesellschaft wieder. An den Ufern des Mains flog der Wagen nach Frankfurt hin, dessen dunkle Thürme und Häusermassen aus dem Frühnebel aufstiegen. In blauen Dunst gehüllt lag im Hintergrunde der Taunus. In aller Pracht des herbstlichen Colorits brannten die Hügel. Von allen Seiten, auf allen Wegen und Stegen zogen die fröhlichen Menschen nach der Stadt, Winzer eilten mit Bändern geschmückt dem Rheine entgegen, um die Freuden der Weinlese beginnen zu lassen. Auf dem gelben Main kroch eine schwarze, ringelnde Schlange herauf, die Wasser rauschten; der finstern Flagge, die gleich bei allen Völkern des Ost und West, folgte das Kriegsschiff der Civilisation — ein schwer beladenes, aber zierlich gebautes Dampfboot. Lustig erhob es die Purpurflosse aus dem grünen Gefieder, das seinen schuppigen Leib bedeckte, und singend, wie einst Arion von dem Delphin, schwang sich die heitere Gesellschaft von dem

dampfschnaubenden Ungeheuer an das Land. Zu gleicher Zeit rollte der Postwagen in die engen Straßen Frankfurts. Der Greis sah neugierig auf das Drängen und Stoßen des bewegten Lebens und fand sich mit seinen Sorgen in der großen Stadt verlassener als zuvor. „Anastasius,“ sagte er zu sich selbst, „wenn der rettende Engel nicht bald erscheint, so hat der liebe Gott einen schlechten Witz gemacht in deinem Namen.“ —

3.

Wer sich in einem Frankfurter Hotel gefallen will, muß lebenslustig, jugendfroh, weltgesinnt sein. Der Mißmuth kann sich nicht wohl befinden in den weiten, glänzenden Räumen, die, von Gasflammen erleuchtet, in der Pracht morgenländischer Bazars funkeln. Es ist Alles modern, was dem Auge entgegen kommt, das Alte selbst und das Solide, Dauerhafte hat sich geschmückt mit der Schminke des Neuen. Wo das Leben nicht fußen konnte, rankte es sich wenigstens fest mit irgend einer kletternden Faser.

Alles predigt junges Leben, frischen Muth, kecke That. Verhaßt ist das Saumselige, die Vorsicht des Alters, die Bedenklichkeit des Kleinlichen. Wer in Frankfurt leben will als Fremder, darf der Pedanterie nicht mehr den Steigbügel halten. Die Freude schwingt sich lose und leichtfüßig in den Sattel, und spornt das Roß des Lebens zum wildesten Galopp. Der Kühnste ist immer der Nächste am Ziele.

Der geheime Rath Anastasius, gewöhnt an umsichtigeres Fühlen und stilleres Bedenken, befand sich fremd und unwohl in der sorglosen Lebensbewegung, die ihm der Zufall entgegenschob. Er mußte Alles vergessen, was ihm bisher lieb und angenehm gewesen. Selbst die größere Bequemlichkeit, die der Glanz des Hauses, die Fülle des Reichthums bot, ward ihm unbequem. Das mittelstädtische Gefühl der Befangenheit raufte an dem greisen Haar des alten Mannes, der ausgezogen war, in der Welt Ruhe zu suchen und eine Gesinnung der seinigen entsprechend, weil er sie seit Jahren vermißte in seinem Haus, im Kreise seiner Kinder. — Um allein zu sein, verlangte er auf dem Zimmer zu speisen. Man

beschied ihn höflich-lächelnd, das sei nicht Sitte. Als er darauf bestand, fand er das Doppelte des Preises auf der Rechnung. Er schrie über Unbilligkeit, beklagte sich über Prellerei. Der Kellner zuckte die Achseln und meinte, „dies ist nun wieder Sitte.“ Dadurch fand er sich bewogen, an der Wirthstafel zu diniren, doch das Ungewöhnliche, ihm völlig Fremde der Umgebung, die Menge der Speisenden, das lebhafte Gespräch und noch mehr der Inhalt desselben, der mit Allem, was er ehrte und ihn bewegte, schreiend contrastirte, stürzten eine unerträgliche Angst auf ihn herab. Er war froh, als man die Tafel aufhob und wollte nun einen Neffen, dem er früher viel Gutes erwiesen hatte, aufsuchen. Das Adreßbuch ließ ihn Straße und Wohnung bald finden. Er begab sich seufzend, ohne Hoffnung in der schmerzgesättigten Brust auf den Weg.

Die heitere Thätigkeit der handeltreibenden Bevölkerung konnte den geheimen Rath nicht erfreuen. Er vermißte in diesen Gesichtern die Theilnahme für kleinere Sorgen, die den Einzelnen mehr drücken, als größere. Sein Blick fühlte an der Kälte dieser Züge, daß nur eine ferne

Revolution in Spanien, ein Börsenstreit in London, das Ausbleiben eines Couriers aus St. Petersburg, den langweiligen Sonnenschein im Schatten herzloser Sorgen begraben könne. Anastasius ahnte in diesem Kosmopolitismus etwas Unmenschliches, einen Leichenconduct alles freudigen Betrachtens, entsprungen aus herzlichem Anklammern an individuelle Begegnisse. Dieses Ausweiten der Lebensumsicht war ihm daheim schon unheimlich und störend gewesen, doch hatte er es nie in solcher Ausdehnung, so allgemein auf eine ganze Bevölkerung erstreckt gesehen, wie hier. Er verließ die größeren Straßen und verlor sich in Gassen, wo der Ueberbau an den alten Häusern weniger Bewegung und Drang gestattete. Die Hand der Weltgeschichte konnte kaum mit dem kleinen Finger anklopfen in diesen engen Räumen, das Blutgeräusch des Lebens verklang in der Ferne, und der Perpendikelschlag des eigenen Herzens ward wieder vernehmbar in der gemüthlichen Stille.

Der geheime Rath stand auf einem festen Stück deutscher Erde. Rings umher fraß und kaute die hungrige Zeit an der sichern Scholle.

Dumpf dröhnte das Geräusch ihres Gebisses, aber der Pendul übertäubte mit harmlosem Mährchentact den unfreundlichen, friedenstörenden Ton.

„Was ze handlen?“ fragte mit singender Unterwürfigkeit die näselnde Stimme eines Hebräers. Anastasius schrack auf aus der Ruhe des glücklichen deutschen Lebenstraumes. Vor ihm stand in dem Schmutz einer zweitausendjährigen Verbannung gewickelt die Gestalt eines Juden. Obwol Alter und Sorgen den Körper zusammengedrückt, die Schönheit der Formen verwischt hatten; so lag doch noch immer ein Schein orientalischer Bildung auf dem bleichen Gesicht, um das silberweißes Haar in ungeordneten Lockenwellen fluthete. Nur das Auge war licht, wie der Stern einer im Harren edler gewordenen Hoffnung. Es leuchtete in der Mittagsgluth der Sonne und malte dunkle Schatten auf die orientalischen Formen des Gesichtes. „Was ze handlen, hoher Herr?“ wiederholte der Jude, und hob klappernd mit der Rechten seinen unreinlichen Sack, während die Linke an die Tasche schlug und er pfiffig lächelnd hinzusetzte: „Hab' Geld g'nug; kann doch kaufen 'nen ganzen Christenanzug!“

Anastasius verneinte, der Jude bückte sich tief und schlich an der geschwärzten Häuserreihe hin, wie die alt gewordene Rache, die sich fürchtet in das helle Sonnenlicht zu treten, weil sie glaubt, sich entsetzen zu müssen vor sich selbst. Jetzt erst sah sich der geheime Rath um. Rings stiegen himmelhohe Häuser auf beiden Seiten auf, von Stock zu Stock die Gasse im Ueberbau mehr verengend. Die Dächer berührten einander fast und der Himmel zeigte sich nur in ungewisser Helle wie ein blaues durch die Luft fliegendes Seidenband. Eklen Dunst trieb die Luft aus der langen Gasse dem Fremdling entgegen, ein unheimliches Summen und Zischeln aus einer noch unheimlicheren zahllosen Menschenmenge stürmte auf ihn ein. Die weit geöffneten Thüren ließen Hausfluren sehen, die finster waren, wie Höllenschlünde. Kinder mit kohlschwarzen Haaren, ärmlich gekleidet, flickten alte Kleider, säumten halb zerrissene Schuhe. Es war eine unübersehbare Trödelbude. Aus den Fenstern aber der verschiedenen Etagen sahen ovale morgenländische Gesichter, weiße lange Bärte wehten im Winde, ein unergründlicher Haß, eine zum Nationalgefühl

erhobene Rachsucht schien unerlöschlich zu glimmen in dem Feuer der dunklen Augen. Hinter weißen Vorhängen lagen geduckt, wie schüchterne Tauben, die schönen Töchter des vertriebenen Volkes aus Palästina. Anastasius stand in der Judengasse zu Frankfurt.

„Und dies Geschlecht soll emancipirt werden?“ fragte er sich selbst, der Zeit gedenkend, wo er vor Jahresfrist geeifert hatte mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gegen die Emancipation der Juden. „Wenn man diese schleichenden Schakals herausließe aus dem Käfig enger Gesetze, würden sie nicht die Zähne wetzen an den Knochen der Christen und ein neues Gesetz erfinden, das ihnen geböte, Christenfleisch zu essen? Haben sie Asiens Sitte, eine halbasiatische Bauart mit nach Europa gebracht, so werden sie auch nicht vergessen haben, den Haß ihres Stammes, die Leidenschaften, geboren unter dem Brand einer orientalischen Sonne, bei sich zu führen. Ihren Gott haben sie behalten, ihre Götter leben alle auch! Und das nennt nun der Leichtsinn der Welt, die Lust an Revolutionen und Reformen, Civilisationsfragen! Als ob der Gang wahrer Cultur von der

Freimachung eines schmutzigen, handeltreibenden Gesindels abhinge, das lange Gewohnheit eben so listig als gemein gemacht hat! Es ist noch kein getaufter Jude ein Christ gewesen. Die Generation muß erst aussterben, ehe der heilige Geist des Christenthums unter den Lauberhütten eine freie Stätte findet für sein stilles, begeisterndes Schaffen!"

Unter diesen Gedanken hatte Anastasius die Judengasse durchwandert. Als er sich wieder in der lauteren Heiterkeit christlicher Bevölkerung sah, ward ihm erst leichter. Er glaubte unbemerkt einer Mördergrube entronnen zu sein und sprach dankend in tiefster Stille ein Gebet. „Ach," seufzte er, „ob wol mein Neffe, der stille Mensch, nach funfzehn Jahren der Trennung von mir auch noch beten wird, wie damals? Ich bin doch neugierig, wie er mich empfangen wird."

Der Neffe des geheimen Rathes war Kaufmann, hatte sich aus ursprünglich dürftigen Umständen durch glückliche Speculationen ein sehr bedeutendes Vermögen erworben und in jüngster Zeit größere Reisen nach Frankreich, England und selbst nach Nordamerika unternommen. Das

freundschaftliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Oheim bestand, war immer das nämliche geblieben, nur wurde der Briefwechsel zwischen beiden seltener, da der Neffe überhäuft von Geschäften wenig Zeit hatte, Briefe zu wechseln, die mehr freundschaftlichen Inhalts sein mußten, als kaufmännische Speculationen und Fragen des Welthandels besprechen konnten.

Anastasius ward auf der Hausflur von einem gallonirten Diener empfangen und in das Besuchszimmer geführt, wo sich reicher Glanz mit feinem Geschmack vereinigte. Er mußte einige Zeit warten und hörte während dieses Intermezzo's in einem nahe gelegenen Gemach lautes Gespräch. Die Neugier des Alters und das Mißtrauen, womit die neuern Ereignisse immer mehr sein Gemüth erfüllten, veranlaßten ihn zu horchen.

„Das kümmert mich wenig," hörte er die Stimme seines Neffen auf den Einwurf eines Andern erwiedern, „es handelt sich hier nicht um die Procente, die ich gewinne als Person, sondern um den Erfolg, den ein solches Unternehmen hat für den deutschen Handel mit Frank-

reich. Was wollen Sie denn, daß Sie Gewalt schreien, weil es Sie etwa zweihundert Morgen Wald kostet?"

„Und das Schloß, den Park, den ich vor kaum Jahresfrist beendigt habe, rechnen Sie gar nicht?" fiel der vorige Redner ein.

„Allerdings bringe ich auch dies nicht in Anschlag. Genug, es hat sich erwiesen, daß eine Bahn durch Ihre Güter und Besitzthümer auf dem möglichst geraden Wege uns in directe Verbindung setzt mit Lyon, dem Hauptbazar der Seidenwaaren-Fabrication. Es werden ferner Maßregeln ergriffen, die von Lyon aus die Entfernung aufheben zwischen dieser Stadt und dem mittelländischen Meere. Dies bringt uns der Levante näher, das Morgenland reicht herein in das Abendland, die Dimensionen verlieren sich, wir gewinnen Unberechenbares, Sie erhalten eine ungefähre Entschädigung und können übrigens dem allgemeinen Besten schon eine Kleinigkeit opfern. Das sind wir der Civilisation schuldig, die in ihren Bestrebungen jede noch so gute Kleinbürgertugend überragt."

Anastasius hörte nur noch das Bitten des

Fremden, dem die befehlende Stimme seines Neffen härter antwortete. Ihm schwindelte, er mußte sich an die Stuhllehne halten. Noch ehe er sich wieder erholt hatte, kam der Neffe ihm freundlich entgegen, drückte herzlich seine Hand und erkundigte sich mit sanguinischer Lebhaftigkeit und der Ungeduld eines unternehmenden Geistes nach seinen lieben Verwandten.

Der geheime Rath gab die gewünschte Auskunft, vermochte aber nicht, die Sorgen ganz zu verbergen, die ihn bedrückten. Des Neffen offenherziges Wesen ließ ihn jedoch Vertrauen fassen, und er stellte nach einiger Zeit die seltsame Frage an ihn: was er denn wol von dem Treiben des jetzigen Tages halte?

„O das ist ganz vortrefflich, mein braver Oheim," versetzte der Kaufmann, „und selbst Sie müssen das fühlen, wenn Ihnen auch vermöge ihres hohen Alters nicht Alles mehr so offen vor dem Blicke liegt, wie uns Jüngeren, die wir mitten im Strome kämpfen, ringen, ordnen und gebieten." „Nicht wahr, liebster Oheim," fuhr er fort, „das hätten Sie nicht gedacht vor funfzehn Jahren, als ich in Ihrer kleinen Resi-

denz den Seidenhandel erlernte, daß der arme, schüchterne, linkische Bernhard in anderthalb Jahrzehnten der Chef eines großen Hauses sein würde, das Commanditen besitzt in Lyon, Marseille, London, Neu-York und Mexiko? Die Zeit geht mit Riesenschritten vorwärts und der Einzelne muß folgen mit der Kraft seines Gedankens, oder noch besser, ihr vorarbeiten mit dem gewaltigen Zauber der Speculation! Glauben Sie mir, bester Oheim, es kommt Alles auf den Willen, ein festes Fußen und Beharren an, wenn in der Gegenwart ein Resultat sich ergeben soll aus wichtigen Unternehmungen. Es verliert Keiner, der mit Geschick wagt. Nur feig und furchtsam darf man nicht sein, nicht zu deutsch-behutsam, nicht zaudern. Es ist der Heldenmuth, der im modernen Leben sich auf Industrie und Handel wirft. Zu erobern gibt es nichts mehr auf Erden, die Geschichte hat sich gesättigt am Blut und der Zeitgeist die Tigerzähne abgestumpft an jahrtausendlangem Kampfe. Napoleon mit seinem Weltsturm war der letzte Eroberer, der letzte Krieger in Europa. Das Feldherrntalent muß sich auf die Mechanik werfen. Maschinen werden unsere

Heere werden, mit denen wir nicht den Boden, sondern die Freundschaft der fernsten Nationen erobern. Das Ding mit den Dampfmaschinen ist ein bloßes Vorpostengefecht des speculirenden Gedankens, ein Feldmessen des Geistes auf den Höhen und Flächen, über welche die Civilisation ihre weltverbindenden Brücken spannen wird. Es vergehen keine zehn Jahre, so wird dem Dampfe die Luft zu Hilfe kommen müssen, und wer kann berechnen, wie tief sich das Sinnen der gespannten Menschheit eingraben wird in die Geheimnisse der Natur? Das Finden ist noch lange nicht erschöpft. Wir dürfen nur zu suchen uns vornehmen, so haben wir schon das, was der Wunsch in uns flüstert. Ein geheimes Begehren ist das Flügelschlagen der That, die laut klopft an die Schale, die sie umfängt. Nur greife Keiner dazwischen mit Verboten und anderm Unsinn! Wir haben nicht Zeit zu warten, denn die Zeit selbst hat keine Zeit. Der Geist ist flügge geworden und will nun sehen, wie sich's leben läßt im weiten Raume. Da wohnt die Freiheit und folgt den Erfindungen der Menschen. Ungerufen, ungesehen wird sie herabsteigen auf die lebendig ge-

wordenen Kunstwerke, die der Geist Gottes schuf in der Brust der Menschen, und dann wird man erstaunen, von wo herab der Wundervogel gekommen, den man so lange Jahrhunderte gesucht hat mit Blut und Schmerzensgeschrei, und nun so leicht gefunden, da man die Natur gewähren ließ, die freie Geliebte des menschlichen Geistes zu werden."

„Um Gottes Willen, halt ein!" rief Anastasius aus und hielt den feurigen Kaufmann von sich fern. „Was ist denn das für ein neues Heidenthum, das da herausschielt aus den schwarzen Falten Eurer Dampfwolken, und zwischen den schreienden Rädern Eurer Maschinen alle Religiosität zerdrückt, die mühsam erst in achtzehnhundert Jahren am besten Mark aller Völker gesogen und nun in einer festen Gestalt sich endlich emporgerichtet hat! Hast Du denn Alles vergessen, was Dein alter Oheim Dich lehrte? Da spricht der Mund schöne Worte, halbe Welten fallen von der geöffneten Lippe, ein neues Leben, das mich zermalmt, springt übermüthig in die stille Clause meines alten Lebensglückes und schüttelt die jungendbraunen Locken, löst den Gürtel

und bietet der Welt den schönsten Leib zu beliebigem Gebrauche! War's nicht so Bernhard? Und siehst Du nicht, daß hier der Zorn des Gottes sich versteckt in Reiz und schwüler Blüthenpracht? Ihr Menschen der modernen Zeit habt keine Religion und keinen Glauben, und ich sehe wol, daß, wer ein schneeweißes Haupt mühsam noch aufrecht trägt auf seinen Schultern, abscheiden muß in kürzester Frist. Schneebedeckt schlummert meine Seele, der Frühling blüht und duftet nur im Auge der Jugend, und was mit Schmetterlingsfittigen den lichten Tag berührt in Eurer Brust, das stößt als treibende Eisscholle gegen den morschen Bau meines Lebens. O, ich weiß, daß elend ist, wem das Herz erdrückt wird im Sturmschritt der Zeit! Daß ich nur selbst mich hineinwühlen könnte mit dem flehenden Bitten meines armen Geistes in diese zuckende Muskel! Sich sterben sehen, ohne doch den Tod heranzuziehen an das matt flatternde Leben, ist mehr als Tod. Das ist die Folterbank für das still gewordene Herz, wenn Jugendübermuth seine Freuden und Hoffnungen ausschickt und sie schwärmen läßt um die einsinkende Brust des Greises. Des Alters

Trost ist der Schmerz, der mitleidig ist, weil er duldet. Die Freude kennt keine Theilnahme, die Hoffnung ist der Tyrann, den Republiken groß ziehen mit der Milch völkerhistorischer Erinnerungen. O, meine Kinder, meine Kinder! Hebt Steine auf und werft sie herab auf dies Haupt, daß es sich träumend lege an die verschwiegene Erde, die niemals seufzt, wenn sie auch gegeißelt wird mit centnerschweren Ketten!" —

Erschrocken stand Bernhard auf. „Was ist Ihnen denn, lieber Oheim?" fragte er zaudernd. „Diese Heftigkeit, die ich früher nie an Ihnen bemerkt habe, macht mich besorgt um ihre Gesundheit. Halten Sie es denn für ein Unglück, daß sich die Kräfte der Natur mit den Fähigkeiten, dem Erfindungs= und Denkvermögen des strebenden Menschen vereinigen? Lange genug, sollte ich meinen, habe sich diese Kraft des Gottes verborgen im Leben der Völker. Daß sie jetzt freier, ungebundener, kecker heraustritt an den Tag, ist mir ein Beweis für das stille Fortschreiten, das im Gange der Geschichte auch wider unsern Willen sich vorbereitet. Und wie ich vorhin sagte, dieses Aufbrausen, Schaffen und

Binden der Materie allein nehme ich für das Lächeln der Freiheit, für die erste leise Aufmunterung der werbenden Menschheit, muthig zu wagen und die Spröde zu Kuß und Umarmung zu zwingen. Wozu, liebster Oheim, ihre Verzweiflung, als nahe sich der Weltuntergang?"

Anastasius war aufgestanden. „Genug, Bernhard, genug! Ueber Gefühle läßt sich nicht disputiren. Die Hoffnung des jüngeren Geschlechts kann ich nicht theilen, weil die Erfahrung mich frühzeitig gelehrt hat, das Wenigste von dem zu erwarten, was auch die glücklichsten Verhältnisse zu gewähren versprechen. Möchtet Ihr Euch aber doch erfreuen an dem Gaukelspiel der Zeitbewegung, wenn Ihr nur über den Gewinn, der in der Zukunft liegt, nicht das Gewisse einer erprobten Gegenwart vergäßet! Soll sich denn das gebeugte Alter freuen, wenn es Ehrfurcht, Sitte, Theilnahme, alle Hausgötter eines still beglückten Lebens sich abwenden sieht von dem glänzenden Palast der neuen Zeit? Ihr bohnt die Zimmer, glättet die Schwellen, Riesenspiegel schmücken die weiten Wände und werfen glänzender das Bild der neuen Hoffnungen zurück auf Eure leuchtenden

Mienen; wo aber bleibt denn unter dem Rauschen der Seide jenes menschliche Fühlen, das auch den Aermsten glücklich macht und ihm Ueberfluß und Pracht ersetzt? Ihr habt nur Glanz und Schimmer, keinen Frieden im Herzen! Und dies, Bernhard, dies drückt mich zu Boden. Dieser blendende Schmuck ist in meinen Augen nur der Todtengräber des Reinmenschlichen. Mit goldenen Schellen behangen läutet er über den Gräbern den Abendsegen, die Welt stürzt heran, Verzückung im Auge, Weltlust in allen Sinnen tobend, und fällt lachend in die offenen Gruben. Hütet Euch, daß Ihr nicht Euer Bestes zu Grabe tragt, ein Herz, das offen ist jeglichem Leid!"

„Diese Weltansicht ist mir neu," versetzte der Kaufmann, „und ich muß gestehen, mein braver Oheim, daß ich mit dergleichen hypochondrischen Skrupeln die Freudigkeit eines thätigen Lebens mir noch nicht getrübt habe. Mag auch Manches nicht zu billigen sein in den Entwürfen einer neuen Bildungsepoche, der Kern unseres Wollens ist gut. Wir leben im Kriege, ehrwürdiger Greis, und zwar im Kriege der Ideen. Da bricht manches Unglück herein über die schuldlose

Hütte, aber nicht mit Vorbedacht wird dem Bedrängten ein unerträgliches Kreuz aufgelegt. Lassen Sie doch diese Mächte schalten und walten nach Belieben, wenige Jahre werden hinreichen, die ungeheuerste Zwietracht zu schlichten. Ist dem Verstande erst das Recht eines freien Gebrauches erobert worden, so wird auch das Herz wieder froh und laut schlagen können. Dem Herzen wird nur Zwang angethan, weil die Bosheit mit diesem gutmüthig verzogenen Kinde kokettirte und ihre diabolischen Entwürfe hinter Liebkosungen verbarg, an denen wahre Zärtlichkeit keinen Theil hatte."

„Verstand, Verstand! Ja da hinaus läuft jetzt all Euer gottloses Treiben!" rief Anastasius. „Mein Sohn Florentin nennt es auch verständig, wenn er sagt, dem Alter gehöre ein Zulp in den Mund, damit es schweige bei den Begebenheiten der Neuzeit."

„Das ist unkindlich gesprochen," versetzte Bernhard, „gewiß aber wird Sie eine solche Bemerkung nicht ungerecht machen gegen das Handeln einer halben Welt. Die Tugendhaftigkeit einer Epoche liegt im Thun und Vollbringen.

Sie schreibt ihre eigene Geschichte, indem sie handelt. Straucheln kann Jeder, und eine Societät eben so leicht, als das Individuum. Wer aber will denn behaupten, daß der Sturz eines Einzelnen das Zeichen sei von der Beschreitung einer falschen Bahn!"

„Du vertheidigst, was Dich trägt und glücklich macht," sprach Anastasius. „Ich thue dasselbe. Seit man angefangen hat, in kosmopolitischen Sentenzen die Moral des Einzelmenschen zu zerdrücken, wärmt kein Sonnenstrahl mehr dies bleiche Haupt. Sobald die Kinder nicht den Kummer eines alten Vaters begreifen, ist ein Riß entstanden in der Welt, den keine That verkittet. Mir schwindelt vor dem nächsten Morgen, sehe ich die Hast, womit Jeder einen Splitter des materiellen Lebens zu ergreifen sucht. Daß Ihr Begierden und Leidenschaften im Dienst genommen habt, verurtheilt Euch. Sie werden Euch der Vernichtung entgegenführen. Mäßigung, Vorsicht, stilles Prüfen, Bedächtigkeit, getragen von vertrauungsvollem Gebet, waren sicherere Begleiter, obwol Ihr und Eure Knappen sie die Philister der alten Zeit nennt."

Bernhard konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. „Mit diesen Begriffen von unsern Bestrebungen, theurer Oheim, müssen Sie unglücklich werden,“ sprach er. „Doch kann Ihnen vielleicht die Wahrnehmung einen vorurtheilsfreieren Blick verschaffen, daß nicht nur Einige, sondern die Gesammtheit von dem Rettung hofft und sie zum Theil schon gefunden hat, was Sie für ein antichristliches Heidenleben anzusehen geneigt sind.“

Der Geheimrath war überwältigt von dem Andrängen ihm völlig unbegreiflicher Zeitrichtungen. Er kämpfte vergeblich mit sich selbst, um zu einer Entscheidung zu kommen. Die Liebe zu seinen Kindern zog ihn an das neugeborene Kind der Welt, die Vergangenheit mit dem fabelhaften Reiz alter Erinnerungen fesselte ihn gewaltsam an die Trümmer einer einstürzenden Welt. Unentschieden irrte er umher zwischen den zerbrochenen Säulenschäften des Tempels, wo er gebetet, geliebt, gelebt hatte in vollem Genusse des Glückes. Jetzt sah er sich allein auf dem Grabe dieser Zeit, ein lebendiger Denkstein des Vergangenen, umrankt von den Frühlingshoffnungen eines jungen, strebelustigen Geschlechtes.

Bernhard ward von verschiedenen Seiten gerufen; er ertheilte schnell und bestimmt die gewünschten Antworten. Ein Diener brachte Actienscheine, die Börsennachrichten, Handelsbriefe aus Süd- und Nordamerika. Bernhard durchflog sie schnell, ohne das Gespräch mit seinem Oheim abzubrechen, der sich wunderte über die Regsamkeit des Neffen.

„Du bist ein Glücklicher, ich seh' es," sagte Anastasius. „Es gibt nur Wenige, die ohne Zittern Briefe öffnen aus weiter Ferne."

„Es ist nur Gewohnheit," erwiederte der Kaufmann. „Uebrigens meldet mir hier ein Brief aus Cincinati, daß die Nordamerikaner damit umgehen, diese Stadt durch eine Eisenbahn, die über die Cumberlandgebirge steigen wird, mit Charlestown in Süd-Carolina zu verbinden. Der Plan ist eines Riesengeschlechtes würdig, der Nutzen für den Welthandel unberechenbar. Ich bin nicht übel Willens auf einige Actien zu unterzeichnen."

„Für Amerika?" fragte verwundert der Geheime Rath.

„Das ist gleichgiltig. Es kommt ja doch den Völkern zu Gute! Auch die Rhein-Weser-Eisenbahn

wird sich realisiren lassen. Hier sind die Risse, und mit Wien hoffen wir auch noch mittels eiserner Schienen eine schnellere Correspondenz zu gewinnen. Lassen Sie dann noch die Hindernisse beseitigt werden, die uns der Alpenzug entgegenstellt, und die Eisenkette ausdehnen bis an die blauen Wellen des adriatischen Meeres, so liegt die Ostsee nur noch wenige Stunden von dem Golf des Südens entfernt. Oheim, Sie müssen einsehen, daß dies Unternehmungen sind, die es schon der Mühe verlohnen, eine Zeitlang die Regungen des Herzens zu vergessen. Ich möchte nur noch 60 Jahre leben!"

„Legte Dir doch ein gütiger Gott an Jahren zu, was ich den meinigen entzogen wünschte," erwiederte Anastasius. „Bernhard," fuhr er nach einer Pause fort, „ich glaube, Du verstehst mich, wenn Du auch meinen Kummer nicht theilst. Ich blieb gern bei Dir, aber Dich schleppt die Zeit mit sich fort, und ich verliere das Gleichgewicht, sehe ich in diesen rasenden Taumel der Welt. Ich will weiter reisen. Viele meiner Kinder habe ich seit langen Jahren nicht mehr gesehen. Eins wird doch noch treu geblieben sein dem Wort und Kuß

des Vaters. Dieses Eine wird mir dann ein Ruhekissen geben und ein stilles Plätzchen, wo ich den letzten Wunsch für meine Kinder aushauchen kann.“

Der junge Kaufmann suchte den Oheim zu halten, er bot ihm jede Bequemlichkeit an und versprach, mit ihm der neuen Ereignisse nicht zu gedenken. Anastasius lehnte jedoch Alles ab, indem er meinte, eine Maske sei ihm noch unheimlicher, als offener Widerspruch und lauter Hohn einer ganzen abgefallenen Welt. — Unruhiger als je verließ der geheime Rath den schimmernden Saal und bestellte Extrapost, um nur recht bald aus einem Orte fortzukommen, der ihn wie die Lehranstalt einer frivolen, unchristlichen Lebenssitte anstierte. —

4.

Warmer Sonnenschein lag auf den Rebenhügeln des Rheingau's. Von den Bergen herab, aus den Städten, Flecken und Weilern zogen fröhliche Menschengruppen, die leichten Strohhüte mit farbigen Bändern geschmückt. Gesang schallte

wieder in den Thälern, an allen öffentlichen Orten scherzten tausend Freuden um die lustigen Zecher. Aus grünen Römern lachte das goldfunkelnde, begeisternde Auge des Weins und ließ die glücklichsten Träume, die verheißungvollsten Bilder im duftigen Kusse entstehen. Ueber den stillen, goldgrünen Strom schwammen Gondeln mit Musikchören, die alle den Gott der Freude, den Bacchus, leben ließen in glücklichem Vergessen des Augenblicks.

Am Markebrun unweit Erbach saßen lustige Zecher. Der schäumende Most hatte die Zungen gelöst und jubelnd brachten sie der Sonne, die hinter dem Niederwald hinabsank, eine Libation. Da erhob sich ein Greis aus der Mitte der Trinkenden und ging kopfschüttelnd an's Ufer des Stromes.

„Sie können's nicht begreifen," sprach er mit gebrochener Stimme, „daß Genuß nur in der Mäßigung liegt. Da habe ich mich nun doch gezwungen Tage lang, um zu erfahren, was denn diese Jugend will und bezweckt, und nichts anders ist mir klar geworden, als daß die Freude der Gott der Welt, der Genuß des Lebens, die Zügellosigkeit Leiterin der Gesellschaft sein soll. Gott

erleuchte mein Auge oder lasse mich sterben, denn ich bin müde dieses Treibens, das keine Ruhe kennt und keinen Frieden!“

Es war der geheime Rath Anastasius, der seine Gefühle in diesen Worten zu beschwichtigen suchte. Die Gesellschaft vermißte ihn, er hörte sich rufen. Die Uebermüthigsten warfen die Gläser zu Boden, die bekränzten Hüte dem Greise nach. Bald folgte der ganze Troß. Anastasius sprang in die Gondel und befahl dem Schiffer, ihn rasch an's jenseitige Ufer überzusetzen. Lachend sahen die Zecher dem Greise nach, füllten von neuem die Gläser und leerten sie auf eine ewige Jugend.

„Ewige Jugend!“ sprach Anastasius. „Was sich nur der Uebermuth dabei denkt? Wissen möchte ich, ob auch diesen jetzt so Glücklichen einmal eine Zeit kommen wird, die sie gerade so bedrückt, wie mich die gegenwärtige. Ich bin nicht schadenfroh, aber es liegt Beruhigung in der Annahme. Gibt es ein Ziel im Leben und für das Leben, so kann es doch immer nur die Ruhe sein. Bewegung ermüdet, Ruhe erquickt. Die Welt ist weintrunken, daß sie diese einfache Wahrheit nicht begreift.“

Bei Heidenfahrt begegneten dem Greise eine

Schaar junger Mädchen, die, ihre leeren Marktkörbe auf den Köpfen, singend am Ufer hinzogen. Natürliche Fröhlichkeit erheitert auch den Mismuthigsten. Anastasius grüßte die Vorüberziehenden, ein lauter Dank ward ihm dafür zu Theil. „Ihr kommt wohl aus Mainz?" fragte der Greis. Die Frage ward bejaht und einige Scherzworte noch dazu gefügt.

„Habt Ihr Aeltern, liebe hübsche Kinder?" Einige nickten mit dem Kopfe, Andere verneinten, ohne sich die heitern Gesichter durch eine traurige Erinnerung trüben zu lassen.

„Warum geht Ihr denn so allein? Ihr solltet Euch von Euren Geliebten begleiten lassen."

„Wir haben keine," versetzten zwei der hübschesten, Andere meinten, die Ihrigen seien in den Weinbergen.

„Das Leben gefällt Euch wohl?" fuhr Anastasius fort zu fragen, um im Gespräch das Drückende seiner einsamen Lage zu vergessen. „Ich kann mir denken, daß sich's hier recht zufrieden leben läßt unter dem immerwährenden Wechsel, den die Fremden mit sich bringen."

„Je nun, lieber Vater," versetzte eins der

Mädchen, „es kommt Alles darauf an. Nicht alle Fremde sind gesellig; Manche sehen verdrießlich in den lieben Tag hinein und ärgern sich, daß die Sonne warm, der Rhein grün ist. Namentlich sind die Engländer ein finsteres Volk, das mein Tage nicht lacht, und dann kommen genug Alte und Kranke, die auch lieber wollten, wir junges frisches Blut sähen schon aus wie einbalsamirte Leichen. O ja, mein lieber Herr, wir haben auch unsere Plage hier zu Lande.“

„Mein liebes Kind,“ versetzte Anastasius, „dem Alter muß Du die Grämlichkeit verzeihen; oder meinst Du, es solle jubeln und fröhlich sein, wenn es sieht, wie die Unerfahrenheit der Jugend sich selbst täuscht?“

„Nun da haben wir's,“ fiel das Mädchen ein. „Kaum findet sich ein Mann ein mit grauem Haar, so geht auch das Predigen los, und immer haben es die Alten mit der frischen Lust zu thun, die sie gar zu gern als leibhaftige Teufeleien uns abmalen möchten. Aber wir sind keine Narren. Leben und lustig sein! heißt unser Wahlspruch am Rhein.“

„Da bist Du wohl recht froh, schönes Kind, daß Deine Aeltern gestorben sind?“

„Was denkt denn der Herr von mir?“ erwiederte das Mädchen. „Nein, unsere Aeltern lieben wir, aber wenn sie groß Aufsehen machen wollten von einem Tanz und einem Kuß, oder weil ein schmucker Winzer uns besucht in der Dämmerung, so würden wir uns eben nicht viel daran kehren. Jugend hat nicht Tugend, aber ein Bischen Lustigkeit ist nicht bös gemeint. Nun, Gottlob, unsere alten Leute hier sind so gescheidt, es nicht zu verderben mit der Jugend. Darum leben wir ganz vergnügt und ein siebzigjähriger Greis trinkt seine drei Schoppen so gut wie ein junger Bursch, und hat nichts dagegen, wenn ein Schwank abgespielt wird und er einem Mädchen einen Kuß rauben kann. Wir Rheinländer sind lustige Leut’, machen uns keine Sorgen und lassen drauf gehen, was uns der Himmel gibt. Kopfhänger werden nicht geduldet. Gott befohlen, lieber Herr, und streicht Euch die Falten aus Eurem Gesicht, sonst kriegt Ihr im Leben keinen Kuß von einer hübschen Kellnerin.“

Die Begleiterinnen des Mädchens lachten von Herzen, warfen dem alten Herrn Kußhändchen

zu und eilten einigen jungen Burschen entgegen, die sie mit offenen Armen empfingen und unter Scherzen und Gesang weiter den Strom abwärts zogen.

Anastasius versank in finstre Gedanken. Erst als er in Mainz ankam, erholte er sich wieder von dem Grübeln und Sinnen, in das sein ganzes Dasein sich verstricken zu wollen schien. Er hatte den schönen Strom bereist bis hinab an Hollands Grenzen. Auf Momente war mit dem Aufblick der Natur auch ein Schimmer früheren Glückes in ihm lebendig geworden. Die rebenumgürteten Ufer, das lustige Treiben auf dem Strome, die Wanderzüge der modernen Nomaden Europa's rüttelten an dem Rest alter Gewohnheiten, und ließen zuweilen die Ahnung eines frischen Genusses in ihm aufsteigen, der frei und heiter sein könne, ohne den tieferen Menschen zu verletzen. Aber diese Hoffnungsfunken erloschen mit dem Tage, der sie um ihn streute. Anastasius fühlte eine immer größere Leere um sich entstehen, die ihn selbst verschlang. Sogar im Alter fand er keine wahrhafte Sympathie für sein Denken und Empfinden. Die naive Heiterkeit des Rheinländers

sprach ihn nicht an; er hielt die Fröhlichkeit des Alters für einen Abfall von Recht und Sitte. Abermals getäuscht verließ er den schönsten Fleck deutscher Erde und wandte sich nach Baiern. „Dort hält der König noch fest am Alten und und Gewohnten," sprach er. „Die Kunst zwar ist seine Göttin, aber es ist die Kunst des Alterthums, nicht die Charlatanerie der neuesten Zeit mit ihrem liebäugelnden Weheruf, ihrem lustigen Sünderblicke, ihrem herztödtenden, geistreichen Sturm von Wort und Bild. Dort, in München, lebt mein frommer Emanuel. Bei ihm will ich ausruhen und den Winter zubringen mit ernsten Studien. Emanuel hat vor fünf Jahren den Christus gemalt, betend am Oelberg. Die Religion ist ihm heilig, so wird er auch die alte fromme Gutmüthigkeit, das Herz der ewigen Kindlichkeit, nicht in sich ausgerottet haben. Ja, ich will nach München zu meinem Emanuel." —

Der lebensmatte, zeitkranke Mann packte ein und seit lange zum ersten Male goß eine länger dauernde Freudigkeit ein mildes Licht über sein gefurchtes Antlitz. Ohne Schmerz sah er den Strom hinter sich verschwinden, die Rebengelände sich

verlieren, die weinglänzenden Augen der Mädchen verlöschen, das schäumende Jauchzen sich herabstimmen zum schwerfälligen Pflegma der Biertrinker. Anastasius kam in das Land, wo Alles fest, solid und nüchtern ist, ausgenommen das Faß und der Bierkrug. Es ward still. Das Volk schlich schweigend oder patzig umher. Eine schwere Atmosphäre schien über dem Königreiche zu liegen. Bierdünste hingen an den Hügeln, statt der saftigen Weinblätter stiegen dunkle Hopfenpyramiden in die Luft. Je stiller und einsilbiger aber die Gegend ward, desto mehr lebte der geheime Rath auf. Er fühlte sich wohl, er fühlte sich wieder deutschthümlich-still. Das Herz schwoll ihm über, als er nach langem Harren endlich in die breiten todten Straßen Münchens einfuhr. Die kalte Pracht der Gebäude erfreute ihn; denn in diesem Glanz konnte nicht die Bewegung der Gegenwart wohnen, sondern nur die Ruhe der Vergangenheit. Anastasius entschloß sich, wo möglich das Ende seines Lebens hier zu erwarten.

5.

In dem lichten Raume seines Atelier's vor der Staffelei saß Emanuel. Ein altdeutsches, schwarzsammtenes Barett bedeckte die vollen dunkelbraunen Locken, die in zahlreichen Ringeln bis auf die Schultern herabflossen. Ein weiter Malermantel war faltig um den Oberleib geschlagen. Vor ihm stand der Farbenkasten, auf der Palette glänzten in frischer Mischung die Tinten. Noch waren die hohen Bogenfenster durch lange Vorhänge verhüllt, ein zauberhaftes Zwielicht lag auf den Gegenständen und ließ in unsichern Umrissen die halbvollendete Gestalt zweier Jungfrauenbilder auf der ausgespannten Leinwand erblicken. Der Maler ordnete die Pinsel, betrachtete mit innigem Selbstvergnügen die Basis seiner begonnenen Schöpfung und ließ dann sinnend die hohe Stirn in seine schön geformte Hand sinken.

So saß Emanuel eine geraume Zeit, bis ihn plötzlich der scharfe Silberton eines Glöckchens aufmerksam machte, das hinter einem grünen Vorhang, ihm zur Linken, ertönte. Freudige Begeisterung glänzte in seinem brauneu Auge, er

zog an einer grünen Schnur, die Vorhänge flogen aus einander und in voller, sonniger Schöne stürzte der helle Tag herein in das Atelier. Ein Zug an einer zweiten Schnur machte den grünen Vorhang aus einander rauschen und dem schönheittrunkenen Auge zeigten sich in unverhüllter Herrlichkeit drei nackte Mädchengestalten, die stumm und regungslos die Gruppe der Grazien darstellten.

Emanuel musterte eine Zeit lang die vollen Glieder und ließ abwechselnd den Blick bald auf dem lebendigen Modell, bald auf seinem Gemälde ruhen. Dann stand er auf, um dem Fuße des einen der Mädchen eine etwas andere Stellung zu geben und begann hierauf, gesättigt von dem Anschauen der jugendlich lebendigen Formen, ruhig an seinem Gemälde zu arbeiten.

Die Außenwelt schien gestorben zu sein in der Nähe dieser Behausung. Kaum der Ton eines Singvogels klang sanft verhallend an die Fenster. Man hörte nur das unmerkliche Zittern der Leinwand, wenn der schaffende Pinsel sie berührte. Wie aus Rosenschaum und frischem Schnee stiegen die schönen Leiber empor aus dem dunklen

Chaos der Leinwand. Zitternden Guirlanden gleich bogen sich die vollen Arme um die fleischigen, stolzen Nacken, Leben bebte in jeder Muskel, eine sinnlich-schöne Gluth flammte nnter dem durchsichtigen Schleier der Haut. Die Poesie des Fleisches betete an vor dem Altar des Gottes und erschuf aus wollüstigen Dithyramben-Atomen die Vollendung der schönsten Körper. Die drei Mädchen bewegten sich nicht, kaum daß ein leises Leben zuweilen ihre Busen heftiger erzittern ließ. Fest umschlungen gaben sie sich willig hin an die eigene Schönheit. Sie fühlten, daß auch eine hohe Keuschheit liege in dem Bewußtsein, Theil zu haben an der Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes.

Emanuel malte immer eifriger. Sein Auge leuchtete, je mehr die Form in stiller Pracht anschwoll unter der Berührung des Pinsels. Jeder Zug schien ein Kuß zu sein, der Leben rief aus dem kalten Glanz der Leinwand; aus Küssen der Begeisterung schwoll die Gestalt empor, getaucht in Lebensgluth, zitternd im Glanz einer schönen Unsterblichkeit. Er überhörte das Geräusch, das auf dem Gange entstand. Gewohnt, nur gestört

zu werden von seinen Schülern oder dem Farbenreiber, unterließ er nicht selten, die Thür zu verschließen, auch dann, wenn ihn die Kunst zu Studien nöthigte, die der beschränkte Verstand für Frivolität und ein sündhaftes Herausfordern des Lasters hält. Auch war Emanuel, vertieft in seine Schöpfung, so harmlos und ein Kind der Natur geworden, daß er kaum begriff, wie ein Ungeweihter mißbilligen könne, was doch nothwendig sei zu einer vollen Kenntniß des Menschen. Daß das Gift einer raffinirten Civilisation Schuld habe an unserer sittenlosen Prüderie, vergaß er bei seiner freien, nur der Schönheit geweihten Beschäftigung.

Plötzlich öffnete sich die Thür und ein ehrwürdiger Greis trat in das Atelier. Emanuel bemerkte nicht sogleich die Störung, erst ein halblauter Aufschrei der hüllenlosen Mädchen ließ ihn aufsehen. Vergeblich suchten die erschrockenen Nymphen die grüne Decke über sich herabfallen zu lassen, der Maler hatte sie fest geschlungen und es vergingen einige Secunden, bevor Emanuel seiner Modelle gedachte, und sie verbarg hinter dem schützenden Vorhange.

Der Greis war sprachlos an der Thür stehen geblieben. Eine durchsichtige Röthe zog, wie das Abendroth im späten Herbst, über sein alterbleiches Gesicht. Mißbilligend ruhte sein Auge auf dem hin und wieder bebenden Vorhange, der die lebenden Grazien flüsternd bedeckte. „Mein Vater! Mein geliebter Vater!" rief Emanuel, warf Pinsel und Palette von sich und stürzte beglückt an die Brust des Greises.

Anastasius wehrte ihn ab mit sanfter Gewalt. Ernst, fast strafend, aber von bitterer Wehmuth umdüstert, ruhte sein Auge auf dem entzückten Sohne. „Mäßigung ist nöthig in allen Dingen," sprach der geheime Rath; „auch Dir ist sie zu empfehlen. Ich treffe Dich nicht, wie ich wünschte und hoffte."

Die Kälte dieses Empfangs verkühlte das heiße Gefühl in Emanuels Brust. Mit herzlicher Liebe hing der Maler an seinem Vater; die Entfernung, der lang entbehrte Umgang hatten diese Liebe noch gesteigert, und als in den letzten Jahren des Vaters Briefe an ihn das Zeichen einer überhandnehmenden Schwermuth an sich trugen, war Emanuels ganzes Herz aufgegangen in Liebe und

Ehrfurcht vor dem greisen Manne. Nur war ihm nie klar geworden, woher diese Schwermuth stamme, wodurch sie genährt werde. Er suchte den fernen Greis zu erfreuen durch Gemälde, wie er sie liebte, und übersendete ihm von Zeit zu Zeit kleine werthvolle Sachen, die meist Gegenstände aus der heiligen Geschichte behandelten.

„Ich glaubte einen Christen und einen christlichen Maler in Dir zu finden, mein Sohn," fuhr Anastasius fort, als er das Verlöschen der leidenschaftlichen Aufregung iu Emanuel bemerkte.

„Zweifeln Sie daran, mein Vater?"

„Was bewegt sich dort hinter dem Vorhang? Welche Bocchantenlust trieb Dich an, das sittenlose Auge zu baden in der Welle des Fleisches?"

Um Emanuels Mund spielte ein mitleidig-satyrisches Lächeln. „Lieber Vater," versetzte er, „es enthält meine Bibliothek, das Buch des Lebens."

„Bist Du von Sinnen?" rief der Greis und hielt sich an einen Gemälderahmen, der unter der Last seines Körpers zerbrach. „Welcher Dämon treibt Dich zu Gotteslästerungen, die ich noch

von keinem Menschen gehört habe? Nennst Du eine Gruppe feiler Hetären, die vor begehrerischer Lust zittern, in deren Augen die Wuth nach süßer Befriedigung wollüstige Thränen weint, nennst Du eine so frivole Belustigung das Buch des Lebens, ohne zu bedenken, daß Du mit solchem Ausdruck jenes ewige Werk lästerst und höhnst, das allein diesen Namen führen darf!"

Emanuel hatte malerisch seinen Mantel um sich geschlagen und lehnte mit gekreuzten Armen an seiner Staffelei. „Bester Vater," versetzte er kopfschüttelnd, „Sie sind da auf einen Irrpfad gerathen, der Ihnen bittere Stunden bereiten und alle Freuden entwenden kann aus dem Leben. Wüßte ich nicht, daß Sie irrten aus frommen Sinn, ich könnte Ihnen zürnen. Sie nannten jene Mädchen Hetären und beleidigen damit tief ihre Keuschheit. Oder glauben Sie, es sei sündhaft, den Körper zu zeigen in dem Festgewande, das die Natur als sorgsame Mutter ihm gegeben? Jene sittsamen Geschöpfe sind stiefmütterlicher begabt worden vom Glück, als von der Natur, und ich begreife nicht, wie es sittenlos und frevelhaft sein soll, in verschwiegener Stille dem Tage zu

enthüllen und dem Auge des Künstlers, was doch wahrhaftig nicht geschaffen sein kann, damit es der unschöne Geschmack unseres Zeitalters verdecke, das eben so prüde ist, als unsere krankhafte Moral. Wenn mein beseelter Pinsel unter heiligem Begeisterungsschauer der Natur ihre Wunder ablauscht, fühle ich nur Regungen hoher Lust, wie jede Beschäftigung sie gebiert, die der Schönheit nicht fremd ist. Ich bete, wenn ich den nackten Leib einer Jungfrau male; denn ich fühle eine göttliche Andacht durch Mark und Nerven zittern. Mein Blick schwelgt nicht in unreinen Bildern, sondern sättigt sich am Wunderbau vollendeter Formen. Sie irren daher, mein Vater, und freveln selbst, wenn Sie mich tadeln, daß ich unverhüllte Menschengestalten das Buch des Lebens nenne. Es ist das offene, laut sprechende Buch der Natur, und die Natur ist der ewige Puls der Schöpfung, die Braut Gottes, die er unablässig küßt und umarmt im heißen Drange, das Geschaffene zu noch höherer Schönheit zu steigern. Was Gott sich erlaubt mit der Natur, soll das sich der Mensch versagen, der doch sein Ebenbild heißt, mit dem einzelnen Geschöpf? Ich fühle

mich ein Theil von Gott, wenn mein schwärmerisch bewegtes Auge die Schönheit trinkt, die in warmen Pulsen klopft und mich sättigt an der Körperfülle des schleierlosen Weibes.“ —

Emanuel hatte sich hoch aufgerichtet und bei den letzten Worten die Hand des Vaters erfaßt, indem er ihn nöthigte, mit ihm das Atelier zu verlassen. Der Greis ließ müde sein Haupt sinken. Schweigend folgte er dem Sohne in die bewohnten Zimmer, wo ihm Emanuels Gattin mit Herzlichkeit begrüßte. Die Zimmer waren geschmackvoll, aber nicht reich meublirt, nur an den Wänden reihte sich ein kostbares Gemälde an das andere. Ein braunlockiger Knabe kniete am Fenster und war bemüht, eine liegende Danae zu zeichnen.

„Eugen,“ rief Emanuel, „ich bringe Dir den Großvater, dem Du so gut bist. Komm, küsse ihm die Hand.“

Jauchzend warf der lebhafte Knabe Bleifeder und Reißbret von sich und hing sich liebkosend an den finstern Greis. Der himmelblaue Sammetrock kleidete das Kind allerliebst und gab ihm ein idealisches Ansehen.

„Bist Du wirklich mein Großvater?" sagte Eugen. „Das ist närrisch. Ich dachte Du seist ein froher, alter Mann, und nun hast Du dicke Runzeln auf der Stirn und Dein Auge sieht gar nicht aus, als ob es sich über die Welt freuen könne. Nicht wahr, Vater, da bin ich lustiger und ganz wie Du's gern hast." — „Sieh', hab' ich das recht gemacht?" fuhr er fort und zeigte dem Vater die halb vollendete Zeichnung.

„Etwas zu hart, lieber Eugen," versetzte Emanuel. „Die Hüfte ist zu voll und der Fuß steht auch in keinem rechten Verhältnisse zu dem Beine. Du mußt Dich gewöhnen, die Formen biegsamer zu zeichnen. Deine Linien haben keine Elasticität in den Schwingungen."

„Hörst Du, Großvater," lachte Eugen und küßte dem Vater die Hand, „mein lieber Vater tadelt mich ganz nach Noten. Nun sollst Du aber auch sehen, wie ich mich zusammennehmen will, um mir einen Pfefferkuchen zu verdienen. Und das magst Du glauben, Großvater, ich werde noch ein Maler, daß ich Dir den Vater selbst tadeln kann. Wenn ich nur erst mit Far-

ben malen darf und den Körper studiren werde, wie der Vater."

Emanuel drückte seinen Sohn liebevoll an sich und trat mit seiner Gattin und Anastasius in das Nebenzimmer. Der Greis erwiederte schweigend die Begrüßungen seiner Schwiegertochter, ermattet sank er in einen geschmackvoll gestickten Lehnstuhl.

„Gebt mir Zeit, Muth, Glaube zur Erholung," sprach er stammelnd. „Ich bin müde, todmüde." Er verdeckte mit beiden Händen sein Gesicht und blieb lange in dumpfem Schweigen in dieser Stellung. Emanuel ging kopfschüttelnd durch's Zimmer und bedeutete seine Gattin, dem Greise Ruhe zu gönnen. Ida konnte nicht begreifen, was diese offenbare Verstimmung hervorgerufen habe.

„Meine Tochter Ida," sprach endlich der geheime Rath, das thränenfeuchte, glanzlose Auge auf die jugendliche Frau richtend.

„Ist Ihnen ein Unfall begegnet, verehrter Vater."

„Nichts, nichts, liebe Ida, als das fatale Leben." — Er seufzte tief auf und fuhr dann

fort: „Beantworte mir eine einzige Frage ganz offen; willst Du?"

„Von Herzen gern, und wären es hundert."

„Nun gut, so sage mir, ob Du eine Christin bist und Deinen Sohn zu einem Christen erziehen willst?"

„Was sollte ich denn sonst sein, lieber Vater? Haben Sie denn irgend etwas in mir entdeckt, das auf ein unchristliches Leben und Denken hindeuten könnte?"

„Liebst Du meinen Sohn?" fragte mit zitternder Lippe der Greis.

„Wie das Geschöpf seinen Schöpfer!" rief Ida aus und umschlang mit zärtlicher Rührung den Nacken ihres Gatten, der schweigend zur Seite stand. „Hat mich doch erst Emanuel selbst kennen gelehrt und mir gezeigt, was das Weib dem Manne sein und werden soll."

Der Greis lehnte sich zurück in den Stuhl und machte eine abwehrende Handbewegung. „Was ist Ihnen, Vater?" fragte nochmals die besorgte Schwiegertochter.

„Ich bedaure," sagte Anastasius, „daß Christus gepredigt hat: „„segnet Eure Feinde"" und: „„bittet

für die, so Euch beleidigen." "Ich beklage es, daß es verboten ist, zu fluchen."

„Das ist entsetzlich!" rief Emanuel und drückte sein zitterndes Weib fest an seine Brust. „Vater, bedenken Sie, was Sie thun! Solche Aeußerungen können Milch in Blut verwandeln."

„Es ist entsetzlich," fuhr der Greis fort „daß unsere Zeit solche Fortschritte in der Sittenlosigkeit gemacht hat. Denn bis heute habe ich nicht gewußt, daß ein Weib einen Mann lieben kann, der sein Auge schwelgen läßt in den verborgendsten Reizen dreier Jungfrauen auf einmal, wie er sie nennt, und keinen Anstand nimmt, ein achtjähriges Kind Formen abzeichnen zu lassen, die frühzeitig die Sinnlichkeit wecken und den Geist dem Himmel und dem christlichen Wandel entfremden."

„O Blödsinn der Natur," rief Emanuel aus, „wohin wirst Du das entartete Geschlecht noch führen! Wo um der ewigen Barmherzigkeit Willen ist ein Glaube gewachsen, der es sündhaft findet, wenn man die Natur betrachtet, ohne mit verschämtem Erröthen sich die Hände vor das Gesicht zu halten!"

„Verehrter Vater," sprach Ida, „mein Gatte ist ein Maler, und Gottlob, noch ist meine Liebe zu ihm nicht so krankhaft geworden, daß sie in Dingen Anstoß nehme, die ihm unentbehrlich sind zur Kunstvollendung."

„Kunst, Kunst und immer Kunst!" erwiederte der Greis. „Das ist eins von den Schiboleths, womit die Zeit ihre Sittenlosigkeit zu beschönigen sucht. Warum fällst Du denn jetzt auf einmal auf die Schöpfung sinnenverführender Gebilde? Hast Du früher nicht auch der Kunst Dich hingegeben, als Dein Pinsel noch keusch war und es verschmähte, das Nackte zu malen? Sind Deine Gemälde aus der biblischen Geschichte etwa keine Kunstwerke? Erheben sie nicht das Gemüth, stimmen sie nicht die Seele heilig? Lassen sie uns nicht das liebgewinnen, woran wir arbeiten, was wir erstreben sollen von Jugend auf? Warum muß jetzt der Teufel des Sinnenreizes über Dich kommen und heidnisches Gelüst Dein Herz berühren? Was uns lockt, ist sündhaft, es habe einen Namen, welchen es wolle!"

„Ich weiß nicht, wie Sie die Kunst beurtheilen," versetzte ruhig der Maler, „doch scheint

es mir, als sei Ihnen die Erkenntniß einer künstlerischen Weltauffassung völlig unklar geblieben. Leider hat man in der jüngst vergangenen Zeit Unfruchtbares genug zu Stande gebracht. Es gab und gibt noch eine Secte unter den Malern, die man die Pietisten und Kopfhänger unter den Künstlern nennen könnte. Das Bestreben dieser geschmacklosen Menschen, denen kein Gott die finstere Stirn berührt mit lichtem Munde, geht dahin, alle Kunst zu vergraben im Sargschmuck des Gewandes. Kein Fleisch soll sichtbar werden unter der Hülle, die Kunst soll wie ein verkappter Mönch umherschleichen auf Erden und die Klöster ersetzen mit ihrer bigotten Finsterniß. Ein solches Umspringen mit der Kunst ist ein Frevel an Gott und Natur. Die Natur ist ohne Hülle; sie schläft, wacht, schafft und lebt in heiliger Nacktheit. Aber sie ist nicht schamlos aufgedeckt. Nur das Aufgedeckte ist das ewig Häßliche, die reine Nacktheit ist die Blüthe des Schönen, auf der die Farbenpracht der Unschuld ruht, wie bestäubte Blüthenfäden, zitternd bewegt von mildem Sonnenkuß. — Wir Neuern haben dies erkannt, und es ist Ziel und Wunsch unseres künstlerischen Wirkens, diese

Frische der Schönheit, die dem Griechenthum ein so unvergängliches Leben sicherte, wieder einzuführen in das Moderne. Durchduftet von dem heiligen Geist, der im Menschen geboren ward durch Christum, trete die schleierlose Natur in vollem Reiz der Schöpfung wieder vor das Auge des Künstlers und sättige sein Begehren. Ein misverstandenes Leben hat auch der Kunst den wahrhaftigen Tempel verschlossen. Der Glaube, schwach und matt geworden durch feige Rede und entmuthigende Strafverheißungen, schied Geist und Fleisch, als seien beide sich todtfeind. Aber sie hangen fest an einander in unauflöslicher Umarmung. Getrennt gebären sie den Tod zur Welt, vereinigt die ewige Jugend. Unsere Zeit hat dies erkannt, darum begehrt sie nach der Poesie des Fleisches in Kunst, Literatur und Leben, und einigt, freilich oft gewaltsam, was man ihr lange genug wie ein Gift entzogen hat. Daß Leben Gift sei, glaubt heut zu Tage nur noch der Blödsinn und das Alter. Es ist trostlos, daß es ein Alter gibt. Das Alter ist der Sarg der Jugendlust, das Grab eines üppig aufblühenden Lebens. Könnten wir das Alter stürzen, so hätten wir den Tod besiegt."

„Nun, so tödte mich, Emanuel!“ rief Anastasius und sank vom Lehnstuhl herab auf den Boden des Zimmers. „Ich bin das Alter, Du bist die Jugend, Deinen Worten nach stehe ich Dir im Wege. Fort mit dem Alter, fort, fort, damit die Jugend lustiger, sündiger und schamloser buhlen kann mit der Frechheit ihrer Worte und Gedanken!“ —

Ida hob mit zitterndem Herzen den knieenden Greis auf, der vor Emanuels Füßen lag, wie das hinsterbende Jahrhundert. „Vater, kommen Sie zu sich,“ bat das liebevolle Weib, „wie können Sie glauben, daß Emanuel in Bezug auf Sie gesprochen habe?“

Der Maler verhüllte sein Gesicht, die Thür flog auf und der kleine Eugen kam froh lächelnd mit dem Reißbret herein. „Wie ist's nun, Vater?“ fragte er Emanuel, die verbesserte Zeichnung ihm vorhaltend.

„Gut, gut,“ versetzte dieser, ohne aufzusehen und winkte dem Knaben fort. Eugen betrachtete neugierig den knieenden Greis, die Mutter, wie sie ihm die weißen Locken aus dem Gesicht strich und mit sanfter Lippe seine Stirn berührte. Einige

Augenblicke faßte der Knabe das Bild fest in's Auge, dann machte er dem frohen Drange seines künstlerischen Gemüthes durch ein überglückliches Gelächter Luft, klatschte in die Hände und sprach: „Nun hab' ich's gefunden, was ich so lange suchte! Jetzt sollst Du's sehen, Vater, daß ich den alten König zeichnen kann, von dem Du mir so oft erzählt hast."

„Wen?" fragte Emanuel und enthüllte sein Auge.

„Ja den Namen hab' ich vergessen," versetzte Eugen, „aber ich weiß, daß er zuletzt toll wird und bittend vor seiner Tochter kniet. Und das ist prächtig, Vater, denn accurat so muß ich das Bild entwerfen, wie ich hier den Großvater liegen sehe. Steh' auf, Großvater! Du sollst sehen, ich treffe Dich auf ein Haar!"

Das glückliche Kind verließ das Zimmer, um voll von dem Gedanken augenblicklich seine Schöpfung zu beginnen. —

„Lear!" sprach halblaut Emanuel, „Lear! Ja, aber wahrhaftig in einem andern Sinne!"

Der Greis hatte sich erholt, er stand auf. „Vater," nahm Emanuel das Wort, „bleiben

Sie ruhig, denn bei Gott im Himmel, Ihr Schmerz ist unnütz und schwerlich wird ihn auch nur Ein Mensch begreifen. Jetzt kann ich mir Ihre mismuthigen Briefe erklären, Ihre Reise deuten. Ich bitte Sie als Sohn, lassen Sie ab von dem Bestreben, die Zeit zurückstellen zu wollen. Können Sie ihr nicht folgen, so ignoriren Sie, was sie beginnt und sucht. Sie können es, Sie haben gelebt. Gedenken Sie aber den Bewegungen Einhalt zu thun, so werden Sie zermalmt, denn der Gott der Zeit ist ein eifriger Gott, und dennoch christlich. Ich sage Ihnen das unumwunden, bester Vater, weil Sie es doch hören müssen. Beschränken Sie das Herz oder suchen Sie es da, wo es immer gewesen sein sollte, in der weiten, stürmischen Brust der Welt. Nur in sofern der Einzelne sich anschmiegt an den Herzschlag einer bewegten und bewegenden Epoche, wird sein eigener Puls gefühlt werden. Dies Gefühl verschafft ihm Achtung. Will er aber egoistisch oder aus Verkennung des Lebenstriebes sich der Gesammtheit überordnen, so ruft die Stimme der Zeit mit dem Donner Danton's: „Unter die Guillotine mit ihm!“ Vater, Vater, bedenken Sie, daß wir

unter der Schreckensherrschaft der Ideen leben. Sind die Fragen entschieden, die Zustände geordnet, die Qualen des Werdens und Gestaltens glücklich durchgekämpft; so wird auch die Freude des Friedens wieder eintreten. Wir Alle sind Richter, Henker, Mitglieder des Convents der Nationen. Wir stürzen die von der gesunden Vernunft für Trümmer erklärten Heiligthümer alter Gewohnheiten. Unser Schwert ist der Gedanke, unser Sieg die That. Und obgleich ich blos ein Maler bin, so zeichne ich doch mit an dem neuen Grundriß der Zeit, dessen höchstes Modell die Schönheit ist in schleierloser Pracht. Ich vergöttliche das Fleisch, damit es der Unverstand nicht vergöttern möge!" —

„Ja, ja, immerzu," sagte Anastasius. „Die Kinder in der Wiege sind gescheidter als die Männer mit den Schneekronen. Gott im Himmel, was mir doch seltsam wird! Ist mir's doch, als hätte ich auch einmal von solchen Dingen gelesen, wie Du da sprichst. Es kann aber auch Einbildung sein, denn mein Kopf wird schwach. Der Huf des durchgegangenen Rosses der Zeit hat meine Schläfe getroffen. Das war der Ruf meiner

Kinder, der mir befahl, zu Bett zu gehen. — Gut, ich will schlafen; führt mich zu Bett."

„Er phantasirt," sagte Ida leise zu Emanuel und legte den erschöpften Mann sanft zurück in den Stuhl.

„Das sind keine Phantasien," versetzte der Maler. „Auch die Gutmüthigkeit wird bitter, wenn sie nicht mehr geachtet wird.

„Ihr macht also Revolution?" fragte Anastasius seinen Sohn, ohne die Augen zu öffnen. „Wie lange dauert's noch, ehe Ihr den König verurtheilt und richtet, ich meine Gott im Himmel?"

„Die Antwort darauf ist so überflüssig als die Frage, Vater," versetzte Emanuel. „Könnte man sich aber einen Gott denken, der eben so gut und eben so schwach wäre als Ludwig XVI., so zweifle ich nicht daran, daß man schon längst über ihn zu Gericht gesessen hätte."

„Es ist eine schöne Zeit," sagte der geheime Rath. „Gewiß."

„Man hat es früher nicht erlebt, daß Purpurrosen und Dornenkronen zugleich wuchsen und verschenkt wurden. Wie heißt denn Euer Gott?"

„Er hat keinen Namen.“

„Das finde ich billig.“

„Ausgenommen, man wollte ihn „Unbegrenzt,“ „Unbeschränkt“ nennen,“ setzte Emanuel noch dazu.

„Sehr hübsch. Ein indianischer Waldmensch.“

„Die Indianer sind alle dem Apollo gleich.“

„Gute Götter für Maler,“ sagte der Greis. „Wie lange steht wohl Europa noch?“ setzte er hinzu, „und kannst Du mir nicht sagen, Emanuel, ob in München noch kein Pantheon erbaut worden ist, in dem Herzen aufbewahrt werden, die dem Alten treu geblieben sind? Es ist blos der Rarität wegen. Wenn ich wieder nach Hause komme, möcht' ich gern' was recht Piquantes zu erzählen haben. Einer meiner Enkel liebt die Naturwissenschaften. — Mein Herz ist sehr merkwürdig — sonderbare Götter — Mädchen, die ohne Hülle sich Männern zeigen. Diese Pracht! — Alle meine Haare sind weiß und doch bin ich ein Narr. Curios. — „Lear war ein guter Mann,“ sagt mein Sohn Fridolin, „daß er sich aber nicht die Seele abbiß, war dumm von ihm, sehr dumm.“—

Anastasius schloß die Augen, alle Symptome

eines Nervenfiebers zeigten sich an dem gebrechlichen Körper. Emanuel schickte nach dem Arzte, Ida ließ den Kranken in ein ruhig gelegenes Zimmer schaffen und wich nicht von seinem Lager. Der Maler suchte Erheiterung und Muth für so niederdrückende Erfahrungen in seinem Atalier. Sein Blick tauchte sich wieder unter in die lebenswarme Woge der Schönheit. Die Arbeit wuchs unter seinen Händen und gedieh desto schöner und reiner, je heftigeres Bangen in dumpfem Schmerz seine Seele gefangen hielt. Er hatte noch nie in solcher Vollendung menschliche Körper auf die Leinewand gezaubert. —

6.

Das Weihnachtsfest mit seinen schimmernden Freuden war längst vorüber. Der Winter hatte mit der ganzen Strenge seiner Herrschaft die Gegend in eisige Fesseln geschlagen und den Frohsinn der Menschen großentheils in die Wohnungen zurückgedrängt. Doch bot München seit einigen Wochen das Bild einer lebhaften Bewegung dar.

Eine große Anzahl bildender Künstler war in den Gemächern des Königsbaues beschäftigt und überall hin verbreitete sich die Nachricht, daß die Kunstliebe des Monarchen zum diesmaligen Carneval eine noch nie gesehene Pracht entfalten werde. Da man sonst, das Bier ausgenommen, wenig Theil nahm an den Ereignissen der Zeit, so war dieses Intermezzo einer schläfrigen Friedenslust der Bevölkerung sehr erwünscht. Es ließ sich ohne Gefahr und mit größter Bequemlichkeit in den Bierkellern darüber schwatzen.

Auch Emanuel ward beauftragt, durch seine Kunstfertigkeit zur Verherrlichung des Carnevals beizutragen. Er arbeitete Tagelang in dem königlichen Schlosse und kehrte oft spät am Abend erst zurück in seine abgelegene, stille Wohnung. In dieser war der Winter trüb, eintönig und schwermüthig eingezogen. Eine drückende Schwüle lag über dem Hause; auf die Schwelle hatte sich die Sorge hingestreckt und blickte jeden Eintretenden mit hohlem Auge an, aus dem eine bange Todesahnung hervor sah. Emanuels Vater lag schwer krank darnieder. Die Aerzte waren besorgt für sein Leben, das von der Fiebergluth der Krankheit

und dem Gram fixer Ideen verzehrt zu werden schien. Erst nach langen Leiden erholte sich der Greis, und mit dem Nahen des Carnevals durfte man mit Gewißheit auf seine Wiederherstellung hoffen.

Der bedrängte Maler nahm diese Nachricht mit großer Freude hin, da er sich, wiewol absichtslos, einen Theil der Schuld beimaß. Er hatte nicht gewußt, wie tief das Gemüth des greisen Vaters verletzt war von dem Umsichgreifen der neuen Ideen, und da er ihn immer als einen freisinnigen Mann gekannt hatte, der wol zu unterscheiden verstehe zwischen Wahr und Falsch, so hoffte er eher Billignng als Misbilligung dessen, was sich in der Welt vorbereitete, von ihm zu hören.

Der Fastnachtabend war herangekommen. Alle Straßen belebten sich von Kutschen, Sänften und umherstreifenden Menschen. Der alte Baier schüttelte sein Pflegma ab und gab sich auf einige Stunden der allgemeinen Aufregung hin, so weit seine Natur dies zuließ. Eine sternenhelle Nacht breitete sich aus über München und leuchtete mit stiller Pracht in die lichtglänzenden Säle des

königlichen Schlosses, in denen bereits die Maskenzüge ihre stolze Herrlichkeit entfalteten.

Emanuel, als einer der Anordner des Festes, nahm thätigen Antheil an diesen ergötzlichen Freuden des Augenblicks. Desto stiller blieb es in seinem Hause. Anastasius, noch schwach von der lebensgefährlichen Krankheit, saß im Sopha und hatte Briefe und ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen. Neben ihm auf einem runden Schemel kniete der kleine Eugen und zeichnete, Ida bereitete dem Genesenden einen erfrischenden Trank.

„Mir ist Alles wie ein banger, dunkler Traum," sagte der Greis zu seiner Schwiegertochter. „Kaum weiß ich mich klar zu erinnern, daß ich hier bei Euch angekommen bin. Ich muß recht krank gewesen sein."

„Ja gewiß, Großvater," fiel Eugen ein, „und was Du für närrisches Zeug geschwatzt hast, das hättest Du hören sollen! Man konnte knapp klug daraus werden."

„Das macht die Fieberhitze, liebes Kind," sagte lächelnd der Greis und strich dem Knaben die braunen Locken aus der Stirn. „Was Du

für klare Augen hast, Kind," setzte er hinzu. „Bewahre Dir der Himmel einen eben so hellen Blick des Geistes, damit Du nie irre werden magst an Dir selbst und dem Leben."

„Das kann uns nicht passiren," sprach Eugen und zeichnete weiter.

„Wie kannst Du so albern reden," versetzte die Mutter. „Es ist kein Mensch sicher vor Thorheiten."

„Doch, Mutter! Hat mir doch der Vater schon seit Jahr und Tag immer vorgepredigt, daß die Jugend nicht mehr solche dumme Streiche machen könne, als das Alter, weil sie in einer jungen Zeit lebt."

„Und Du bist ein allerliebster Papagei und plauderst nach, was Du nicht verstehst."

„Das mag sein, liebe Mutter. Ich will mich aber gewiß recht in Acht nehmen, und alt mag ich schon gar nicht werden, weil mir das unbequem ist. Man sieht's an dem Großvater." —

Der Greis stützte die Stirn in die dürre, weiße Hand und schien nicht ferner auf das Geschwätz des Knaben zu hören. Eugen schwieg

auf einen misbilligenden Blick der Mutter und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Zeichnung. Nach einer längeren Pause wandte sich der Greis an Ida.

„Sage mir doch, liebe Tochter, in wie weit Du Dich einverstanden zeigst mit den Richtungen des neuen Lebens. Mir liegt Alles so kraus und bunt durch einander, daß kein klarer Gedanke sich herausarbeiten kann aus diesem Trümmergrabe. Ich muß mich gängeln lassen, wie ein Kind oder ein Blinder. Mein Fuß strauchelt, da er nirgends mehr einen gebahnten Weg findet. Komm mir zu Hilfe, Tochter, und geleite mich hinweg über den Schutt einer einstürzenden Zeit, wenn Du es vermagst."

„Sie müssen sich erst erholen," versetzte Ida, „dann wird es keines Führers bedürfen, um Sie auf den richtigen Pfad zu geleiten. Die überstandene Krankheit wird Sie mit allen Widersprüchen versöhnen, an denen früher Ihr Herz Schiffbruch zu leiden wähnte. Sie waren krank, von jetzt an werden Sie gesund sein."

Anastasius schüttelte ungläubig sein weißlockiges Haupt, doch brach er das Gespräch ab und

las eifrig in dem vor ihm liegenden Buche. Nach einer Weile sprang Eugen auf und legte seine kleine Hand auf den Arm des Großvaters, indem er sprach: „Hast Du denn auch mein erstes Oelbild gesehen, Großvater, das ich vor sechs Tagen aufgehängt habe in des Vaters Werkstatt?"

„Nein, mein Kind. Was hast Du denn gemalt?"

„Ach, das ist mir prächtig gelungen!" rief jubelnd der lebhafte Knabe, „und der Vater hat mich zum ersten Male recht herzhaft gelobt. Gleich sollst Du's sehen, Großvater, und dann wirst Du gewiß auch sagen, daß ich ein Maler werden muß."

Eugen verließ das Zimmer, um das Gemälde herbeizuschaffen. „Was hat denn der kleine Künstler geliefert?" fragte Anastasius die Mutter.

„Weiß ich's doch selbst nicht," versetzte Ida, da ich in den letzten Wochen nicht mehr in das Atelier gekommen bin. Es wird wol irgend eine Copie sein, die einige Aehnlichkeit mit dem Originale hat."

Bald kam Eugen zurück, nur mit Mühe ein

ziemlich großes Gemälde hereintragend, das er in einiger Entfernung vom Sopha auf einen Stuhl stellte. Die Dunkelheit ließ nichts Bestimmtes erkennen. Der Knabe zündete eilig ein paar Lichter an und als er das Gemälde in eine vortheilhafte Beleuchtung gebracht hatte, rief er dem lesenden Greise zu: „Nun sieh her, Großvater, und sage selbst, ob ich nicht leidlich treffe?"

Es bedurfte nur weniger Augenblicke, um den Greis auf diese schuldlose Frage eine Antwort geben zu lassen. Ein schwerer Seufzer klang röchelnd aus seiner Brust, Anastasius sank zurück und Todesblässe goß sich aus über sein Gesicht. „Ich bin's," lispelte er, „bin Lear, der Lear der neuen Zeit, der verstoßen wird von der Unbarmherzigkeit seiner weltlich gesinnten Kinder."

Eugen stand verworren vor seinem Gemälde, Ida warf entschlossen ein Tuch über das Bild und gebot dem Knaben, es schnell fortzutragen. Eugen hatte Wort gehalten und mit sicherer Hand die Scene auf die Leinwand gezaubert, die der Erkrankung des Rathes unmittelbar vorhergegangen war.

Anastasius sammelte sich zwar bald wieder,

aber er blieb einsilbig und gab nur kurze Antworten auf die Fragen Ida's, die ihn gern erheitert hätte. Eugen, der den Zusammenhang mehr ahnte als klar begriff, mied den unglücklichen Greis und hielt sich meist zum Vater, der nach Beendigung des Carnevals eifrig an der Vollendung seines Gemäldes arbeitete.

Mit Eintritt des Frühlings fühlte der geheime Rath die alte Kraft wiederkehren, zugleich aber meldete sich auch die vorige Unruhe. Es ward ihm unheimlich in München. Sein Sohn blieb ihm fremd; er konnte es ihm nicht vergeben, daß er den Willen der Zeit eine Offenbarung Gottes nannte und darauf beharrte. Seine Beschäftigung mit profanen Gegenständen, die Darstellung und Verherrlichung schöner Sinnlichkeit in seinen Gemälden, hielt er für einen Abfall von einer früheren, wahrhaftigeren Gesinnung, und nannte nicht selten sein ganzes Künstlerstreben eine Profanation des Genius. Daß sich im Fleische, blüht es auf zu hinreißender Schönheit, die reinste Keuschheit eines sittlichen Gemüthes berge, war ihm völlig unbegreiflich.

„Ich muß fort, ich muß anderwärts Ruhe

suchen für den Sturm und Kummer meines Herzens," sagte er fast täglich. „Ihr Alle seid Götzendiener der Zeit, die dem Herzen Blutegel ansetzt und alles individuelle Leben vernichtet. Ich kann nicht fühlen wie Ihr, denn die Wurzeln meines Daseins grünen in einem andern Boden, der nicht befeuchtet wird von dem Thau der Gegenwart. Was Ihr Manna nennt, ist mir Gift und Galle. Ich bin müde der Unruhe, die man heut zu Tage für das einzig wahre Lebenselement hält, und ich möchte gern sterben in Frieden."

Emanuel sah sich gezwungen, dem greisen Vater zu willfahren. Er traf Vorbereitungen für seine Weiterreise, und als der Tag des Abschieds herankam, führte er ihn nochmals fast mit Gewalt in seine Werkstatt.

Unter einem Schleier verhüllt lag das fertige Gemälde. Emanuel entfernte die Decke, in dem Auge des mißbilligenden Vaters zitterte eine helle Freudenthräne.

„Finden sie dies Gemälde unsittlich?" fragte Emanuel. „Ich habe nur begeisterte Stunden verlebt, indem ich es schuf, und ist es wahr,

daß der Dichter sich der Gottheit näher fühlt, wenn er für den kühnen Gedanken die schönste Form, den süßesten Ausdruck wählt, so muß auch der Maler dasselbe empfinden, spricht sein Pinsel aus, was die Feder des Poeten verkündigt. Es ist nur die Schönheit, die ich dem Gott vindicire, da sich die Zeit in ihren finstern dogmatischen Bestrebungen Mühe genug gegeben hat, das Urbild des göttlich Schönen zur häßlichen Fratze herabzuziehen. Es war ein sehr undankbares Unternehmen unserer Vorfahren, den Gott des Christenthums mit Ruß zu schwärzen, damit die Freude der Welt sich fürchte, wenn er sich sehen lasse in unmittelbarer Nähe! Ist es so wunderbar, daß die schöne, freie, blühende Welt auch einen Schöpfer haben will, der seinem eigenen Werke entspreche? Geht das Bestreben der Industrie auf ein Freimachen der physischen und mechanischen Kräfte und Vermögen in der Menschheit und der Welt, und sucht es zu vereinigen, was Furcht, Unentschlossenheit und der Wahnsinn trüber Zeitgesinnung in sündhafter Trennung zu halten gewußt haben Jahrhunderte lang; so will die Kunst auch das spirituelle Dasein auf Erden

fortan der Schönheit an das warm klopfende Herz legen. Wir wollen einen schönen Gott und eine Religion der Schönheit, nicht aber einen fleischlichen Gott und eine Anbetung des Fleisches. Die Gottheit herauszufühlen aus der schönheitstrotzenden Form, dies allein verlangt der Künstler und die Kunst! Ich habe dieß versucht in diesem Gemälde. Es sind die Grazien des Griechenthums, aber belebt von dem schönen Gedanken eines christlich-tiefen Geistes. Ich finde darin nur die Sittlichkeit im Glanz der eigenen Weihe, schleierlos, nackt, wie die Unschuld. Es ist der dreieinige Gott meines Christenthums."

Emanuel ließ die Hülle zurückfallen über das Gemälde. Der Greis schwankte und schwieg. Eugen trat an ihn heran und küßte seine Hand. „Sei mir nicht bös, Großvater," sagte der Knabe, „weil ich Dich gemalt habe. Ich will gewiß keinen knienden Greis mehr zeichnen."

„Es ist gut, Kinder," sprach Anastasius, „und ich will denken, Ihr seid das, was Ihr zu sein vorgebt, aber fassen kann ich es nicht. Mit dem Briten sage ich: „die Welt ist aus den

Fugen.“ Ich halte mich nicht für befugt, bei ihrer Einrichtung Hand anzulegen, fürchte aber, Ihr Alle, die Ihr glaubt, die Wundärzte der zerbrochenen Natur zu sein, werdet selbst mit verrenkten Gliedern von dieser Operation zurückkommen. Es ist eine tolle Zeit, armen Kinder, und Ihr seid am Ende unglücklicher als ich, weil Ihr glaubt, diese Tollheit sei Weisheit. Gott erleuchte Euch, ich will reisen. Man kann nichts Besseres thun, wenn der Weltgeist wie ein keuchendes Unthier herumläuft auf Erden. Noch hoffe ich anderwärts Gleichgesinnte zu finden, weil ich ohne Hoffnung nicht leben möchte.“ —

Der Greis schied und verließ auch diesen Sohn, schmerzlich bewegt, wie seine übrigen Kinder. Es ist zermalmend für ein Vaterherz, wenn es kein Mitgefühl entdecken kann in der Brust derer, die ihm das Dasein verdanken. Die Zeit trägt klaffende Wunden an ihrem Körper, die sich erst schließen werden, wenn der letzte Widerspruch gehoben und alle Spaltungen ausgeglichen sind. Die Narben der Zeit sind die Grabhügel, unter denen die Leichen der erschlagenen Herzen schlafen, die einer neuen Epoche,

einem neuen Sittengesetze, einer neuen Weltreligion zum Opfer fallen mußten. —

7.

In einer Stimmung, die zwischen Wehmuth und Zorn unsicher hin und wieder schwankte, hatte Anastasius seinen Sohn verlassen. Immer wieder von neuem in seinen Hoffnungen getäuscht, panzerte sich sein Herz gegen alle Eindrücke der Außenwelt. Was die Menschen bewegte, in deren zufälliger Umgebung er leben mußte, ging unbeachtet an ihm vorüber. Durch Gleichgiltigkeit gegen die Macht und Wirkung alles neu Entsprossenden suchte er den Frevel zu rächen, den die Natur in seinen eigenen Kindern an ihn beging. Individuell beschränktes Unglück macht uns hart gegen Welt- und Völkerweh. Wer Ohnmachten bekommt beim Anblick eines zerquetschten Fingers, bleibt kalt und gefühllos, krümmt sich ein durch Willkür zertretenes Volk zu seinen Füßen. Wer dem sterbenden Kinde mit zusammenbrechendem Lebensmuthe das todesfeuchte Auge küßt, begreift nicht die Verzweiflung

der jugendlichen Generation am Sterbette röchelnder Nationen.

Anastasius, durch Zufall und den schnellen Wechsel der Lebensmaximen, die mit dem Sieg des Volkes in der Juliwoche an die Stelle verwischter Gesetze getreten waren, irre gemacht an sich selbst und dem geschichtlichen Weltgange, war zu dieser aufreibenden Ansicht gekommen. Die Geschichte hatte einen **salto mortale** gemacht und über die Köpfe der ruhig wandelnden Menschen hinwegvoltigirt. Die Jugend begriff diesen Uebermuth, rief ihr Bravo! kehrte um und rannte dem galloppirenden Geist der Geschichte mit unbegrenztem Hoffen nach, das Alter aber sah sich verschüchtert um, hielt das Unerhörte für ein Gaukelspiel, eine **fata morgana** in der Geschichte, wie sie auf der thatenlosen Tenne einer faulen Gegenwart wol entstehen mag, und suchte auf dem einmal betretenen Wege den entflohenen Gott. Ein unbegrenztes, leeres Nichts, ein Nebel ohne Licht und Wärme schlug über die ruhelos Irrenden sein Sterbetuch zusammen. In Einem Augenblick ward das Alter begraben von dem

Narren der Zeit. Die Ironie der Weltgeschichte hielt ihm eine rührende Parentation.

In der schönen Kaiserstadt Oestreichs lebte die älteste Tochter des geheimen Rathes. Sie war an einen hochgestellten Beamten des Kaiserhauses verheirathet und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit dem Vater, worin sich ein kindlich anhängliches Herz und eine fröhliche Hingebung an die erlaubten Freuden des Lebens aussprach. Dorthin richtete Anastasius sein Augenwerk. „Wien," sprach er zu sich selbst, in die Wagenecke gelehnt, „Wien ist verrufen bei den Menschen der neuen Zeit. Die Regierung Oestreichs liebt die Jugend nicht in der Vollblütigkeit ihres Lebensdranges. Sie ist ihr zu nüchtern-verständig, zu harmlos-besonnen. Die Jugend und was sich ihr anschließt, erblickt in den Maximen östreichischer Staatskunst die Quelle aller conservativen Maßregeln, die als sanfte Ketten mit wohlthätiger Gewalt das tobende Roß der Zeit zügeln. Es gibt noch ein gut Theil gesunder Vernunft in diesem glücklichen Oestreich. Der Bürger ist ruhig und vergnügt, weil er nicht mit unzeitigen Scrupeln über politisches und ge-

sellschaftliches Leben den Reiz des Augenblicks tödtet. Er lebt harmlos, weil er nicht skeptisch den Geist des Mißmuths aus der offenen Miene der Freude lauern sieht. Herzlichkeit betrachtet er nicht für ein Pulsfühlen der geheimen Polizei, das Leben ist ihm nichts als eben nur Leben. In Wien kann der raffinirte Unmuth über das Alte keinen festen Fuß fassen, die Nationalität jagt ihn mit lautem Lachen über die Grenze. Ja, ich will nach Wien. Dort muß es noch Freuden geben und Glück in Haus und Familie. Meine Tochter muß treu hangen am zitternden Vaterherzen, denn ihr Gatte ist ein kaiserlich königlicher Hofbeamteter. Die Monarchisten allein verstehen noch mit dem Alter zu fühlen, zu lieben, zu schwärmen und zu sterben. Ich freue mich auf das schöne Wien."

Die Reisegesellschaft hatte den Weg über Salzburg gewählt. Das bairische Hochgebirge lag noch mit dichtem Schnee bedeckt, aber ein warmer Lufthauch trieb schimmernde Schmetterlinge an die Fenster des Wagens. Sie hingen sich fest an den blinkenden Scheiben, aus denen die Sonne strahlte mit gebrochenem Auge. Wie

Küsse des Südens flogen sie herüber über die Firnen der Alpen, im Thal zitterte der Frühling und sah in tausend träumerischen Blumenaugen aus der dampfenden Erde. An den Knospen blinkten Thauthränen. Die Kinder des Lenzes schluchzten den ersten Gruß hinein in die erwachende Natur.

Unter den Reisenden befand sich ein junger Mann, der lebhafter als die Uebrigen die ganze Gesellschaft unterhielt. Grade diejenigen, welche am stillsten blieben, redete er am öftersten an, und so traf es sich denn, daß Anastasius ununterbrochen von dem jungen Reisegefährten unterhalten ward. Als man sich der Grenze Oestreichs näherte, stieß der lebhafte Mann einen komischen Seufzer aus.

„Was seufzen Sie?“ fragte der Rath.

„Hätten Sie nicht gefragt, mein vortrefflicher, theilnehmender Freund,“ erwiederte der junge Mann, so hätten Sie mir ein großes Leid erspart.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ach, du Gott aller Unterdrückten, sehen Sie

denn nicht, daß wir in einer Viertelstunde auf östreichischem Grund und Boden sind?"

„Ist das ein so großes Unglück für Reisende?" fragte Anastasius.

„Wenn Sie guten Appetit und einen wohl conditionirten Unterleib haben, gewiß nicht, mein verehrter Herr, sind Sie aber so unglücklich geformt, gebildet und geschaffen, daß der Geist eben so hungrig ist als der Magen, und die Zunge nicht nur als Bissenleckerin betrachtet wird, sondern auch als Trompete des Gedankens und Verkündigerin des Wortes; so ist Oestreich ein verdammtes Stück Land, ein Netz mit neunmalhunderttausend Maschen. Es gibt, sagt man, sehr viele Zungen in Oestreich, die als Raritäten aufbewahrt werden und Blut von sich geben sollen, wenn sie gestochen werden, wie die des heiligen Nepomuk in der Metropolitan-Kirche zu Prag."

„Es sollte mich nicht wundern," versetzte der Rath, „wenn man auch die Ihrige gelegentlich den bereits vorhandenen noch hinzufügte."

„Sehr verbunden, ehrwürdiger Herr, ich muß jedoch gestehen, daß es mir weit vortheilhafter

scheint, von meinem Gliedmaß einen Gebrauch zu machen, der mich mit einigen Ergötzen über die Erbärmlichkeiten flacher Gesinnung hinweghebt."

„Da mögen Sie Recht haben," erwiederte Anastasius. „Denn es gibt Ansichten, Meinungen, Bestrebungen in der Gegenwart, die, aller Heuchelei ungeachtet, womit sie ihre Vertreter zu vertheidigen suchen, doch sehr gehaltlos sind. Man speculirt jetzt auf Speculationen und überbietet den Geist in raffinirt verschmitzten Erfindungen, die sammt und sonders einer bodenlosen Gesinnungslosigkeit angehören."

„Sie sind auf falscher Fährte, theurer Mann," versetzte der jugendlich Lebhafte, „und ich rathe Ihnen, blasen Sie zum Rückzuge. Der Ideenzug der neuen Zeit wird Sie schleifen, bis der letzte Tropfen Ihres Gehirnes verspritzt ist."

„Zu meiner Zeit war die Jugend bescheiden," erwiederte Anastasius, „heut zu Tage aber scheint es, als wolle man durch Arroganz und gewandte Grobheit den Frevel bedecken, den ein Abfall von Wahrheit, Sitte und Zucht nothwendig zur Folge haben muß."

„Richtig," sagte der Lebhafte und bog sich

weit aus dem Kutschenschlage, „da sind wir in Oestreich. Ich merkt' es gleich an der Langweiligkeit des Tons, womit die Räder den Hufschlag accompagnirten. So ein Rollen kommt mir gerade vor, wie das weise Moralisiren eines bejahrten Mannes beim lustigen Gedankengalopp der Jugend."

Anastasius fühlte sich tief verletzt. Mit solcher Frechheit hatte ihm noch kein junger Mann widersprochen. Er schloß die Augen, um den verhaßten Gesellschafter nicht ansehen zu dürfen. Allein der junge Reisende war viel zu unruhig, um dem Gegenübersitzenden lange Zeit ungestört zu lassen. Er machte die Uebrigen aufmerksam auf die Schönheiten der Natur, seufzte dazwischen von dem Unglück der Unterdrückung, dem Elend tyrannischer Regierungsformen, und warf allen hübschen Mädchen Kußhändchen zu, während seine Blicke die lustigsten Liebesbriefchen den ländlichen Schönen an's Herz legten.

„Hinsichtlich der Mädchen ist Oestreich ein superbes Land," rief er aus. „Die Donaunymphen beschämen alle andern Mädchen in ganz Deutschland. Alpenfrische weht um die stolzen

Glieder und Italiens Sonnengluth pulsirt in dem Purpurreiz des schönen Fleisches. Wie dumm, o wie dumm ist der Himmel gewesen, daß er dies Land nicht als Republick auf die Erde herabfallen ließ!"

Die Mitreisenden lachten und bestätigten zum Theil den Ausspruch des Enthusiasten, nur Anastasius ward durch diese frivole Leichtsinnigkeit beleidigt. Er öffnete die Augen wieder und fragte mit strengem Blick: „Darf man sich wol nach Ihrer Beschäftigung oder Ihrem Charakter erkundigen, mein Herr?"

„Das bin ich gewohnt in Oestreich," erwiederte der Gefragte mit Lachen — grüß di Gott, hübsches Dinal! rief er zum Wagen hinaus — meine Beschäftigung ist: auf Anderer Kosten zu reisen, mein Charakter: buntschäckig, wie Deutschlands Landkarte. Wer Teufel mag unter uns auskommen mit Einem Charakter! Ich habe deren runde achtunddreißig, den Fürstlich Lichtensteinischen und freireichsstädtisch-frankfurtischen nicht mit gerechnet. An jeder Grenze metamorphosire ich mich; ich bin die leibhaftige Metamorphose des Menschengeschlechts."

„Sie sind also wol Kaufmann?“ fragte Anastasius abermals.

„Kaufmann, immer und ewig! Was soll ein Mensch mit gesunden fünf Sinnen heut zu Tage wol anders sein, als Kaufmann? Ein Narr, wer nicht Kaufmann ist, verehrter Herr im weißen Haar! Man muß jetzt Handel treiben mit Allem, seien's nun Sachen oder Menschen, objective oder subjective Dummheiten. Ich handele, weil ich nichts thun kann. Sobald das Zeitalter der Thaten wieder beginnt, wird die Epoche des Schacherns aufhören. Vor der Hand wird gehandelt und nichts gethan. Ich handele mit langen und kurzen Warren, mit Tuch, Seide, Wolle und Leder, wie's kommt, wie's geht, was beliebt. Gegenwärtig ist Leder am beliebtesten, weil es am langweiligsten ist. Auch Tuch und Wolle kommen in Aufnahme, süße, glatte, geschorene Repräsentanten der Geduld. In die Seide hüllt sich nur die Hoffnung des Stolzes, der Witz der Hoffahrt, der nicht nackt gehen darf in unserer beschnittenen Zeit. Und Sie, mein Herr, womit handeln Sie? Gewiß mit Acten? Hab' ich's errathen? — Ja? — Nichts

damit! Ein schlechtes Geschäft, dessen Cours vermaledeit niedrig steht. Setzen Sie ein „i" vor das „e", so steigen die Procente von Null auf 99 und im glücklichen Fall auf 120—140.

„Sie sind ein unausstehlicher Schwätzer", rief mißmuthig der geheime Rath. „Ich meines Theils handelte nie, jetzt aber bin ich gezwungen mit meinem blutigen Herzbeutel zu klimpern, um einen Käufer zu finden unter dem mitleidslosen Geschlecht!"

„Bedaure von Herzen Ew. Hochwohlgeboren Geschäft!" versetzte der Kaufmann, „beneide Sie aber nicht um Dero Waarenlager. Es wird schwer halten, einen Commis zu finden in solch ein Geschäft, und Ihr Alter, mein Herr, muß Ihnen das Reisen sehr beschwerlich machen. Ein Handel mit Herzblut ist ein unfruchtbarer Handel. Füllen Sie ihn mit Dukaten, so haben Sie Käufer, oder mit verpönten Gedanken, so reißt sich die Menge d'rum; denn das Verbotene ist der geoffenbarte Gott der Zeit!"

„Ein diabolischer Glaube, der dem Gerechten irre machen kann an der Barmherzigkeit Gottes!"

Der Kaufmann zuckte die Achseln und zerpflückte ein Veilchensträuschen, um die vorübergehenden Mädchen damit zu werfen. Die schönen Töchter des Gebirges dankten mit heiterm Lachen und flammenden Blicken, der junge Mann ward immer ausgelassener, Anastasius biß sich vor Aerger und Schmerz die Lippe wund.

„Waren Sie schon in Wien, mein Herr?“ fragte der Kaufmann.

„Ich gehe nach Wien.“

„Doch unstreitig, um den Frühling und Sommer daselbst zuzubringen?“

„Wenn ich Befriedigung meiner Wünsche finde.“

„Köstliche, unvergleichliche Mädchen!“ rief der Kaufmann. Augen mit Sonnenfittigen, Haare, dunkel wie die Schatten im Hain der Liebe, junonische Formen, sich schaukelnd auf üppigen Wünschen. Die Wiener Mädchen sind wollüstige Gedanken eines schönen Gottes, die Fleisch und Leben wurden durch die Allmacht seines Willens. Wer nicht Wienerinnen umarmte, kennt nicht die Seligkeit der Liebe.“

„Glauben Sie denn an Liebe bei solchen Ge-

lüsten, die Sie nicht anstehen, frei und offen an Unbekannte zu verrathen?"

„Keine Lästerung, hoch= und werthgeschätzter Herr!" rief mit komischer Ernsthaftigkeit der Kaufmann. „Das Leben ist reich, wie unser Geist. Ich bedarf viel, um befriedigt zu werden. An dem Moment gebe ich die Empfindung des Augenblicks, vom Reiz koste ich den Schaum, die Blüthe des Genusses. Ich kann mich nicht tadeln, daß Gott mir Sinne und Empfänglichkeit gegeben hat für spielende, vorüberflatternde Freuden, und für die tiefere Seligkeit eines dauernden, innigeren Genusses. Wer Feldröschen pflückt und sich ergötzt am Duft der Rosenlippe, ist es dem etwa verwehrt, die Centifolie zu pflegen und zu lieben mit dem Auge einer sorgenden Mutter? Sie kennen das Leben nicht, mein Herr, und den reichen, unerschöpflichen Schoos seiner Zauber, wenn Sie verdammen, wozu Gott und Natur in freier Bewegung auffordern. Ich liebe mit aller Gluth und Treue eines empfänglichen Herzens das schönste, lieblichste Mädchen, aber es fliegen von dieser Flamme genug Funken nach allen Seiten hin, die auch ihre Begegnung ver=

langen. Nur keine Moral, ehrwürdiger Herr, die aus dem Schweinslederband einer alten Kirchenbibel präparirt worden ist!"

„Für Ihre Gesinnungen und Handlungen sind Sie allein verantwortlich," versetzte Anastasius, „doch muß ich gestehen, daß ich schon neugierig wäre, das Mädchen zu kennen, welches im Stande ist, einem Manne von Ihren Grundsätzen Herz und Hand zu reichen."

„Sie würden dieses Mädchen ehren und lieben," sagte der Kaufmann, „und meine Wahl dazu. Ueberdies hat sie einen Vater ungefähr in Ihrem Alter, der ähnliche Ansichten haben soll."

„Und kennt dieser Ehrenmann den Liebhaber seines Kindes?"

„Bis heut' noch nicht, nächstens aber soll er das Glück haben, meine Bekanntschaft zu machen."

„Ich bedaure ihn, wenn er so unglücklich ist, Ihnen seine Tochter zu geben, ohne Sie zuvor auf Reisen gesprochen und Ihre Ansichten von Liebe und Leben, sei es auch nur oberflächlich, erforscht zu haben."

„Es thut mir unendlich Leid, Ihnen eine so unvortheilhafte Meinung von mir beigebracht zu haben. Doch kann ich Sie versichern, daß meine Geliebte mir auch ohne die Einwilligung Ihres Vaters die Hand reichen würde. Ihr Geist ist frei und hell, wie die Sonne, die auf den Hochalpen die Dämmerung und Wolkenzüge der Thäler verlacht."

„Nun," sagte Anastasius, „da Sie so offen sind, werden Sie mir wol auch Ihren Namen nicht verschweigen. Ob ich gleich alt bin, verschmähe ich doch nicht, zu meinen hinlänglich trüben Lebenserfahrungen noch immer neue einzusammeln."

„Das finde ich sehr recht," versetzte der Kaufmann. „Deshalb gebe ich unbedenklich meinen vielgewandten Namen Ihrer moralischen Exegese zur Erziehung. Ich heiße schlicht und einfach Eduard Farbenreich."

Der geheime Rath dankte durch ein unbedeutendes Beugen des Kopfes und zeichnete den Namen in sein Taschenbuch.

Von den Alpen herab zog in blauem duftigen Mantel der Abend in die Thäler. Nur auf den

Gipfeln der Berge leuchtete noch in roth-violetter Gluth die Sonne. Als die Reisenden in Salzburg ankamen, faltete der Sternenmantel der Nacht sich funkelnd um die blendend weißen Schultern der fernen Gletscher. —

8.

Eine wallende Staubwolke breitete sich über Wien aus. Der warme Sonnenschein lief lebenweckend über die Giebeldächer und lachte zu allen Fenstern hinein, um die frohen Menschen hinauszulocken in die jubelnde Frühlingswelt. Zahllose geschmückte Reiter, glänzende Equipagen, Civil- und Militairbeamte im schimmerndsten Prunk flogen unter den Fußgängern hinaus nach dem Prater. Alle Straßen wimmelten von hohen, majestätischen Frauengestalten, die nur deshalb einen feinen Seidenschleier über das Gesicht fallen zu lassen schienen, um die Männerwelt durch den verborgenen Glanz des leidenschaftlich bewegten Auges mehr zu reizen. Die schöne Kaiserstadt verbreitete weithin Freude und Scherz. Das lustige Wiener Leben begann in seiner farbigen

Mannigfaltigkeit. Alle Sinne schienen zu schwärmen, und mangelte auch ein geistiger Gegensatz zu schärferer Ausprägung eines gehaltvolleren Nationallebens, so wußte man diesen Mangel geschickt zu verdecken durch den Wechsel des Genusses, die Harmlosigkeit, womit der Wiener den Augenblick an sich zu reißen versteht und dem er willig alle stilleren Freuden eines beschaulichen Lebens opfert. Die Speculation, sei sie nun gerichtet auf ideelle oder materielle Gegenstände, macht ihm wenig Skrupel. Die Küche ist immer zu gut versorgt, um solche hungrige Gedanken über das stete Lachen aller seiner Mienen herfallen zu lassen.

Im Prater war Tanz. Straußische Walzer rissen die Wiener in die Wirbel ihrer zauberischen Tacte. Frauen und Männer wurden begeistert von dem „ça ira" ihres sinnlich-lustigen Revolutionär's, die Alten strichen sich den Bauch, die Jungen lüfteten die Röcke, warfen die Kragen weit in den Rücken hinein und taumelten, den schlanken Leib einer junonisch geformten, dunkeläugigen Ungarin im fleischigen Arm, an der Grenzwacht des schwanken Seiles, halb Götter, halb Bacchanten, auf den zuckenden Geigenseufzern.

Unter den Baumgruppen belustigte sich die niedrigere Volksklasse. Harfenspieler, Tambourinschlägerinnen, die ihre böhmische Abkunft nicht verläugnen konnten, sangen und spielten czechische Nationallieder. Schöne Mädchen, von dunkler Gesichtsfarbe und brennend schwarzen Augen, hüpften unter den neugierigen Gruppen umher, für wenige Kreuzer den liebelustigen Oesterreicherinnen Glück und Reichthum aus der flachen Hand verheißend. Der Böhme kann nicht leben ohne Wahrsagung und prophetischen Blick in die Zukunft. Der Aberglaube trägt seine Nationalität. Sobald sich der Glaube an Wahrsagerei verlieren wird unter diesem Volksstamme, bricht auch der letzte Rest seines slavischen Stolzes zusammen. Das Geheimnißvolle in seinem schüchtern-forschenden Blick bei aller Gutmüthigkeit seines Naturells ist das Einzige, was ihm übrig geblieben von Glanz und Herrschaft früherer Größe.

Mit dem Hereinbrechen des Abends, der goldfunkelnd von den Bergen herabstieg und sich einschiffte auf den schnellen Gewässern der Donau, zogen sich die Vornehmsten aus dem allgemeinen Jubel zurück. Ganze Truppen von Cavalieren

sprengten der Stadt zu, einzelne Frauen auf stolzen Rossen bewegten sich heiter unter der berittenen Männerwelt.

Vereinsamt, an Haltung und Bewegung leicht als Fremdling zu erkennen, hatte sich am Eingang in den großen Lustgarten der Kaiserstadt ein weißlockiger Greis auf eine Bank gesetzt. Fast theilnahmlos sah er in das dunkle Gewirr des Menschenstromes, der bunt, lachend und scherzend an ihm vorüber tobte. Niemand kümmerte sich um ihn, denn Niemand hatte Zeit, die Freude auch nur auf einen Augenblick loszulassen. In ungewissen Zwischenräumen murmelte der Greis einzelne Worte vor sich hin, einige lose Dirnen warfen ihn mit Rosenblättern, ohne daß er es bemerkte. Die Welt ging rauschend vorüber, der Greis achtete ihrer nicht.

„Hier also soll ich sie finden?“ sagte der einsame Mann und suchte mit dem altersschwachen Auge unter den Tausenden, die an ihm vorbeiwallfahrten. „Das ist auch ein curioses Vergnügen, unter so viel Tausenden sich wohl zu fühlen.“

Er ließ das Haupt sinken und nahm ferner

keinen Theil an dem, was um ihn herum vorging. Immer mehr sank der Tag, die Abenddämmerung wehte kühle Lüfte von der Donau herüber. Pferdegetrappel machte den Fremdling wieder aufmerksam. Eine Gruppe von wol zwanzig fein gekleideten Cavalieren sprengte vorüber, darunter auf einem schönen Zelter eine geschmückte Dame. Der leichte Reithut saß keck auf den blonden Locken, der weißseidene Schleier ward von dienenden Lüften getragen, ein grünes Jagdkleid von schwerem Atlas floß herab über die vollen Glieder, nur die Spitze des fein geformten Fußes lüstern enthüllend. Der volle Lichtstrahl der Abendsonne fiel lachend auf ihr ovales Gesicht. „Sie ist's!“ rief der Greis, „Cölestine! Cölestine!“ — Er stand auf, streckte beide Arme weit aus gegen die Vorübersprengenden, aber sein Ruf verhallte im Geräusch und Jauchzen der ausgelassendsten Lust. Er sah nun, wie die Dame von einem Cavaliere zum andern flog, mit jedem scherzte und Allen mit gleicher Grazie begegnete. Der Greis sank zurück auf seinen Sitz, das lustige Volk raste weiter, Einzelne warfen einen flüchtigen Blick auf den Fremdling und meinten zu ihren Nachbarn, es sei halt a Toller!

Es vergingen einige Minuten, als ein abermaliger Trupp Reitender nach der Stadt eilte. Diesmal waren es lauter Damen, und unter ihnen nur zwei Cavaliere. Der Greis faßte sie scharf in's Auge. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief er laut und machte eine Bewegung, als wolle er sich den Reitenden nähern. Die Damen lachten, die Cavaliere ließen ihre Rosse courbettiren und in wildem Galopp, gehüllt in eine aufsteigende Staubwolke, verschwand die heitere Gesellschaft. —

Langsam folgte der Greis, um den Niemand sich kümmerte. Eine Thräne glänzte an der grauen Wimper, er schüttelte das Haupt, indem er für sich hin sprach: „Ich muß mich sehr verändert haben, gar sehr, sonst hätten sie mich gewiß gekannt. Freilich, zehn Jahre sind viel in meinem Alter, zehn Jahre können einem ganz aus dem Gedächtniß der jetzigen Zeit streichen. Aber bei alle dem ist's ein wunderlich Leben hier in Wien. Meine Tochter reitet und noch dazu unter lauter fremden Herren, mein Schwiegersohn mit Frauensleuten. Das muß doch wol so Sitte sein in der Kaiserstadt, ob wol mir's nicht gefällt; denn es ist eine unschickliche Sitte.“ — Er blieb

stehen, um sich zu erholen, dann weiter gehend, fuhr er fort: „Gewiß kehrten sie jetzt nach Hause zurück. Ich werde langsam nachgehen und sie überraschen beim Abendtisch. Der alte Vater wird doch wol Freude anrichten bei seinen Kindern, die ihn so lange nicht mehr gesehen haben."

Es war schon tiefes Dunkel, als der geheime Rath Anastasius in sein Hotel zurück kam, wo er vorläufig abgestiegen war. Nach kurzer Rast machte er sich wieder auf den Weg, um den kaiserlichen Rath Fellner, den Gatten seiner ältesten Tochter, aufzusuchen.

9.

Die Spieltische waren geordnet, von den Lampen und Kronleuchtern ergoß sich blendende Helle durch die geräumigen Zimmer. Hohe Wandspiegel strahlten die Gesellschaft zurück, die sich nach und nach einfand. Die älteren Männer nahmen Platz an den Spieltischen, die Frauen und Mädchen mit dem jüngeren Theil der Männerwelt gruppirten sich in weitem Kreise um die Hausfrau, um in

scherzhaften und ernsten Gesprächen den Abend zu verleben. Man sprach die Tagesgeschichte durch, Oper und Schauspiel wurden leichtfertig kritisirt, die Literatur der Gegenwart von Einzelnen einer ernsthafteren Aufmerksamkeit gewürdigt. Die Kaufleute nahmen lebhaften Antheil an den neuen Eisenbahnunternehmungen, man stritt sich, wie hoch die Actien steigen würden und ob überhaupt Deutschland dazu geeignet sei, auf längere Zeit so kostspieligen Bauten sich hinzugeben ohne große Verluste.

Ein Diener trat ein und meldete der Hausfrau einen Fremden. Cölestine Fellner verließ das Zimmer und kehrte bald darauf mit einem Greise zurück, in ihm der Gesellschaft ihren Vater vorstellend. Von allen Seiten empfing man den Mann mit Herzlichkeit und wetteiferte, ihm jede Bequemlichkeit zu bereiten, die seinen hohen Jahren nur wünschenswerth sein mochte. Die Spielenden beendigten ihre Partien und bald befand sich die ganze Gesellschaft zusammengedrängt, wie im Familienkreise.

Der Rath Fellner erkundigte sich nach den Bewegungen in den Nachbarländern mit einer

Miene, die eine völlige Unkunde alles Geschehenen vermuthen lassen mußte. Anastasius antwortete mit Vorsicht. Trübe Erfahrungen hatten ihn mistrauisch gemacht gegen Jedermann. Seitdem die Meisten seiner eigenen Kinder dem Worte, das er für Recht ansprach, nicht mehr Glauben schenkten, betrachtete er die ganze Welt als einen speciellen Feind von sich. Beim Souper, als der feurige Ungarwein die Zungen der heitern Wiener noch in schnellere Bewegung setzte, ward die Unterhaltung freier und sorgloser, und nachdem nur einmal die Grenze abgezirkelter Convenienz überschritten war, bewegte sich das Gespräch mit freier Grazie um Gegenstände, die Anastasius bisher ganz dem Wiener Leben entfremdet geglaubt hatte.

Sein Schwiegersohn, der kaiserliche Rath, rückte dem greisen Vater näher und trug in kurzen Worten dem Erstaunten sein Glaubensbekenntniß vor.

„Denken Sie nicht, lieber Vater," sagte er, „daß wir Wiener ganz zurückbleiben in der Weltgeschichte. Da kämen Sie weit links. Wir sind nur gescheidt und sagen's nicht Jedermann, weil wir wissen, daß Regierung sein muß und Ordnung

in der Außenwelt. Aber kommen Sie nur in unsere Häuser, da werden Sie sehen, daß wir zu Leben verstehn und nicht auf 'n Kopf gefallen sind."

„Sind Sie böse, lieber Vater," unterbrach hier Cölestine die Sprechenden, „wenn die jungen Leute ein wenig tanzen? Unsere Jugend muß sich immer drehen, sonst wird 's ihr langweilig, und wenn ihr der Strauß einmal mit einem neuen Walzer um die Ohren klingt, kann sie 's Tanzen nicht lassen, bis die Kräfte verbraucht sind."

„In Gottes Namen," sagte Anastasius, „nur habt Acht auf Eure Gesundheit."

Während die tanzlustige Gesellschaft ihrem Vergnügen nachging, zog Fellner seinen Schwiegervater in ein anstoßendes Gemach zurück und setzte das begonnene Gespräch fort. Der Greis ließ ihn reden, schüttelte ungläubig sein weißes Haupt und stieß wiederholt Seufzer aus.

„Sie scheinen mir nicht Recht zu geben," sagte Fellner, „oder sollten Sie, weil Sie betagt sind, den Ideen der neuern Zeit ganz abhold sein?"

„Lieber Sohn," versetzte Anastasius, „ich

liebe das Recht, die Religion, die Kirche und den Gott des Christenthums, zu dem wir uns bekennen. Nehmen Sie nun Alles zusammen, was unter dem Namen Speculation und Intelligenz von den gegenwärtigen Bewegungsparteien unter das Volk gebracht wird, so müssen Sie selbst gestehen, daß mehr Sittenlosigkeit herrscht, als Tugend und Ehrbarkeit."

„Theurer Vater," erwiederte Fellner, „wir sind durch convulsivische Geisteszuckungen in die Luft geschnellt worden. Wir haben den Boden verloren, der uns früher trug, und verachten die Scholle, auf welcher die Genügsamkeit gewöhnlicher Gutmüthigkeit fußen kann. Neue Formen begehrt die Zeit, belebt von der Elasticität eines an seine eigene Schöpferkraft frei dahingegebenen Geistes. Es ist kein Umsturz, sondern nur Verjüngung. Die Welt hat sich gehäutet und blendet mit dem Glanz ihres neuen Gewandes das ermattete Auge des Alters, das nicht gewohnt ist anders, als durch getrübte Gläser in den Brand der Lebenssonne zu sehen."

„Ach, wenn Euch doch ein heiliger Geist erleuchtete!" fiel der Greis ein, die Hände zitternd

erhebend und seine Stirn damit bedeckend. „Seht Ihr denn nicht, daß gerade das, was Ihr Freiheit nennt und Beschwingung des Lebens, alle zarteren Keime desselben zerdrückt? Dieser unselige Kosmopolitismus, der sich mit dem Frühroth der Julisonne von 1830 eingeschlichen hat in die Häuser, und die Herzen von Jung und Alt mit Schmeichelworten belagert, ist ein heimlicher Krieg gegen Gott und Christum. Ihr Kosmopoliten, Liberalen und Radikalen, oder wie Ihr Euch sonst noch nennt, habt keine Moral, die Euch bindet und trägt. Ihr seid die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts, eben so niederträchtig in der Offenheit und im lauten Aussprechen des frivolen Wortes, als jene es waren im Verschweigen und der diabolischen Kunst der Heuchelei. Das Ziel ist ein und dasselbe — Versinken in gemeine Zügellosigkeit, in eine Anarchie aller Begierden und Leidenschaften! Wohl weiß ich, daß Ihr das die Poesie der Gegenwart, die Romantik des speculirenden Gedankens nennt; aber ich zittere, legt sich ein Farbenstrahl dieser Poesie an mein Herz, und meine Nerven beben, wenn ich sehe, wie Gott aus seinem Himmel gegeißelt wird, weil

man nicht mehr an die erlösende Kraft der Liebe glaubt.“

„Das sind Grillen, Vater, die Sie schon verlassen werden, wenn Sie vier Wochen bei uns geblieben sind.“

„Ich zweifle, daß ich so lange bleibe,“ seufzte Anastasius. „Meine Kinder denken anders, als ich; der Vater gilt ihnen weniger als die neuen Götter der Erde.“

Fellner ward unruhig, Cölestine trat ein. Im Nebenzimmer lachte der Tanz mit hundert Zungen aus dem Fortepiano, Mädchen und Jünglinge umschlangen sich mit Armen glühender Sinnlichkeit. Fieberheiß klopfte Herz dem Herzen entgegen. Die Liebe des Augenblicks zährte von Blicken, die nach Küssen lechzten, wie der Dürstende nach Wasser.

„Und das finde ich auch nicht schicklich, Cölestine,“ wandte sich Anastasius zu seiner Tochter, „daß Du allein unter einem Schwarm junger Männer zu Pferde durch die Straßen sprengst und mit Blicken Scherze treibst, die oft gefährlich werden für beeidete Gelübde.“

„Aber Vater,“ sagte Cölestine, „bin ich denn

eine Nonne, die den Blick eines Mannes fürchten muß oder soll, wie die leibhaftige Sünde?"

„Wir leben in Wien, Vater, nicht in einem kleinen Landstädtchen," warf etwas piquirt der kaiserliche Rath ein.

„Ja, ja," erwiederte Anastasius, „das heißt mit andern Worten, es ist erlaubt zu sündigen in einer großen Stadt, und es wird für ein galantes Abenteuer gehalten und belacht, was anderwärts, wo Ehrlichkeit noch nicht gebuhlt hat mit der hohen Umgangssitte, als unzüchtige Begegnung bestraft werden würde."

„Ich muß mich wundern," sagte Fellner, „wie Ihre Kinder daheim einen so grillenhaften, intoleranten Mann, der vermöge seines Alters eigentlich gar keine Stimme mehr haben kann in Dingen der Welt und Gesellschaft, so lange Jahre mit Geduld und Nachsicht haben ertragen können."

„Fellner, Sohn Fellner!" rief Anastasius, „was sind das für Worte! Welch' diabolisches Grinsen schwingt seine Todesfahne über Dein sonst so sanftes Gesicht?"

„Ich rufe mein Herz auf zum Herold der

Zeit," sagte Fellner gelassen, „verlange aber, daß mich mein alter Schwiegervater nicht meistere und meine Gattin nicht beschimpfe, weil sie als freie Frau zu leben versteht und mit moralisch albernen Skrupeln umspringt, wie die verständige Mutter mit dem eigensinnigen Kinde. Der Eigensinn wird ausgepeitscht. Die Ruthe einer gesunden Kritik geißelt den alten Trotz der Moral, bis sie biegsam wird und dem Meister gehorcht."

Anastasius verstummte vor diesen Worten, Cölestine drängte sich neben ihn in's Sopha. „Vater," sprach das schöne blühende Weib, „Sie sind in einem großen Irrthum befangen, Sie suchen Ruhe und Befriedigung Ihrer kleinen Wünsche auf Reisen, im Strom der Welt, wo Ihnen die Bewegung ja unablässig entgegenstürzt. Sie verlassen Ihre stille, kleine Residenz uud kommen nach Wien, wo die Völker sich stoßen und das Morgenland seine rosenduftigen Finger hereinstreckt, um dem nüchternen Abendlande einen leisen Liebesdruck zu schenken. Sie hätten zu Hause bleiben sollen, Vater!"

„Meine Kinder! Meine Kinder!" rief der Greis und bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Zeit, Zeit, wie magst Du's verantworten, ein Herz zu brechen durch die Kälte deiner Intelligenz! O wären die Menschen doch Kinder geblieben und einfältig! Die Einfalt hätte ihnen Bahnen geöffnet zum Himmel, und der Friede wäre ihnen geblieben im Haus und auf der Straße. Nun aber geht das Herz betteln mit seiner stillen Demuth und der Verstand spuckt aus vor der Einfalt alt gewordener, aber ehrlich gebliebener Treue! Brich mein Herz und lege Dich schlafen! Geh' heim zu dem Gott der Stille und begleite fortan als Hund den Schöpfer der Welt!"

„Lieber Herr geheimer Rath," unterbrach Fellner die schreienden Schmerzenslaute des Greises, „in Wien ist man gewöhnt zu leben und zu lachen, nicht zu weinen und zu klagen. Geben Sie der Zeit Ihre Hand, sie wird die dargebotene nicht zurückstoßen."

„Und auch Du, meine Cölestine!" rief Anastasius von neuem, „Du mein treuestes, mir ergebenstes Kind, das Deine selige Mutter liebte mit der Inbrunst eines Engels! Mußt auch Du mich verlassen in diesem Wirrsal? Ich dachte an Dir

würde der Aufruf zur Apostasie spurlos vorübergehen."

„Vater," sagte Cölestine und deutete auf die Stutzuhr, die auf einem mit Elfenbein ausgelegten Mahagonytischchen in goldenem Gehäuse stand. „Welch' Zeit ist es dort?"

Der Greis folgte dem Finger der Tochter, die ernst wie eine Parze hindeutete auf den tickenden Gott der Zeit. „Es ist Mitternacht," sagte Anastasius. „Nun," fuhr Cölestine fort, mit aufgehobenem Finger den Blick ihres armen Vaters fortwährend an die Uhr fesselnd, „und wie viel ist's jetzt?"

„Drei Minuten über Zwölf," erwiederte der Greis.

„Gut," sagte die Tochter, „halten Sie die Zeit auf, fesseln Sie den Weiser an der Uhr, das Fühlhorn der heranschleichenden Weltgeschichte an seinen Platz, ohne die bewegende Federkraft zu hemmen, so will ich Ihre Wünsche erfüllen. Können Sie dies aber nicht, so merken Sie darauf, daß es jetzt bereits sechs Minuten über Mitternacht ist! Wenn hat, frag' ich Sie, lieber Vater, in Ihrer Zeit der Ordnung, ein Mensch länger

gelebt und gewacht, als bis zum Schlage Zwölf, dem Schlagbaum für Tag und Nacht, der Grenze zwischen Leben und Tod? Es ist nicht gut, Vater, daß Sie unser vollklopfendes Blut mit dem wäßrigen Ihres altgewordenen versetzen wollen." —

Im Nebenzimmer knallten die Champagnerstöpsel, lauter Jubel lief an den silbergewirkten Tapeten hinan und verbarg sich in den Arabesken, die schelmisch von der Decke herablachten. „Die jungen, muntern Leute bringen dem neuen Tage ihr gewöhnliches Vivat," sagte Fellner und ergriff den Arm seiner Gattin. „Komm, laß uns nicht zurückbleiben hinter dem bedeutungsvollen Lebensgeräusch. Begleiten Sie uns, Vater, und schütteln Sie das vermoderte Kleid des vorigen Jahrhunderts ab. Perücken kleiden nicht mehr eine Zeit, die es liebt, eher kahlhäuptig zu erscheinen, als eine bodenlose Sittsamkeit zu erheucheln im Haarschmuck Verstorbener. Wir sind immer ganz Leben oder ganz Leiche, die Mittelzustände haßt jeder ächte Sohn des neuen Jahrhunderts."

Anastasius lag gekrümmt, wie das besiegte Mutterland vor seinem glücklicheren Kinde, der stark

gewordenen Kolonie, in den Kissen des Sopha's. Fellner und Cölestine traten unter die Gesellschaft. Mädchen und Jünglinge waren erhitzt von Tanz und Begierde. Die Champagnergläser hoben sich aus den weißen Händen der schönen Jungfrauengestalten wie neugierige Späher. Aus dem perlenden Schaum winkte eine süße Lüsternheit, der warme, sinnlich glühende Wein küßte tausend heiße Träume auf die vollen Lippen, hinter dem Perlenschmuck der Zähne stiegen Mährchenlandschaften auf, von leicht geschürzten Liebesgöttern bewacht. Die jungen Männer tranken den schönen Tänzerinnen zu, der Uebermuth stürzte aus flammendem Köcher Pfeile, gewaffnet mit Witz, beschwingt mit dem golden wogenden Helmbüschel des Humors, über die Jugendlust. Die Paare trennten sich, neue Gesundheiten weckten die schlummernden Töne im durchsichtigen Krystall. Wie Thränen flogen die Schaumperlen aus den Gläsern auf. „Das freie Weib soll leben!" rief ein begeisterter Jüngling und umschlang mit kräftigem Arm den Leib eines der schönsten Mädchen. Sanft erklang das Echo seiner Worte von den Lippen der Umarmten. Heftiger umschlang sie

der Jüngling, das Champagnerglas klirrte in die Ecke, er riß sie mit sich fort in die offenstehende Zimmerreihe. — Von Gemach zu Gemach wankten die Glücklichen, überall begegneten sie umherwandelnden Gruppen; sie kehrten um, ein leeres Zimmer, dunkel erhellt von einer einzigen Lampe nahm sie auf. Die vollen Glieder zitterten im Arm des Jünglings, neue Toaste „der Freiheit, dem Glück des Lebens und der Liebe" ausgerufen, schlugen verführerisch an die Ohren der Seligkeittrunkenen. Sie taumelten auf ein Ruhebett. Der begehrerischen, liebeverheißenden Lippe des Jünglings schwoll wollustweich das Sterbekissen der Unschuld, ein warmentfesselter Busen der Jungfrau, entgegen. Da schreckte ein tiefes Stöhnen die Berauschten aus dem Traumgewirr süßer Gedanken. Hinter ihnen stand geisterbleich, die dünnen, weißen Haarlocken wie schäumendes Silber um die Stirn fließend, Anastasius. Drohend hob der zürnende Greis die Hand empor, seine Lippe zitterte nur, zu sprechen fehlte ihm die Kraft, die Ruhe des Bewußtseins. —

Der Jüngling ließ das Mädchen sanft auf das Ruhebett gleiten, er beugte mit geschlossenen

Augen sich vor der drohenden Gestalt, die in der Würde des Alters an die sündigende Jugend herantrat.

„Also doch," sagte endlich dumpf Anastasius, „die Zeit, selbst in der Wuth ihrer Begierden, hat doch noch Scheu vor dem Herzen und wär' es auch vor einem brechenden? Es ist gut, daß ich dies erfuhr, ich kann nun getroster weiter gehen und sehen, wie lange Zeit es noch bedarf, um jede Herzensregung zu ersticken. Kinder, Kinder, ehrt das Herz wenigstens neben der Zeit und ihren Speculationen!" —

10.

Am frühen Morgen schon ward dem geheimen Rath, der eine schlaflose Nacht durchlebt hatte, ein Brief überbracht. Anastasius kannte die Schriftzüge nicht und erbrach das Schreiben mit ängstlicher Ungeduld. Der Inhalt desselben überraschte und erschreckte ihn zu gleicher Zeit, denn er hatte bisher nicht geglaubt, daß die Richtungen des modernen Lebens so gewaltsam alle, auch die best gemeintesten Eingriffe des be-

dächtigeren Alters mit so schroffer Animosität zurückweisen könnten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Ew. Hochwohlgeboren haben sich in der vergangenen Nacht eines Triumphes erfreut, der mir noch jetzt die Röthe des Zornes in das Gesicht treibt. Sie glaubten eine gute, noble That zu thun, indem Sie mich abhielten, dem Genuß in die Arme zu stürzen in einem Augenblicke, wo der Himmel sich öffnete über mir mit Alles überglänzender Pracht. Mein Herr, suchen Sie sich den Dank für diese That da, wo man dergleichen zu erhalten pflegt, in der Duodezwelt des Katechismus. Doch Sie verstehen mich vielleicht nicht, darum finde ich es nöthig, mich herabzulassen zu Ihnen und eine Art Glaubensbekenntniß vor Ihre Füße zu legen.

Sie sind bei Jahren, sehr edler Herr, haben wahrscheinlich in Tagen der Jugend und Frische das Leben genossen und ärgern sich jetzt blos darüber, daß die Jugend auch heut zu Tage noch mit gleicher Keckheit einen heißen, vollen Busen zu küssen wagt, wie weiland die Alten.

Sie, mein Herr, küßten und umarmten den schönen Leib einer Jungfrau, weil es Sitte war und das Gesetz es gewissermaßen befahl. Sie hatten sicher keine Andacht dabei. Es kam Ihnen nicht in den Sinn, an Gottesverehrung zu denken, an eine religiöse Feier der Schönheit. Sie ließen sich zuvor binden und verpflichten; denn Ihre ganze Zeit lebte blos aus Pflichtgefühl, nicht in Begeisterung freier Kunst. Ihre Zeit, mein sehr moralischer Herr, war die Epoche des Pflichtenthusiasmus, der sehr profan ist im Vergleich mit unserer Gegenwart, die sich einzig und allein dem Zauber des Schönen, Menschlichen und der Menschheit Heiligen hingiebt. Wenn wir genießen, was Sie für Sünde halten, so feiern wir Mysterien, die nur von der Freiheit des entsiegelten Genius begriffen werden können. Sie, mein Herr, wußten mit Talent zu leben, wir reißen Zeit und Welt mit genialer Gewalt an unser Herz.

Das kommt Ihnen sehr sonderbar vor und will Ihnen nicht zu Sinne. Sehr natürlich, Sie können nicht fassen, daß in der Freiheit

des Genusses die Moral der Beschränkung als die Philistertugend einer engherzigen Zeit erscheint. Die Tugend ging bisher eingeschnürt in chinesische Schuhe, sie hatte sehr kleine Füße, sehr niedliche Knöchel, aber das Verwachsene sah man ihr an auf hundert Schritte. Jetzt hat sie die enge Bekleidung weggeworfen, bewegt sich im fliegenden Gewande natürlicher Freiheit und wird üppig, weil sich alle Kräfte entfalten nach dem Zerbrechen der Fesseln. Ist es nun denn sündhaft, wenn ein Mensch sich im Freien bewegt, und sich und seinem Streben mit Kraft vindicirt, was die Natur sich angemaßt hat von Anfang der Schöpfung? Einschrumpfung allein ist Sünde, wenn Kräfte und Fähigkeiten vorhanden sind, die nur geübt sein wollen, um als Götter des Lebens sich der Gottheit ebenbürtig zu zeigen.

So, mein sehr moralischer Herr, ist es mit der Moralität der Gegenwart. Unsere Tugend steht in einer schmähsüchtigen Opposition mit der blöden Cretinsitte des katechetischen Kirchenfiebers. Wir haben auch eine Kirche, aber diese wölbt sich empor zum Himmel unter dem

volltönenden Pulsschlage unserer Herzen. Der Weihrauch vor ihrem Altar bildet keine Wolken, sondern entzündet Sonnen, die mit keuschem Freiheitsblick hereinleuchten in die Nacht eines Unterganges, der die Verhüllung des Menschlichen auf Erden dem zitternden Geschlecht prophezeihte. Es spricht jetzt Niemand mehr von dem Zertrümmern der Welt, von einer Auflösung irdischer Schöpfung in das Nichts. Wir sind klug geworden und wissen recht wohl, daß Vernichtung nur denkbar ist in ewiger Fortzeugung.

Nun immer geben Sie sich zufrieden, hochwohlgeborner Herr Geheimrath! Was ich Ihnen hier im Namen der Menschheit im Stillen sage, brauchen Sie sich nicht öffentlich in Ihre tauben Ohren rufen zu lassen von dem Publicum. Sie wollten mich abhalten in der vergangenen Nacht meine Braut zu umarmen. Wozu das, mein Herr? Hatte Sie Gott zum Schiedsrichter herbestellt, um Recht zu sprechen über Herz und Herz, Verlangen und Verlangen? Meine Braut ist mein Eigenthum wie ich das ihrige. Sind wir einig in Geist und

Seele, weshalb dann die Körper scheiden? Seligkeit ist nur ein Hinsterben im Doppelgenuß geistiger und leiblicher Schöne, und fällt der heilige Augenblick vom Himmel herab über zwei Seelen, die sich erkannt haben; so sollt Ihr sie nicht mit der Wassertaufe Eurer Moral herabziehen zum gemeinen Leben, sondern in begeisterten Zügen den Becher des Lebens ausstürzen lassen. Der Gluthstrom der Lebenslava gerinnt, wenn er verkühlt, er wird ekel und Schlacke, wenn die moralische Gemeinheit des nüchternen Gedankens über ihn hinweht wie ein Luftzug aus den Eissteppen Sibiriens. Sie haben sich keinen Dank verdient, mein Herr, und überdies auch nicht gesiegt. Meine Braut, ein Weib, voll Lust, der Emancipation ihrer Natur sich ganz zu überlassen, wie es der ächten Tochter des werdenden Jahrhunderts ziemt, überschüttete mich noch mit den glühenden Flügeldecken ihrer Küsse und trug mich als beschwingte Psyche hinauf zu den Verheißungen des schönsten Lebens!

Diese Zurechtweisung, mein sehr nobler Herr, von einem Manne, der den modernen

Lebensgöttern eine Libation darbringt, werden Sie zu würdigen wissen. Mögen Sie daraus lernen, daß in der moralischen Beschränkung allein das sündhafte Festbannen der progressiven Weltbewegung liegt, in ihrer Erweiterung aber das unendliche Sittengesetz der Schöpfung, die nie über die Extravaganzen erröthet, wol aber über die Erbärmlichkeiten einzelner Schwachköpfe, die immerdar bedacht sind, den schaffenden Gott in eine hohle Nuß zu bannen. Der Scherz der Welt zwingt solche Narren meist, ein Nußknackeramt anzunehmen. Hüten Sie sich, mein sehr nobler Herr, daß man Ihren wohlproportionirten Mund nicht zu so bissigen Amusements misbraucht.

Ew. Hochwohlgeboren

wohl affectionirter

Freiwilliger unter dem Corps der

Weltverbesserer.

Auch ein stärkerer, weniger empfindsamer Mann als Anastasius würde von dem Gewicht so rücksichtslos hingeworfener Lebensansichten zu Boden gedrückt worden sein. Der mit tausendfachem Weh belastete Greis brach fast bewußtlos zusammen;

jede Hoffnung auf Aussicht für ferneres Behagen ward ihm mit diesem Briefe entrissen, das Leben hatte für ihn seine Endschaft erreicht.

Kaum zu sich gekommen schellte er und begehrte seine Tochter zu sprechen. Cölestine ließ lange auf sich warten und erschien endlich in einem reizenden Morgenanzuge, der ein sprechender Abdruck großstädtischer Gesinnung war. Das feine, weiße Mousselinkleid verdeckte nur, um zu enthüllen. Es war die hohe Kunst, die Körperschöne zu zeigen, ohne den Verdacht zu erwecken, man wolle damit kokettiren. Die Lust, sich der antiken Natur zu nähern, nur in moderner Liebenswürdigkeit, lachte aus jeder Falte. Anastasius empfing seine Tochter mit einem ernstprüfenden Blicke. Cölestine begrüßte den Greis heiter, fröhlich bewegt, mit Anstand und Frauenanmuth. Die leichte Zierlichkeit ihrer Bewegungen hätte beinahe das Herz des alten Mannes erweicht, aber ein Blick auf den Brief, der vor ihm lag, ein zweiter auf die lockende Kleidung der Tochter zerknickte das Vatergefühl.

Cölestine küßte dem Greise die Hand; in reichen Locken rollte die Fülle ihres schönen Haares über

den stolzen Nacken, die entblößten Schultern. Bewegt hob sich ihr Busen unter dem kaum zusammenhaltenden Gewande.

„Sie scheinen unruhig, liebster Vater," sagte Cölestine. „Was kann Ihnen begegnet sein, daß Sie diesen heitern Himmel vergessen und ohne Lust und Freude so trübselig auf mich herabsehen?"

„Ich bin müde, mein Herz ist verwaist," versetzte Anastasius. „Hier, meine Tochter, lies diesen Brief, und sage mir nachher offen Deine Meinung darüber. Ich muß wissen, was ich von meinen Kindern zu erwarten habe."

Das schöne Weib empfing das Schreiben aus der Hand Ihres Vaters. Sie las es aufmerksam, doch ohne an einzelnen Stellen ein schalkhaftes Lächeln ganz unterdrücken zu können. Ruhig gab sie es dem geheimen Rathe zurück.

„Nun?" fragte dieser, verwundert über die Gelassenheit der Tochter.

„Nun und was weiter?" versetzte Cölestine, trat vor den hohen Wandspiegel und rollte sich die Locken auf dem zarten Finger auf.

„Bist Du von Sinnen, Tochter!" rief Anastasius und warf den Brief zu Boden, beide

Hände gegen seine Stirn drückend, als wolle er die Schädelknochen zerquetschen. „Diese Gleichgiltigkeit, diese Ruhe bei solchen unerhörten Freveln! Wollt Ihr denn die ganze Welt zu einem Bordell umschaffen und jedes Weib zum Freudenmädchen? Ist das Christenthum oder Baalsdienst?"

„Keins von beiden, liebster Vater," sagte Cölestine, ohne sich in ihrer Toilette stören zu lassen. „Es ist ganz einfacher Weltdienst, den Niemand vernachlässigen darf."

„Ausgenommen ein frommer Mensch, ein tugendhaftes Herz," ergänzte Anastasius.

„Nicht doch, Vater," erwiederte die Tochter, Platz neben dem Greise nehmend; „denn will ich auch das in jenem Briefe Ausgesprochene nicht geradezu christlich nennen, so ist es doch ganz gewiß auch nicht unsittlich. Sittlich, lieber Vater, ist das Zeitgemäße, und zeitgemäß nur der Lebensdrang, der heut in dieser, morgen in jener Form sich der Welt hingibt zum Genuß, zum Gebet, zur Verehrung. Seien Sie also ganz ruhig, Vater. Es geschieht in Wien nichts, was nicht anderwärts ganz in der nämlichen

Gestalt dem Sonnenlichte entgegenträte. Hier ist es vielleicht nur ungenirter, schaukelt sich auf dem unsichtbaren Seil der Grazie, küßt die Anmuth und gibt sich der Welt mit jener geschlossenen Sicherheit weltfreier Begegnung ungebundener und eben deshalb verführerischer hin. Dabei ist aber keine Koketterie bemerkbar. Auch die Lust ist bei uns harmlos, wie jeder Genuß, und wenn Sie es einer Probe werth halten, so gehen Sie in die Kirchen. Sie werden dort in den Betstühlen dieselbe Freiheit der Andacht finden, wie im Prater den unbegrenzten Muth des Jubels. Der Wiener weiß klug zu verknüpfen, was andere Sädtebewohner ängstlicher suchen und doch nie finden. Hier ist Genuß Gebet und Gebet Genuß. Wir dienen immer Welt und Himmel zu gleicher Zeit."

„Und wenn dem auch so wäre, Cölestine," fiel ihr der beunruhigte Vater in's Wort, „wie läßt sich dies vereinigen mit dieser Frivolität des Denkens? Diese Frechheit im Freisein ist unerhört und schändet die Schöpfung und den Schöpfer. Das ist eine Religion, wie sie in Sodom nicht gräulicher gewesen sein kann!"

„Ich finde dies nicht," sagte Cölestine, „im Gegentheil muß ich dem Briefsteller Recht geben. Wir leben in der Zeit der Emancipationsfragen, und die Welt ist, ehrlich gestanden, noch sehr blöd und schüchtern, daß sie blos von der Judenemancipation laut zu sprechen wagt. Es ist eigentlich noch nichts freigelassen im Leben der Staaten. Wir alle sind Knechte und genießen nur einer relativen Freiheit im Hause, wenn wir zufällig so umsichtig und duldsam sind, uns gegenseitig nicht die angeborenen Rechte der Natur zu beschränken. Ich bin nur ein Weib, rechne mich aber zu den Stolzen meines Geschlechts und deshalb zu den Fähigen, die Geburtswehen der zuckenden Erde zu begreifen. So hören Sie denn, mein Vater, was noch emancipirt werden muß, ehe wir uns einer wahrhaftigen Freiheit rühmen dürfen."

„Ich höre," seufzte der Greis.

„Vor Allem sollte der Muth der Männer so kühn sein, ihr eigenes Denken zu emancipiren. Denn glauben Sie, selbst der freieste Mann ist noch viel zu feig und thatenschüchtern, wenigstens in Deutschland, jeden Gedanken vor sich selbst zu

verantworten. Die Männerwelt fürchtet sich vor der eigenen Größe, die in ihr schläft, und nur das Weib mag sie in glücklich stillen Augenblicken wecken, wenn sie selbst so kühn ist, auszusprechen, daß Hingabe an die Natur des gesunden Lebens erhabener ist, als das feige Hindämmern in unmündiger Keuschheit. Keusch ist nur die unbegrenzt, rücksichtslos heraustretende That, oder der Gedanke, welchen ein Funke aus dem Schöpferauge Gottes hereinblitzt in die weltliche Dämmerung und die faulen Stoffe durchwärmt mit glühendem Lebenshauche. Denkt also frei, emancipirt die eigene Feigheit, die sich wie Schneckenschleim über den Geist des Gedankens hinlegt, und dann erst habt Ihr einen vollen und ganzen Schritt zur Emancipation der Weltgeschichte gethan! So lange der Gott im Menschen ein Sclave der stillen Bedächtigkeit bleibt, schämt sich der Gott im Himmel seines Geschöpfes; und doch ist diese Emancipation des gefesselten, denkenden Gottes in der Brust des kühnen Mannes allein die Bedingung zur Emancipation des Gottes der Welt."

„Ob ich nur lebe oder träume oder im Grabe

als todter Leichnam hineinschaue in den offenen Schoß der Schöpfung?" rief der Greis mit gefalteten Händen und suchte weit offenen Auges an den silberglänzenden Wänden einen Halt für den entschwindenden Boden seines Daseins.

„Sie wachen, lieber Vater," sagte Cölestine und fuhr fort: „Wären wir einmal dahin gekommen, uns nicht mehr vor der Größe unserer eigenen Ideen zu fürchten, dann könnte an die Emancipation der gesellschaftlichen Gebrechen Hand gelegt werden, die man jetzt nur versuchsweise angefühlt, nicht einmal angegriffen hat. Man würde nicht anstehen, die Ehe mit feinem Auge zu betrachten und sie als den Bund zweier Herzen auffassen, den allein die gegenseitige Neigung schließt, den nur die Sympathie einer natürlichen Religion heiligen kann, indem die bunte Flügeldecke der Psyche ihren Farben schimmernden Staubmantel über die Flammen breitet, die aus Kuß und Umarmung eine neue Schöpfung gebären. Es würde kein prüder Kopfhänger ferner mehr wagen, Sünde zu heißen, was Weihe ist vor dem Auge des freien Gottes, und dem Weibe würde eine Stufe angewiesen auf dem Altar der

Schöpfung, die vermögend wäre, es zum Schutzgeist des Mannes zu erheben, der das Weib immer sein soll, während es doch jetzt sehr oft nur der Dämon im Lichtgewande ist, der den unfreien Mann in die süßen Fessel verzehrender Wollustketten bindet."

„Outrirte Ansichten, armes Kind!" rief Anastasius „Grabgesänge der Gesundheit, weil sie den Pesthauch entzündende Küsse drücken fühlt auf den sterbenden Unschuldsmund der Welt!"

„So furchtsam bin ich nicht, Vater," erwiederte Cölestine und fuhr fort ihre Emancipationsansichten auseinanderzusetzen. „Was ist mit all den Fragen gethan, die ein ehrenwerthes Mitleid gutmüthig und auf's Gerathewohl in den bodenlosen Schicksalstopf wirft? Die Juden will man emancipiren und abgelebte Flachköpfe verhandeln ihre schwindsüchtigen Meinungen dem Preßbengel. Damit wird keine Welt, nicht einmal ein Sedezvölkchen frei. Ehe man an die Emancipation des umherirrenden Juda's denkt, sollte man die verblüfften Christen frei machen, die nicht einmal en masse so geschickt sind, schlecht zu sein, weil sie verkümmerten unter der Zucht-

ruthe der Liebe. Kann etwas die Stupidität des gemeinen Christen aufstacheln, ihm die Blindheit heilen, so ist's das Kettengerassel der Industrie, das über die Erde geht, wie ein Gefangenwärter des Geistes mit den überlieferten Missethätern und die Armee spazieren führt im Hofraume der Freiheit. Auf Spaziergängen kann die Welt heut zu Tage ihre Erlösung, ihre Emancipation finden, wie ein Wiener Poet seine gedankenschimmernden Verse! — Das, liebster Vater, sind die Gedanken eines Weibes über die Emancipationsfragen, an deren Verdauung die Quadrupelallianz sterben würde, wenn sie zufällig Zeit und Gelegenheit fände, sich damit abzugeben." —

„Freilich," sprach Anastasius, „das sind Ansichten, die mein eingesunkener Geist noch nicht geahnt hat. Mit solchen Gedanken ausgerüstet ist Gott nicht mehr sicher hinter dem Sternenwall, der ihn umgibt! Werdet Ihr ihn stürmen, diesen Wall, ohne hinabgestürzt zu werden von der strafenden Gerechtigkeit, die dem Uebermuth die Schläfe zerschmettert? — Und, arme, aber doch geliebte Tochter, sage mir, wo hast Du diese Ideen eingesogen? Wer und was hat sie in Dir entwickelt,

die Dich elend machen müssen, oder zu einer Heldin des neuen Jahrhunderts?"

„Nichts, lieber Vater," versetzte Cölestine, „als die natürliche Schule der Welt und der Bewegung. Glauben Sie immer, daß ich ein Herz habe auch für die kleineren Freuden und Schmerzen, an die Sie leider so ausschließlich sich hingegeben haben; mächtiger nur wirken die großen Begegnisse auf mich ein, in deren Gefolge die Baumaterialien zu einer neuen Welt herbeigeführt werden. Die Friedensstille des Hauses macht uns nimmer mündig, guter Vater, das kann nur das Aechzen, Stöhnen, Lärmen und Brausen der Lebensschwingen. Um zu fassen, wo hinaus die neue Zeit ihre Arme streckt, wofür sie betend die Hände gen Himmel ringt, muß man mitten in den Sturm der Gährung treten. Hier braut die Norne der Geschichte, bald bewußt, bald dunkel ahnend, die Stoffe für den freiheitschäumenden Trank der Welterlösung. Da allein fühlt das Herz den Athem der Zeit und schmiegt sich mit mildem Kindeslächeln der stärkeren Mutter an. Bleiben wir aber im Hause, eng begrenzt und wenig bewegt, so scheidet das Gefühl des Herzens

sich egoistisch von dem Mutterbusen, der immer neue Kinder säugt und neue Herzen an das ewige Weltherz drückt, und Todesblässe fällt zurück auf das abgelös'te. Es gibt Zeitherzen, Vater, und es gibt Hausherzen, und wer so unglücklich ist, ein solches zu besitzen, dem erstickt die gesteigerte Kraft des Gefühls sein armes Leben." —

„Das muß wohl wahr sein," versetzte der Greis, denn ich fühle, wie die Eisenflügel der Weltbewegung an die zerbrechlichen Fleischwände meines Herzens schlagen." — Cölestine schwieg, ohne eine tiefe Bewegung kund zu geben. Ihr Gesicht blieb heiter, wie bei ihrem Eintritt, das Auge licht und hell, als habe sie ein neues Kleid wohlgefällig gemustert." —

„Du bist also wol eine Anhängerin dieser bald laut bald leise ausgesprochenen Lehren," fuhr Anastasius fort, „von denen Jugend und Hoffnung eine Umgestaltung dessen erwarten, was sie als nutzlos, geisttödtend und lebenerstickend betrachten?"

„Wäre ich es nicht, so müßte ich mich selbst als einen Auswuchs der Zeit betrachten, als einen Abschaum, den die Epoche bildet, indem sie ihre befruchtenden Wogen über die Erde spült."

„Das ist hart, das ist bitter!“ rief der Greis und rang trostlos die Hände. „Nun bin ich doch mit kummerschwerem Gemüthe in die Welt getreten, habe angeklopft an die Häuser meiner Kinder, bin begrüßt worden mit dem Sterbenslächeln der Pietät, umarmt mit der Zärtlichkeit des Herkommens, und habe doch überall nur die offene Rebellion gefunden gegen den Geist, der sie erzeugte! O Himmel, Himmel, zerreiß dein Gewand und wirf die funkelnden Fetzen herab auf meinen Leib, daß ich gekleidet, wie ein König der Kindesliebe, sterbe unter dem hohen Sternenglanz eines Himmels, wie ich ihn trug in mir, ehe die Kälte der Intelligenz jede heilige Flamme verlöschte!“

„Was gibt es doch hier für ein Klagen und Jammern?“ fragte der eintretende kaiserliche Rath.

„Mein Vater weint über sein Kind,“ sprach Cölestine, ihrem Gatten die Hand reichend, „weil es die Zeit mit eben so heißer Liebe umfaßt, als das Vaterherz.“

„Sein Sie kein Thor, Herr Vater,“ sagte Fellner. „Es ist Grundsatz in allen Cabinetten, mögen sie nun irdische oder himmlische sein, was

Noth thut, muß gemacht werden, und thut man's nicht, wird die Menge grob. Mit Volk und Zeit läßt sich nicht spaßen. Nehmen Sie's leicht und fassen Sie's Leben bei der rechten Seite an. Nur klagen Sie nicht in meinem Hause, sonst seh' ich Sie lieber gehen als bleiben. Wir Wiener können die Thränen nicht gut sehen."

„Das will ich, das will ich!" rief Anastasius. „Zurück zu den Verlassenen will ich eilen und mein Haupt auf demselben Orte zur ewigen Ruhe niederlegen, wo meine Gattin die Last der Erde von sich warf. Ich that meinen lieben Kindern Unrecht; sie waren mild, sie duldeten mich wenigstens. Aber Ihr hier draußen in der Welt, Ihr seid hart, Ihr geißelt mich und meine unendliche Liebe mit der Funkenruthe Eures Geistes. Ich will heim zu meiner Emilie, zu Mildenstein, zu der sanften, mich am innigsten verstehenden Emmeline! Sie waren doch erschüttert, als ich sie verließ, und selber mein alter, trockener Freund, Polterer, weinte eine Abschiedsthräne an meiner Brust. Meine Kinder daheim werden mich pflegen, und mir meinen Glauben nicht zur Sünde anrechnen."

„Sie thun uns Unrecht, Vater," versetzte Cölestine. „Sind wir gelassener, so geschieht es nur aus einer richtigern Ansicht von den Verhältnissen, unter die Zeit und Leben uns gestellt haben. Zwar lieben wir die Leidenschaft, aber sie muß keck bleiben und gewaltig, nicht weich werden und in Sentimentalität ausarten. Was Ihnen gefällt an den daheim gebliebenen Geschwistern, ist nur der Schmutz, die Schlacke, deren sie noch nicht ganz in der Umbildung des eigenen Selbst habhaft werden konnten. Ich will wünschen, daß ihnen dies bald gelingt."

„Grausame Tullia, die lachend über den zuckenden Leichnam ihres Vaters wandelt! Du bist die Furie der neuen Civilisation."

„Sagen Sie lieber, die stille Prophetin der Weltliebe," erwiederte Cölestine. „Ich bin nicht grausam, die Consequenz meines Wollens allein läßt Sie mich dafür halten. Dies ist ein neues Gebrechen in unserm Familienleben, daß wir selbst die Wahrheit der Gefühle der sanctionirten Lüge des anempfindelten Herzbrechens aufopfern müssen. Wahrheit nennt man grausam, wenn der, dem man sie zuruft, noch nicht schuldlos

genug ist, eine nackte Freiheit des Gedankens ohne prüde Schamröthe zu betrachten."

„Unnatürliche Tochter," zürnte Anastasius, „ich fluche Dir und Deiner Religion! Nimm den Abscheu eines Vaters dahin, der sein heiligstes Blut verwandelt sieht in einen schäumenden Pfuhl von Pestgeschwüren!"

„Ich bedaure Sie, Vater, aber ich bleibe bei meiner Meinung."

„Du bist hart, wie Marmor, Dein Herz ist versteinert, weil kein Kindesmund an Deinem Busen gelegen!"

„Das machen Sie mit dem Schöpfer aus, vielleicht aber fühle ich nur um so wärmer für die Wünsche der Zeit. Ich scheine hart, weil ich fest bin. Lernen Sie sehen, unglücklicher Vater!"

„Ich will Euch sagen, Kinder," sprach Fellner dazwischen, das ist ein Auftritt, wie ich sie nicht liebe in meinem Hause. Seid Ihr noch nicht fertig, so wär' mir's ganz angenehm, Ihr machtet die Geschichte ab auf einem Spaziergange. Ohnedies ist's bald Zeit für mich, auf die Burg zu gehen. Also bedenkt's Euch, Kinder, denn ich hab's satt ganz und gar."

Der kaiserliche Rath verließ mit diesen Worten das Zimmer. Anastasius stürzte Cölestine zu Füßen. „Tochter,“ rief er, „Tochter, Blut von meinem Blut, willst Du das weite, leere Nichts, das man Zeit nennt, lieber haben, als deinen am Rande des Grabes hinschwankenden alten Vater?“

„Ich liebe Sie, Vater, wie mich selbst, aber ich kann meine Hoffnungen, mein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft nicht begraben in der Bitte, die mit Jammern und Fluchen ein altersschwacher Vater über mich stürzt.“

„Gut!“ sagte Anastasius und stand auf. „Gut! Wohlgesprochen. Wo ist eine Scheere? — Hier.“— Mit raschem Schnitt trennte der Greis eine seiner weißen Locken von dem zitternden Haupte. „Hier,“ sagte er zu Cölestine gewandt, „hier hast Du mein Vermächtniß an Dein unerbittliches Herz. Trage dies Haar auf deinem Busen, an dem die Welt kokettirt, aber kein Kind geruht hat. Vielleicht drückt die Last der fünfundsiebenzig Lebensjahre, die diese Locke gebleicht haben, Dein Felsenherz wieder weich und gibt ihm Mitgefühl. Ich will reisen, ich will

heimkehren. Laß mein Gepäck ordnen. — Ach wie arm bin ich, daß ich nicht einmal einen Fächer habe, mir die heranschwirrenden Grillen zu vertreiben! — Daß ich ein Narr wäre! — Cölestine, trage die Locke auf deinem Herzen. Es ist der letzte Kuß deines Vaters.“ —

11.

Gegen Ende des Sommers rasteten in einer ärmlichen Gebirgsschenke an der böhmisch-schlesischen Grenze mehrere Reisende. Dichte Nebel hingen von den Gebirgskuppen in die engen, wilden Thäler herein, der Regen schlug prasselnd an die Fenster, die Wege waren von den angeschwollenen Bergwässern zerrissen und gefahrvoll geworden.

So unterhaltend auch ein kurzer Aufenthalt an Orten ist, die selten mit der größeren Welt in Berührung kommen, so überfällt doch dem, an ein freieres Umgangsleben Gewöhnten sehr bald eine tödtende Langeweile, wenn er gezwungen ist, mehrere Tage an solchen abgelegenen Einsiedeleien

zu verweilen. Die Bewohner rauher Gebirgszüge sind entweder wild und schroff, wie die Natur, oder harmlos=offen, aber ohne die geringste Bildung. Oft vereinigt sich wol auch beides. Nur von dem eigentlichen Leben haben sie keinen Begriff. Ihr enges Haus, aus Schindeln und rohen Balken kunstlos gezimmert, ist ihre Welt, in der sie vom ersten bis zum letzten Tage verweilen, wenn nicht unabweisbare Geschäfte sie wenige Stunden weit etwa in den nächsten Flecken führen. Abwechselung in diese harmlose Eintönigkeit bringen nur die geringe Anzahl Reisender, die von Zeit zu Zeit durch Sinn für Natur verlockt, eine wundersame Mähr von der Außenwelt und ihren Ereignissen erzählen.

Ein paar Tage waren bereits vergangen und noch immer warteten mehrere Reisende vergeblich auf günstige Witterung. Man ward verstimmt und langweilte sich gegenseitig durch Schweigen. Die ehrlichen Hausbewohner hatten sich erschöpft im Erzählen von Sagen, an denen man im Gebirge mit starrer Rechtgläubigkeit festhält, und Stoff zu neuer Unterhaltung wollte sich nicht finden. Da brachte die Ankunft zwei frischer

Reisender wieder einiges Leben unter die verdrieß-lich Harrenden. Es war ein junger Mann mit einer fein gekleideten Dame, die jedoch so dicht verschleiert ging, daß die Neugierigen sich umsonst bemühten, einen Schimmer von den Umrissen ihres Gesichtes zu erhaschen. Beide Ankömm-linge zeigten große Eile und noch mehr Befan-genheit. Sie verlangten ein Zimmer für sich allein und waren sehr misvergnügt, als sie aus Mangel an jeder Bequemlichkeit für Reisende unter den übrigen Gästen sich aufhalten mußten.

Nach den Umrissen des Körpers, welche die Kleidung der Dame durchschimmern ließen, mußte sie von ausgezeichneter Schönheit sein. Dunkle, dichte Locken ruhten glänzend auf einem schön ge-bogenen, blendend weißen Nacken, ein feines Ohr schimmerte unter der Gaze hervor, das Gesicht aber ließ kaum die Form durch die doppelten Hüllen errathen, womit die Dame es sorgfältig zu verbergen bemüht war. Ihr Begleiter that anscheinend gleichgiltige Fragen an die Wirths-leute, erkundigte sich nach den umliegenden Ort-schaften, nannte einzelne mit Namen und fragte zuletzt nach dem Pfarrer in S*. Mit beschei-

dener Dienstfertigkeit gab der Wirth die verlangte Auskunft und schien damit die mismuthigen Fremden befriedigt zu haben.

Ein Mann mit greisen Haaren, der bisher, abgeschieden von allen Andern, ganz einsam in einer Ecke des Zimmers gesessen und theilnahmlos in das Vorüberstürzen der Nebelwolken gesehen hatte, merkte auf, als der Fremde den Namen des Pfarrers in S* nannte. Er maß mit forschendem Auge den feinen Mann, an dessen Seite geschmiegt mit anmuthvoller Hingebung die schöne Frauengestalt ruhte. Müde des langen Schweigens und hoffend, irgend eine Bekanntschaft anknüpfen zu können, näherte er sich dem Paare, das von der übrigen Gesellschaft bereits mit Hohes und Geheimnißvolles ahnenden Blicken betrachtet wurde.

„Bitte um Entschuldigung, wenn ich störe,“ redete der alte Mann, dessen Züge ein offenes Buch, mit gramvollen Lettern beschrieben, darboten. „Ist Ihnen der Pfarrer in S* bekannt?“

„Den Namen nach, mein Herr,“ versetzte der Fremde, „und er hat meine ganze Achtung,

weil ich ihn überall in der großen Welt als einen freisinnigen Mann habe preisen hören."

„In der großen Welt!" wiederholte für sich der Greis und schüttelte ungläubig den Kopf. „Sie mögen sich wol irren, mein Herr," fuhr er zu dem Fremden gewandt fort, „der Pfarrer in S* ist meines Wissens mit der großen Welt nie in Berührung gekommen."

„Doch, verehrter Herr, man kennt ihn sehr wol in den höhern und fein gebildeten Zirkeln der Hauptstadt dieser Provinz."

Der Greis, der kein Anderer war, als der geheime Rath Anastasius, seufzte und bemühte sich durch ein abermaliges Kopfschütteln seinen Unglauben zu bestätigen. Der Fremde führte die schöne, weiße Hand der Dame, die in der seinigen ruhte, mit einem Blick an die Lippen, der deutlich genug errathen ließ, daß ein junges Ehepaar die Flitterwochen ihres Glückes auf Reisen verlebte.

„Haben Sie denn etwas dagegen," versetzte der Fremde auf die Bemerkung des Greises, „wenn man den Pfarrer in S* als einen Mann von Weltsitte und hellem Verstande kennt?

Bildung, sollte ich meinen, schände heut zu Tage nicht, und Freisinnigkeit sei auch für einen Geistlichen das höchste Lob, das ihm die gerechte, unparteiische Welt ertheilen könnte."

„Sie mögen Recht haben," sagte Anastasius, „und ich bin selbst überzeugt, daß der Pfarrer in S* all das Lob verdient, das Sie ihm so freigebig ertheilen, nur kann ich nicht glauben, daß er, der nie in Berührung kam mit den höhern Ständen, sondern sich vielmehr geflissentlich davon entfernt hielt, und aus Neigung und Ueberzeugung als ein ächter Mann und Lehrer des Volkes sich zu den niedrig Geborenen begab, so schnell bei denen in Gunst und Ansehen gekommen sein sollte, die er doch aus Grundsatz mied. Deshalb, mein Herr, halte ich Ihre Meinung für einen sehr leicht möglichen Irrthum."

„Das wär' entsetzlich!" flüsterte mit sanftem Liebeslaut die verschleierte Dame und schmiegte sich noch inniger und hingebender an ihren Beschützer.

„Sei ohne Sorge," beruhigte sie ihr Begleiter, „denn es kann ja nicht sein. Ich kenne die Verhältnisse zu genau." Die Dame erleich-

terte sich durch einen Seufzer und suchte ihr Gesicht noch mehr durch Schieben und Ziehen des Schleiers zu verhüllen.

Obwol Anastasius das Bedürfniß in sich fühlte, tiefer einzugehen auf die Gründe, womit wol der Fremde das Anschließen des Pfarrers in G* an die Gebildeteren vertheidigen möchte, so hielt ihn doch die Furcht, Dinge zu erfahren, die seine Lebensunruhe noch höher steigern könnten, davon zurück. Er überließ daher das fremde Paar seinen schweigenden Genüssen und begnügte sich mit einem unbemerkten Beobachten desselben. Darüber kam der Abend heran, die Bildung der Wolken, ihr Zug und schnelleres Zerflattern, so wie das spärliche Durchschimmern einiger Gebirgshöhen ließen eine nahe Wetterveränderung erwarten, die kaum bemerkt wurde, als auch die beiden räthselhaften Fremden mit größter Eile auf das Weiterreisen bedacht waren. Wegen Unbekanntschaft ihres Fuhrmannes mit der Gegend nahmen sie einen erprobten Führer mit und verließen eben so mürrisch, wie sie gekommen, die Gebirgsschenke. Einige Stunden später gedachte auch Anastasius aufzubrechen, ward aber durch

ein Ereigniß zurückgehalten, das noch vor dem Einbruch der Nacht die sämmtlichen Bewohner des einsamen Hauses in Unruhe versetzte. —

Der geheime Rath war eben im Begriff, die einsame Waldschenke zu verlassen, als drei Reiter, die in großer Eile aus dem Dickigt brachen und gerade auf die Schenke hervorsprengten, seine Aufmerksamkeit fesselten. Ihre Kleidung bezeichnete zwei derselben als Diener irgend einer vermögenden Herrschaft, der dritte war ein Polizeiofficiant. Vor der Schenke hielten alle drei und setzten durch einige hastig an den Wirth gerichtete Fragen den einfachen Mann in nicht geringe Verlegenheit. Der Polizeisoldat drohte, die Diener schimpften, schlugen an die Thüren und waren willens, jeden Verschlag mit Gewalt zu öffnen. Anastasius hielt es für seine Pflicht, den erschrockenen Menschen beizuspringen und die Aufgeregten möglichst zu beruhigen. Nach einigem Hin- und Herreden ergab es sich denn, daß man einem Manne nachsetze, der die Tochter eines reichen Edelmannes entführt hatte. Die Beschreibung der beiden Flüchtlinge ließ es bald außer allem Zweifel, daß die Verfolgten jene beiden Fremden

waren, die erst vor wenig Stunden das Haus verlassen hatten. — Anastasius, gefesselt durch den feinen Ton, womit der junge Entführer sich benommen hatte, noch mehr aber durch Mitleid zu dem Geschöpf hingezogen, dessen Schönheit sich nur errathen ließ, drängte die verfolgenden Diener mit Fragen und entriß ihnen mit einiger Mühe die kurze Geschichte dieses Familienunglückes.

Ein wohl unterrichteter Mann bürgerlichen Standes hatte die Tochter eines böhmischen Edelmannes kennen gelernt. Durch seine ausgezeichnete Gestalt eben sowol, als durch die Vorzüge seines Geistes, feinen Lebenstact und edle Sitte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und sich dadurch für befugt gehalten, um sie zu werben. Alter Adelsstolz aber hatten den Vater die Werbung mit einiger Verachtung zurückweisen lassen und dadurch die vor einigen Tagen erfolgte Entführung veranlaßt. Der Vater sei nun untröstlich, und wende Alles auf, die Flüchtigen einzuholen, ehe irgend ein gewinnsüchtiger Geistlicher dem Bunde der Herzen die kirchliche Weihe ertheile und dadurch das Band unauflöslich zwischen den

Liebenden befestige, die beide dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehörten.

Die drei Verfolger suchten den Wirth durch Geldanerbietungen zu bestimmen, den Weg zu verrathen, den die Entflohenen eingeschlagen, allein dieser Mann der Natur war viel zu ehrlich und unverdorben, um sich durch schnödes Gold bestechen zu lassen.

„Ich sage nichts," versetzte er auf diese unbillige Zumuthung. „Wäre das Fräulein ohne ihr Wissen und Willen von dem Liebsten mit fortgeschleppt worden, so wollt' ich's Maul brauchen, um 'n Unglück zu verhüten, ich müßte aber 'n Sünder sein, größer als der schlimmste Galgenstrick, wollt' ich zwei Menschen unglücklich machen, die sich von Herzen gut sind und gewiß nicht ohne einander leben können. Ob die Beiden einander lieb hatten oder nicht, konnt' 'n Blinder wegkriegen. Also bleibt mir vom Leibe mit Geld und guten Worten. Ich bin still. Sucht die ausgeflogenen Tauben, wo ihr denkt, daß sie stecken. Wenn Ihr zu spät kommt, soll's 'ne alte ehrliche Haut von 'nen Gebirgswirth von Herzen freuen, und ginge auch drüber Adel und Wappen zu Grunde.

'Ne ganze Liebschaft ist mehr werth, als 'n altes Rittergut! Ich bin still."

Konnte auch Anastasius einen Verstoß gegen alt hergebrachte Sitten nie gut heißen, so mußte er bei der Rechtlichkeit seiner Gesinnung die Ansicht des rechtschaffenen Schenkwirthes doch achten. Er selbst war zwar der Meinung, daß eine Liebe ohne Sanction der älterlichen Einwilligung ein Verbrechen sei, und auf einer so gewaltsam geschlossenen Ehe nimmer der Segen des Himmels ruhen könne. Darum wünschte er von Herzen, die Verfolger möchten das entflohene Paar habhaft werden, ehe die Kirche ihre Vereinigung auch bürgerlich legal vollzogen habe, und trieb aus diesem Grunde, die drei Schergen besorgter oder zürnender Aelternliebe zu möglichster Eile an, die in sofern freilich am unrechten Orte angebracht war, als Niemand mit Bestimmtheit angeben konnte, wohin sich die Liebenden gewandt hatten. Hier schienen indeß die Verfolger von einem richtigen Instinct geleitet zu werden. Sie hielten einen kurzen Rath nahmen einen Führer und eilten dann auf demselben Wege weiter, den die Verfolgten eingeschlagen hatten. Da hierüber die Nacht hereingebrochen

war, so entschloß sich Anastasius, bis zum nächsten Morgen seine Weiterreise noch zu verschieben.

Aufgeregt durch diese Entführungsgeschichte, die der ruhelos umher irrende Greis abermals als einen Auswuchs der neuern Zeitbestrebungen betrachtete und für das unselige Resultat versuchter Ideenverwirrungen hielt, brachte er die Nacht in dem engen Raum, den man ihm eingeräumt hatte, fast schlaflos zu. Um Mitternacht zerrissen die Nebel, der Vollmond umhüllte mit zitterndem Zauberschein Berg und Thal in täuschende Dämmerungshelle und erweckte tausend Erinnerungen in der Seele des Greises, die unter den Kummertagen der letzten Jahre in tiefe Nacht versunken waren.

Nach dem für den unglücklichen Mann so vernichtendem Auftritte in Wien hatte er möglichst schnell die schöne Kaiserstadt verlassen. Unruhe und das Bedürfniß, sich mit seinem Schmerz doch an Etwas anzuklammern, trieben ihn der Natur entgegen. Er bereiste Tyrol bis an das Gitterthor der hesperidischen Gärten. Die gesegneten, sonnendurchdufteten Fluren des glücklichen Italien zu betreten, hielt ihn die Scheu vor einem Leben

zurück, das er im Widerspruch mit germanischer Sitte und Moralität stehend von Jedermann hatte schildern hören. Ihn zog es heimwärts in die Nebel des Nordens, wo die Atmosphäre den Leidenschaften bleierne Zügel anhängt und den Aetherduft des freien schönen Lebens mit Miasmen versetzt, die einen zu hohen Flug meistentheils untersagen und alle Extravaganzen im Keime schon ersticken. —

Mit Sorgfalt vermied er, auf dem Rückwege in die Nähe Wiens zu kommen und schlug deshalb einen Seitenweg nach Ungarn ein. Er besuchte Ofen, Pesth, bereiste einen Theil des Theißgebietes, brach über die Karpathen nach Mähren ein und ging durch die Gebirgspässe, aus denen die Oder ihren Lauf nach Schlesien nimmt, in die Glatzer Grafschaft. Hier übereilte ihn der Herbst mit seinen Nebeln und Regengüssen und hielt ihn einige Tage in der erwähnten Gebirgsschenke auf an weiterem Vordringen.

Auf allen diesen Streifereien hatte er nicht unterlassen, die Gesinnung derer zu erforschen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte.

Um nicht Anstoß zu geben, vermied er mit Umsicht seine eigene Meinung über Vergehendes und Werdendes auszusprechen. Er stellte sich auf den Standpunct, den die Klugheit dem Alter zu behaupten eigentlich immer anweisen sollte, nämlich den des Beobachtens, Theilnehmens, aber nicht des Handelns und mürrischen Eingreifens. Anastasius ward weise aus Egoismus, ohne doch zuzugeben, daß diese Art, sich der strebenden Welt gegenüber in Ansehen zu erhalten, weise genannt werden könne.

Es konnte dem an sich einsichtsvollen Manne nicht lange verborgen bleiben, daß die für gebildet anerkannte Welt mit all seinen individuellen Ansichten und Ueberzeugungen im entschiedensten Widerspruche stehe, und ganz das Nämliche verfechte, was seine eigenen Kinder, bald minder hart, bald aber auch noch strenger verfochten hatten. Ueberall fand er die Urkunde seines eigenen geistigen Todes besiegelt; er mußte sich selbst als verstorben betrachten, oder im Sprunge zur Meinung der Jugend übertreten. Denn die Wenigen, bei denen er eine der seinen gleichkommende Ausicht zu entdecken glaubte, waren entweder lebensmüde, wie

er, zerfallen mit sich und den Göttern der Zeit, oder es gebrach ihnen an Urtheilskraft und sie gaben ihm Recht, weil er ihnen überlegen war an geistiger Capacität.

Mit immer größerer Hast durcheilte er die Ebenen Ungarns, in der Hoffnung, vielleicht da, wo die Cultur mit der glänzenden Intelligenz ihrer gesteigerten Geistigkeit noch nicht so mächtig um sich gegriffen habe, irgend einen Halt für die Zukunft des Alters zu entdecken. Allein, hatte früher die Bildung seinen stillen Gott beleidigt mit der Skeptik ihres offenen Verstandes, so trat hier die Barbarei der Uncultur Alles ohne Unterschied mit Füßen und achtete nicht einmal die Natur in ihrer keuschen Heiligkeit. Was er in Ungarn gebildet fand, trug die Maske aller übrigen europäischen Gesittung, die nie ganz frei ist von dem Schmutz einer geistigen Ehrlosigkeit, unter der die Tyrannei der Höflichkeit die kokett geschmückte Sclavengeißel verbirgt. Alles Andere, außer dieser hohen Hofbildung, lag außer dem Bereiche des gesitteten Verkehrs. Es war kräftig, aber roh bis zum Abscheu. Die Cultur hatte noch nicht einmal den Boden umgerissen, um die Saat der

Civilisation in den offenen Schooß der vernachlässigten Mutter auszustreuen. —

Alles dies konnte nicht zur Erheiterung des unglücklichen Greises beitragen. Nur der eine Wunsch, heim zu kommen vor seinem Tode, den er nahe fühlte und herbeiwünschte, hielt die Lebenskräfte in dem erschütterten Körper frisch und stark. Dennoch konnte er sich einer letzten Hoffnung, die ihm zwar stundenlang auch den Zweifel an allem Bestehenden entriß, nicht ganz entschlagen, und die väterliche Anhänglichkeit des Herzens an seinen Kindern spottete mit reichen Trostgründen alle Einwürfe hinweg, die ihm die heitere Lebendigkeit des productiven Tages in reicher Fülle entgegen warf. Einer seiner Söhne war Prediger in den schlesischen Hochgebirgen und von Jugend auf ein entschiedener Gegner von allen Neuerungen gewesen, die mit dem Aufschwunge der industriellen Civilisationsmittel dem Leben von selbst erwachsen müssen. In der Doctrin der Rechtgläubigkeit aufgewachsen, hatte der scrupulöse Geist von Kaspar Anastasius hinlängliche Nahrung gehabt, um mit dem concentrirten Gift des alten Kirchenthums dem durchsäuernden Hohne der Neuzeit das Gleichgewicht zu halten.

Kaspar war frühzeitig in's Amt gekommen und zwar im Gebirge, wo das Volk fester an dem alt Ueberlieferten hängt, als in der Ebene, die den Einflüssen nivellirender Civilisationsversuche stets offener steht und sogar freiwillig entgegenkommt. Bald nach seinem Eintritt in eine amtliche Wirksamkeit entspann sich der Unionsstreit, aus dem mannigfaches Unheil in den entlegenen Gemeinden erwuchs. Die Hartnäckigkeit, womit ältere Geistliche diese von Staats wegen befohlene Neuerung zurückwiesen, als eine dem Geist der Kirche widerstrebende, und die Bereitwilligkeit, mit der auch in den größeren Städten hochgestellte Männer ein solches Festhalten an dem Alten zu billigen schienen, erschwerte immer mehr das Einführen der Union. Es entstanden heftige Spaltungen, die nicht selten Anlaß gaben zu traurigen Excessen. Die Gemeinden feierten die Mysterien des Christenthums in der Stille, weil sie anders eine Entweihung derselben befürchteten; die Geistlichen hielten sich wol gar fern vom Altar oder sahen sich genöthigt, in einer Person Beichtiger und Beichtender zu sein und sich selbst an Christi Statt zu absolviren. —

Kaspar Anastasius stellte sich während dieser religiösen Aufregung auf die Seite derer, welche die beabsichtigte Union verwarfen, hielt streng an der lutherischen Liturgie fest und wieß jeden Eingriff des Staates in Sachen der Kirche zurück, in sofern er an den Grundsäulen des Wesens dieser Kirche selbst rüttele. Der geheime Rath war über diese Standhaftigkeit seines Sohnes erfreut, ermahnte ihn jedoch, als umsichtiger Staatsmann zur Mäßigung oder — zu Indifferentismus.

Später, als die Unzufriedenen theils durch friedliche Beilegung, theils durch gewaltsame Masregeln wenigstens oberflächlich beruhigt wurden, verlor der geheime Rath die Wirksamkeit des fernen Sohnes aus dem Gesicht über den Fragen, die von Seiten der Industrie und des literarischen Treibens auf ihn einstürmten. Es vergingen Jahre, in denen er kaum ein Lebenszeichen von dem Sohne erhielt; seine Kinder in der Nähe wandten sich den nach seiner Meinung verkehrten Ideen der Weltbewegung zu und beteten die Sittenlosigkeit als den Erlöser der neuen Epoche an. In der Angst seines Herzens vertrieb diese Umkehr

jeder alten Sitte den Beunruhigten von Haus und Hof in die Welt. Er sah sich auch hier getäuscht, von den Flügeln der Bewegung in allen ihren Richtungen und unter hundert Gestaltungen umbraust, und suchte irrend nur die Stelle, wo man doch noch ein Grab für seinen müden Leib ihm aufbewahrt haben würde.

Da rief die Nähe des schlesischen Hochgebirges und die Erinnerung an seinen so festgläubigen Sohn Kaspar in G.* die Lust in ihm auf, diesen so lange Jahre nicht mehr Gesehenen zu besuchen. — Nicht mit Unrecht glaubte er bei ihm am ehesten Auf- und Theilnahme zu finden, da er wohl wußte, daß die Geistlichkeit der Revolution niemals das Wort reden wird. Eine stille Freudigkeit kam über sein zerrissenes Gemüth, er suchte die Tagereisen durch Ausdauer zu verkürzen, um dem Sohne recht bald in die Arme zu sinken, und eine Ahnung überschlich ihn, als solle er hier endlich die ersehnte Ruhe, das dem Vaterherzen treu gebliebene Kindesherz voll und heiß sich entgegenschlagen finden. Die stürmische Herbstwitterung in den Gebirgen hielt ihn auf und schwächte Hoffnung und Muth des vielfach Getäuschten. —

Das kurze Gespräch mit dem Fremden, der sich so geflissentlich nach dem Pfarrer in G.* erkundigt hatte, ließ zahllose Zweifel gegen das Festhalten Kaspars an dem einmal für wahr Erkannten aufsteigen und trübte um Vieles die Aussichten, an denen er in den letzten Wochen sich erfreut hatte. Der Fremde, Entführer eines schönen Mädchens aus einer hohen Familie, mußte seinen Sohn entweder persönlich kennen, oder mit Menschen in Berührung gekommen sein, die mit Kaspar genau vertraut waren. Und bestätigte sich als wahr, was der Fremde von Kaspars Freisinnigkeit aussagte; so blieb für das gebrochene Vaterherz wenig zu hoffen übrig.

Diese Betrachtungen verscheuchten den Schlaf von den lebensmatten Augen des Greises, und mit schwerem Herzen trat Anastasius den Weg nach G.* an beim Aufblitzen der Morgenröthe. Die Wetter hatten sich verzogen, Wald und Thal rauchten, ein heller, duftiger Herbsthimmel wölbte sich über die Gebirge, die wie blaue Riesensäulen in die unermeßliche Kuppel hinaufreichten. —

12.

Aus der kleinen Kirche schallte Gesang und Orgelton in die nahe Waldung, durch welche der Weg über das Gebirge herabführte. Ein Wagen, wie sie im Gebirge gebräuchlich sind, näherte sich dem unbedeutenden, aber höchst romantisch gelegenen Orte, und hielt an der Kirchhofmauer. Kinder und Frauen gingen schnell an dem ankommenden Fremden vorüber, so selten auch eine solche Erscheinung für sie war. Jedermann suchte möglichst bald die kleine Kirche zu erreichen, die offenbar irgend etwas darbot, was die Neugierde der abgeschlossenen Bergbewohner besonders in Anspruch nehmen mußte. Der Fremde erkundigte sich, was es gebe und erfuhr, daß eine Trauung gehalten werde. — „Ist es erlaubt, der Handlung beizuwohnen?" fragte er einen ältlichen Mann, dessen Spaten und andere Werkzeuge ihn als den Todtengräber des Ortes bezeichneten. — „Viel Ehre für uns, gnädiger Herr," versetzte der Angeredete. „Immer gehn Sie hinein in das Kirchel, es wird Sie nicht gereuen. Denn unser Pastor weiß jedem Brautpaar ein Stückchen zu

machen, das ihnen an's Herz greift. Und heut wird's vollend ganz apart werden, da 's eine fremde vornehme Herrschaft ist."

„Hier aus der Umgegend?" fragte der Reisende.

„Ja wer mag das wissen," erwiederte der Todtengräber. „Unser Herr Pastor hat immer vollauf zu thun mit Trauungen, und oft kommen die Brautleute weit her. Unser einer erfährt's nicht immer genau, und fragen schickt sich nicht, weil's der Herr Pastor nicht haben will. Die jetzt vortreten sollen, sind wol schwerlich aus einem gemeinen Hause! — 's wird klingen," setzte er hinzu und machte dabei eine Handbewegung, die sich nicht misverstehen ließ, dem Fremden aber einen tiefen Seufzer entlockte.

Die Kirche war von einer Menge herbeigelaufener Weiber und Kinder beinahe angefüllt. Als der Reisende eintrat, hatte sich das Brautpaar eben dem Altar genaht, wenige Augenblicke darauf begann der Prediger die Trauungsrede. Gespannt horchte der Fremde den Worten, die Anfangs sein Herz einer schweren Last zu entheben schienen; je mehr aber der Redner auf den

speciellen Fall einging, der ihm Veranlassung gab zur Vollziehung der gegenwärtigen Traushandlung, desto unruhiger ward der Reisende, desto öfterer wechselte er die Farbe. Was er hören mußte, war ihm so völlig fremd, neu und unbegreiflich, daß ihm die Sinne schwinden wollten und er nur mit größter Anstrengung eine Fassung gewinnen konnte, die ihm bei den Worten des Predigers beinahe sündhaft erschien. Denn dieser von der Welt und ihren Verlockungen so abgeschlossen lebende Mann erlaubte sich Aeußerungen, die in volkreichen Städten, wo das Sittenverderbniß eine freiere Handhabung des Wortes oft gebietet, sogar anstößig gefunden werden konnten. Der trauende Pastor predigte eine Religion der Liebe, die nicht wurzelte in der sanften Strenge des Evangeliums, sondern ein Erzeugniß war aus der Ideenverwirrung der neuesten Zeit. Die Liebe ward von ihm hingestellt als der rettende Weltheiland, ihr Genuß gepriesen als eine ewige Fortzeugung des einmal geborenen Erlösers im Fortgange der Weltgeschichte. An sie ward dahingegeben die Fortbildung des Christenthums zur Religion aller Welt.

Liebe nannte er das höchste Gesetz, das Palladium der sittlichen und politischen Freiheit, den Anker des emancipirten Gesellschaftslebens. Die Liebe sollte jede andere Pflicht vernichten, kein Gesetz als bindend anerkennen, keinen Gott über sich wissen!

Noch wußte der Reisende sich kaum zu orientiren, als die Einsegnung vollzogen war und das Brautpaar den Altar verließ. Ein Blick auf die Verbundenen goß einen vernichtenden Lavastrom über das Herz des Fremden. Es waren die Reisenden aus der Waldschenke, der Frevler, welcher gegen den Willen der Aeltern die Tochter entführt hatte. Anastasius schwankte, wie ein vom Winde hin und her bewegtes Rohr, aus der Kirche und erreichte, ermattet an Geist und Körper, die unscheinbare Predigerwohnung.

Freundlich begrüßte den lange Jahre nicht mehr gesehenen Vater die Frau des Pastors. Mit lautem Jubel hüpfte die kleine Elise, ihre Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, herbei und bedeckte die zitternden Hände des Großvaters mit ehrfurchtsvollen Küssen. Da löste sich allgemach die Eisrinde wieder, die sich um die Brust

des Greises wie ein Panzer gelegt hatte, und froh in der Ahnung eines stillen Glückes rief er aus: „Gottlob, Ihr seid noch ehrlich! Euch hat die Zeit noch nicht angesteckt mit ihren giftigen Dünsten. Ihr ehrt noch das Alter, Ihr achtet die Jahre, Ihr habt Scheu vor kummerbleichen Locken!“

Lebhaft drückte Anastasius die Enkelin an seine Brust und erfreute sich des schüchternen Staunens, das über Elise gekommen war bei dem Ausbruch seiner lang zurückgedrängten Empfindungen. Doch schnell ging das Staunen in ein liebliches Lächeln über, sie schüttelte ihren blonden Lockenkopf, machte sich los aus den Armen des Großvaters und trat zur Mutter zurück, indem sie sprach: „Großvater, Du bist ganz wunderlich. Ich kann mich nicht in Dich finden.“

„Und weshalb denn, Du liebes, frommes Kind?“ erwiederte Anastasius, eine Freudenthräne von seinen grauen Wimpern streifend.

„Da Du doch ein Mann sein mußt,“ sagte Elise, „so solltest Du nicht weinen. Der Vater hat mir immer gelehrt, daß es jetzt gar nicht mehr Sitte sei für Männer, über irgend etwas Thränen zu vergießen. Das mögen wol die Weiber

thun, aber auch nur wenn's ganz an's Herzbrechen geht. Nicht wahr, Mutter?"

„Hat wirklich Dein Vater Dir solche Lehren gegeben?" fragte der Greis und strich sich die Locken von der hohen Stirn, während seine tiefliegenden Augen sich wie im Zorn und Erstaunen erweiterten und mit strafender Gluth auf die Enkelin blickten. „Hat Dir Dein Vater dies gepredigt in den Religionsstunden?"

„Mutter," sagte Elise und suchte sich hinter sie zu verbergen, „was soll ich denn antworten? der Großvater sieht recht zornig aus." Elisens Mutter jedoch war bereits im Begriff, ihre Tochter aus der Verlegenheit zu reißen. Sie legte ihre Hand auf die Schulter des Greises und erwiederte: „das Alter trägt sich immer mit andern Ansichten, lieber Vater, als die Jugend und strebende Männerkraft, und wenn mein Gatte seiner Tochter lehrt, daß Thränen im Auge eines Mannes der jetzigen Zeit ihm weniger zur Ehre gereichen als der entschlossene Blick, das Aufleuchten und Augenblinzeln einer eben zur Welt geborenen That, so wird mit einer solchen Lehre das Alter weder beeinträchtigt noch der Friede seines Den-

kens und Glaubens gestört. Es muß jeder thun in seinen Kreisen, wozu der Gott der Zeit ihn aufruft mit lauter Stimme. Dem Alter sieht man nach, was ändern zu wollen hart, zu billigen oder gar zu empfehlen aber eine Sünde gegen den Geist der Zeit und sein Schaffen wäre. Nur so, lieber Vater, sind die Worte zu verstehen, die unbedachtsam Elise geäußert hat."

Die Zurückkunft des Pastors aus der Kirche verhinderte eine Erwiederung des Greises. Kaspar umarmte seinen Vater, wie es schien mit aufrichtiger Freude, und wußte ihn durch Fragen und Erzählen so zu beschäftigen, daß ein Berühren mislicher Puncte vor der Hand unmöglich blieb. Das eingesegnete Brautpaar hatte sich sogleich wieder entfernt, Kaspar gedachte der Handlung nicht mehr und erst Abends, als die verfolgenden Diener die richtige Spur der Entflohenen aufgefunden hatten und den Pastor zur Rechenschaft forderten, ward das Gespräch unabwendbar auf das Ereigniß hingeleitet, so entschlossen und bestimmt auch Kaspar die unhöfliche Forderung zurückzuweisen und die Diener selbst zu entfernen wußte.

„Die Anmaßung eines solchen böhmischen Edelmannes geht weit," sagte Kaspar zu seinem Vater, „diese Menschen glauben noch immer in dem faustrechtlichen Glanze des Mittelalters zu leben und mit Gewalt gegen eine Macht ankämpfen zu können, die doch unbesiegbar bleibt, weil sie allein ein freies Product der Natur ist. Als ob ein Vater, dem es nicht behagt, daß sein Kind anders denkt und fühlt als er, das Recht hätte, dieses Denken und Fühlen bei Wasser und Brod einzusperren! Am ehesten glauben solche mittelalterlich Gesinnte bei uns Geistlichen Anklang zu finden, und schreien Zwang und Mord, wenn sie zufällig bemerken, daß auch unser Stand der allgemeinen Bewegung folgt und nicht blos Satzungen zur Norm seines Handelns macht. Es ist arg genug und im Ganzen ein sehr entehrendes Zeugniß für uns, daß die Welt in Sachen einer privilegirten Gerechtigkeitspflege bei uns den sichersten Schutz zu finden meint."

„Diese Worte erfreuen mich nicht, lieber Sohn," erwiederte Anastasius, und fast muß ich mich der Ueberzeugung hingeben, daß auch Du dem alten Glauben entsagt und meineidig geworden bist vor dem Gott Deines eigenen Geistes."

Kaspar mußte lächeln. „Nicht doch Vater,“ versetzte er, „es hat mich nur erreicht, was jedem begegnen muß in unsern Tagen, der ein weites Herz und einen gesunden Verstand hat. Ich will nicht läugnen, daß ich vor zehn und mehr Jahren ein völlig anderes Bekenntniß von Glauben, Leben und Hoffen abgelegt haben würde, als jetzt. Die Schule hatte mich eingeengt in mich selbst durch die Form, die ihr alleiniger Gott war. Wir Alle wurden frühzeitig erzogen zu einem Zerstören des eigentlich rein Menschlichen, namentlich, wenn es sich individuell markirte. Das nannte man den Willen brechen, seine Lüste zähmen, erziehen und lehren. Wir lernten, was wir nicht begriffen, wie ja überhaupt nur das Fremde, der Natur Widerstehende, Friedliche gelernt werden kann. Dadurch tödtete man den freien Schwung des Geistes, das Kind der Kraft, die sich selbst erkannt hat, und nannte uns fertige, charakterfeste Männer, wenn wir eben Alles verloren hatten, was das wahre Heiligthum eines Charakters immerdar sein muß. So war es kein Wunder, wenn wir befangen blieben bei allem Mangel äußerer und innerer Anregung. Geflissentlich ward gemieden,

was den sogenannten Frieden stören konnte, obwöl dieser Friede nur die flache Bequemlichkeit der Ignoranz war. Daß ein solcher Friede in geistigem Tode und völliger Unduldsamkeit enden mußte, daran dachte Niemand, weil der Beschränkte innerhalb seiner Schranken sich immer am glücklichsten fühlt. Das, was wir Geduld, Duldsamkeit und ähnlich nannten, ward nach und nach Tyrannei der Sanftmuth. Die Liebe geißelte, weil sie nicht mehr aus dem Herzen, sondern aus der Dürre der Lehre erwuchs. Unsere Religion ward farblos, denn kein Sonnenstrahl des Geistes fiel lebend und beglückend auf die welken Blätter.

„Lange Zeit,“ lieber Vater, „blieb ich gefangen in den Eisenstäben, die ein geschicktes Dogma mit anscheinender Milde um die Elasticität meines eignen Geistes geflochten hatte. Kaum fühlte ich in Stunden unverdienten Glückes, die ich aber immer für Momente der Versuchung hielt, die süße Qual eines Menschen, dessen productives Selbst noch nicht völlig erlegen ist dem Zuchtmeister einer festgefugten Kastenweisheit. Langsam und nur auf Augenblicke erreichte mich das Glück des Zweifels, der in seinem Schmerz die Geburt

der ewigen Vernunft zeitigt. Ich lehrte und predigte mit blutendem Herzen, ohne rechten Glauben, ohne den Flügelschlag der Weihe zu fühlen, ohne den doch jede Beschäftigung eine Folter bleibt. Erst als der Ruf der Welt aus weiter Ferne dumpf gebrochen in diesen Thälern tausendstimmig verhallte, ward es mir klar, daß es an der Zeit sei, freier zu sprechen, weil ein allgemeiner Drang danach verlange. Das Bedürfniß, mit freien Gliedern umherzugehen, war vorhanden, der Wille stark, die Kraft im Aufwachen begriffen. Es bedurfte nur eines glücklichen Ergreifens der Waffen, um das morsche Gebäude unsinniger Abstractionen, die mehr finsterer Dünkel, als das Licht einer verständigen Anschauung geboren hatte, hier schnell, dort langsam niederzureißen. Ich trat unter diejenigen, denen die festhaltende Mitwelt den Namen der Apostaten, die Gerechtigkeit der Geschichte aber den der Vorkämpfer für die Freiheit des Menschengeschlechts beilegen wird. Und nur in so fern bin ich meineidig geworden, als ich die Treue dem Wahne gebrochen und die Vernunft als den waltenden Gott im Menschen anerkannt habe.

Ich bin ein Priester der freien Weltbewegung, nicht ein gebundener Knecht des Consistoriums. Ich lehre das freie Leben in Wort, That, Zeit und Geist, und fordere nichts von dem Menschen, als daß er thue, wozu ihn ein ungehindertes Walten treibt in der eigenen Brust. Denn da allein wohnt der Gott mit dem Athem des heiligen Geistes, der das Christenthum wiegt, so lange es in seiner Kindheit befangen bleibt.“ —

Eines solchen Bekenntnisses mochte sich Anastasius nicht versehen haben. Aufmerksam und ohne dazwischen zu reden, hatte er den Sohn sprechen lassen, weil er nicht glauben konnte, daß ein völliger Abfall auch dieses Kind ihm entrissen habe. Die Aelternliebe klammert sich, wie ein Schiffbrüchiger fest an jeden kleinsten Halt, von der sie Rettung hofft. Sie gibt das Kind noch nicht auf, wenn auch das Herz verloren ist; sie hofft noch immer Einigung, fallen auch alle Fasern aus einander und schlägt jeder Nerv einen zerreißenden Miston an.

„Du täuschest Dich selbst, Kaspar,“ sagte Anastasius auf diese Rede seines Sohnes. „Glaube mir, Kaspar, Du bist ganz anders, als Du

sprichst. Nur die Lebhaftigkeit hat Dich verführt und Dein gutmüthiges, mitleidvolles Herz. Du sollst mich nicht täuschen über die Vortrefflichkeit Deines Innern. Ein alter Mann, wie ich, kennt die Menschen. Weil es an der Zeit ist, sich etwas zur Freigeisterei hinzuneigen, hast Du Dich auf's Glatteis führen lassen. Aber Du kannst nicht fallen, Kaspar, Du bist zu fest, zu tief gelehrt. Du wirst feststehen im Sturme und Dich nur beugen, wie es die Klugheit befiehlt."

Dem Pastor schmerzte diese Selbsttäuschung des greisen Vaters tief. Die Ehrlichkeit nöthigte ihn, sich bestimmt dagegen zu erklären; er mußte hart sein, weil er die Wahrheit liebte. — Unser Leben in geselliger, wie in sittlicher Hinsicht, ist so übertüncht mit glänzender Niederträchtigkeit, daß die ganze ungeschminkte Wahrheit die Gestalt des Lasters, der Frivolität annimmt. Wer darf jetzt sagen, daß zu großer Gehorsam eine Feigheit ist? Man hält es für einen Aufruf zum Umsturz und sichert den Wahrheitsfreund durch Aufbewahrung in geschlossene Zimmer. Die Wahrheit ist dem verzärtelten Geschlecht das Gift, welches seine Gesundheit untergräbt, oder es gar dem Tode

überliefert. Weil man fürchtet, sich selbst als Geripp zu sehen, ehrt man die Lüge und gibt ihr das Scepter der Regierung in die parfümirten Hände. Es ist schlecht leben, wo die Ehrlichkeit für lächerlich, die Tugend für gemein erklärt wird. Um frei und tugendhaft werden zu können, wird bereits ein Herabsteigen zum Laster gefordert. Seit man die Jesuiten vertrieben, hat der Jesuitismus sich in's Leben geflüchtet, und „der Zweck heiligt die Mittel" ist die Parole geworden, der alle Wahrhaftigen folgen müssen, weil anders kein Entree mehr gestattet wird bei der hohen Verfeinerung der Civilisation.

„Ich möchte Sie nicht gern täuschen," versetzte er auf die zur eigenen Beruhigung gesprochenen Worte des Greises. „Glauben Sie immerhin an den Gott Ihrer Epoche, lieber Vater, nur gestatten Sie uns die Freiheit, unter anderen Formen, der jetzigen Lebensfrist angepaßt, unserm Ziele entgegenstreben zu können. Was Ihnen Gehorsam und strenges Halten an eine gegebene Vorschrift, das ist uns die freie That des eigenen Willens und die Verachtung eines Befehls, der nicht unmittelbar dem Gedanken des Vorwärts entsprungen."

„Nein, Caspar, ich will dies nicht glauben, ich kann nicht, ohne mich selbst zu verlieren! Gott kann nicht so grausam sein, das Haar eines alten Mannes sich aufrichten zu lassen, wie eine Saat von Speeren, vor Zorn, Abscheu, Erbitterung und wahnsinnigen Fieberträumen. Du sollst ein rechtgläubiger Christ sein, weil ich es will. Caspar, gehorche Deinem Vater!“

Der Pastor griff nach der Bibel auf seinem Pulte, schlug sie auf und zeigte mit den Fingern auf die Worte: „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ —

„So ist es,“ sagte Anastasius, „darum gehorche mir, denn ich bin Dir gegenüber Dein Gott.“ —

„Mein Gott, und der Gott aller Welt ist die Idee,“ sagte Caspar. „Dieser gehorche ich, nicht Ihnen, Vater! Ich kann nicht, bei der ewigen Macht dieser Idee, die an die Axe der Zeit gelehnt sie brausend vorwärts bewegt; ich muß Ihnen ungehorsam sein, weil Gott in seinem Boten, der Zeit, es befiehlt. Und wenn sie stürben vor Schreck und Gram, so hätte sie Gott getödtet, nicht der Ungehorsam Ihres Sohnes.

Ich war lange Knecht, jetzt will ich endlich frei sein."

Es war spät geworden, den Greis übermannte die Müdigkeit der Natur und die Anstrengungen der Reise. Kopfschüttelnd und ungläubig lächelnd drückte er dem Sohne die Hand. „Laß es gut sein, Caspar," sprach er, „es ist doch nicht so arg mit Dir, als Du glaubst. Gern wollte ich mit Dir disputiren, aber mein Körper wird schwach, mein Geist ermattet. Bedenke Dir's, Caspar, morgen wollen wir uns schon vereinigen, und es müßte schlimm hergehen, wenn mein lieber, rechtgläubiger Caspar nicht mit seinem alten Vater übereinstimmen sollte. Nein, nein, lieber Sohn, ein Theolog kann so hartnäckig nicht sein, daß er seinen Vater in's Elend stieße. Behüte Gott! Ich freue mich auf Morgen. Schlaf wohl, lieber Sohn, und denke, daß Du ein Bote des Friedens bist." —

Der Morgen kam heran und Anastasius versäumte nicht, möglichst zeitig in dem engen Familienzimmer zu erscheinen. Bei seinem Eintritt fand er nur die Schwiegertochter mit Elise, beide beschäftigt, politische Zeitungen zu lesen und mit

Emsigkeit den Schauplatz der Begebenheiten auf der Landcharte zu verfolgen. Mutter und Tochter waren so vertieft in diese Studien, daß sie den kommenden Großvater nicht bemerkten. Anastasius war erstaunt, in einem abgelegenen Gebirgsthale Frauen zu finden, die Theil nahmen an dem Gange wenig Glück verheißender Weltbegebenheiten. Selbst in größeren Zirkeln war dieser Hang der Frauen ihm stets als eine Abnormität erschienen und er hatte ihn nie gebilligt. Das Weib hielt er geschaffen für die stillen Freuden des Lebens, die keinen Theil haben an Waffengeräusch und diplomatischer Verwirrungskunst. Um so mehr mußte es ihn überraschen, auf dem Lande zu finden, was er in Städten gern vermißte und, traf es sich, mit Geringschätzung und Stillschweigen als nicht vorhanden annahm. Mehr noch als die Erscheinung selbst regte Elisens Lebhaftigkeit seine Aufmerksamkeit an, die unaufhörlich mit Fragen ihre Mutter bestürmte, um sich über Dies und Jenes belehren zu lassen. Die Antworten der Mutter waren klar, bestimmt, umsichtig und zeugten von Kenntniß in politischen Dingen. Dem Greise schwindelte der

Kopf, er trat näher und störte den seltsamen Unterricht.

„Guten Morgen, Großvater,“ rief Elise und küßte dem Greise die Hand. „Gut, daß Du kommst,“ fuhr sie fort, „da kannst Du uns gleich aus der Verlegenheit helfen und entscheiden, ob ich Recht habe, oder die Mutter.“

„Deinen freundlichen Morgengruß, liebes Kind, erwiedere ich,“ versetzte Anastasius, „politische Probleme aber wage ich nicht zu lösen, am wenigsten, um Mädchen und Frauen darüber zu verständigen. Laßt die Politik den Staatsmännern und seid froh, daß Ihr Euch nicht mit Dingen abzugeben braucht, die keine Freuden gewähren. Politisirende Frauen sind unnatürliche Geschöpfe. Ich wundere mich, daß meine Tochter ihr Kind so zeitig unglücklich zu machen bemüht ist.“

Elise ließ bei dieser Antwort des Großvaters Hand los und sah ihn mit kindlicher Unbefangenheit an, ihre Mutter rollte die Landcharte zusammen und schob dem Greise einen Stuhl an den Tisch.

„Warum finden Sie es unbillig, daß Frauen sich zu unterrichten suchen in den Welthändeln,

von deren Schlichtung jetzt doch so viel abhängig gemacht ist? Sollen denn die Frauen allein hinter der allgemeinen Bildung zurückbleiben?"

„Immerhin bildet Euch," erwiederte Anastasius, „nur unterlaßt jede Ueberbildung. Unterrichtet Euch, wie Ihr wollt, nehmt Theil an Wissenschaft und Kunst, aber mischt Euch nicht in die Fragen der Zeit. Es gibt nichts Widerlicheres, als eine Frau, die politische Gespräche führt und mit Männern rechten will über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit von Revolutionen. Das Weib soll sanft bleiben, die Grazie des Hauses, die mit anschmiegender Anmuth die rauhen Seiten des Mannes glättet und ihn zu harmonischer Ausbildung seines kräftigeren Naturells anleitet."

„Da sind wir ja ganz einig," sprach die Predigersfrau, und eben um dies zu vermögen, soll das Weib auch dem männlichen Handeln sich annähern, und die Sorgen für das Wohl des Staates und der Gesellschaft mit ihm theilen. Wir Frauen sind leider zu spät erst auf den Gedanken gekommen, unser inneres Leben dem äußern analog auszubilden. Zu sehr an das Haus und seine stille

Geschäftigkeit gebunden, lag die Welt um uns, wie eine verdüsterte Wüste. Wir hatten keinen Theil an ihrem Glanz, an ihrem Schmerz. Es war uns gleichgiltig, ob sie blutete oder in Freuden jauchzte, nur daheim wollten wir geehrt sein und gepflegt wie verzogene Kinder. Dies war ein Verkennen der Menschlichkeit in unserm Geschlecht und eine Herabwürdigung des Adels unserer eigenen Gesinnung. Denn steht das Weib auch zurück hinter dem Manne an Kraft und Schwung des Körpers und Geistes, an Feinheit und sicherem Wagen kommt es ihm gleich. Darum muß dem Weibe ein eben so großer Kreis zur Bildung ihres Wesens gestattet sein, als dem Manne. Je mehr es sich herauswagt in die Zirkel der schaffenden Lebendigkeit, desto edler wird es dem Manne erscheinen und desto inniger der Bund gegenseitiger Liebe sich knüpfen."

„Liebe Tochter," versetzte Anastasius mit schmerzlichem Lächeln, „das sind Ideen, die auf die traumhaften Hoffnungen unserer unglückseligen Epoche sich stützen. Du bist zwar jetzt noch mild und sanft, weil die Weiblichkeit ihren heiligenden Glanz noch nicht hinweggezogen hat von der un=

weiblich Strebenden, aber fahre nur fort in diesem unberufenen Bilden und Forschen, und an dem Drang der frechen Sitte hängt sich das Kind leichtfertiger Gedankenassociationen. Von der Lust am Frevel bis zum Frevel selbst ist nur ein kleiner Schritt; vom Freiwerdenwollen bis zum Raffinement toll gewordener Freiheit in Saint Simonistischer Carikatur fliegen leicht gewölbte Brücken ungesehen empor."

„Gegen das Freiwerden des Weibes werden Sie doch hoffentlich nicht in die Schranken treten?" erwiederte Elisens Mutter. „Gottlob, daß die Männerwelt der Gegenwart so frei in sich selbst geworden ist, um die Wahrheit des Gedankens zu fassen: das Weib sei nur dynamisch von dem Manne geschieden. Frei allerdings soll das Weib werden und Theil nehmen an Freude und Sorge, an Entwürfen und Thaten des stärkeren Mannes. Denn nur dadurch wird die Sittlichkeit der Geschichte sich zur Moral der Religion erheben, die in der letzten Zeit tief genug gesunken ist."

„Was muß ich hören!" rief Anastasius. „Hat denn alle Welt sich verschworen gegen das Gesetz des Friedens, unter dem allein das

Glück der Schöpfung bestehen und gedeihen kann? Wohin ich komme, schäumt das Gift dieser Bildungs= und Emancipationswuth mir entgegen und überspült mit tödtendem Speichel das brechende Herz des frommen, rechtgläubigen Alters!"

„Da hast Du's, Mutter," fiel Elise ein und warf die Zeitungen unter einander, „wenn die alten Leute die Nachrichten von Krieg, Revolutionen, Eisenbahnen und Dampfböten sehen, werden sie immer ganz böse. Der Großvater macht's grade so, wie letzthin mein alter Pathe, der nun gestorben ist. Lege nur die Zeitungen weg, wenn uns alte Leute besuchen. Die mögen nichts wissen von der Zeit."

„Liebes, kluges Kind!" sprach die Mutter und küßte die Tochter auf die hellen Augen.

„Ja wohl, ein kluges, unglückselig weltkluges Kind!" fiel der Greis ein. „Wie glücklich wäre dies Mädchen, wüßte es nicht, daß Zeit und Zeitungen in der Welt zu finden sind. Euer Unterricht macht die Welt elend, weil durch ihn die Unzufriedenheit geweckt wird im unbefangenen Gemüth der Jugend. Emancipation heißt systematische Elendmachung des Menschengeschlechts!

Die Männer sind es schon längst; nun kommen die Weiber an die Reihe und — gerechter Gott, sei ihnen gnädig! — gar die Kinder, die unmündigen Mädchen! Wundert Ihr Euch noch, woher der Zweifel kommt, die Lust am Grübeln und Verachten, der Tod durch Skepsis, die Frivolität in Blick, Wort und That, die Unsittlichkeit des Gedankens, die Arroganz des Unglaubens und die Verpestung der Gesellschaft? Geht in Schule und Haus, und das ganze Geheimniß ist enthüllt. Seit die Bildung raffinirt universell geworden, hat der menschliche Gedanke im Uebermuth der trunkenen Kraft die Revolution geboren. Revolutionen sind der Rausch der im Schaum der Gottheit sich badenden Menschheit. — Der Herr der Schöpfung ruft wehe über dieses Geschlecht!"—

„Schon wieder im Kampfe?" sprach der eintretende Pastor und suchte mit zuvorkommender Freundlichkeit den Vater zu beruhigen. „Ich glaube gar, Sie ereifern sich über die Studien meiner Frau und deren Bestrebungen, unserer Tochter frühzeitig einen Begriff von dem Wollen der Welt beizubringen? Lassen Sie ab davon, Vater; denn alles Hemmen ist unnütz, und bringt

nur Widerstand hervor. Unser Kind wird von uns der Zeit dahingegeben, damit es weniger Leiden in sich durchfühle, als seine Aeltern, die erst spät in das offene Antlitz des heiligsten Gottes schauen konnten."

„Ich sehe, daß ich Unrecht habe und ein geschlagener Mann bin," versetzte Anastasius. „Meine Kinder sind abgefallen von mir; sie haben sich verschworen gegen meine grenzenlose Liebe. Je wärmer mein zitterndes Herz ihnen entgegenschlägt, desto heftiger weisen sie es zurück von dem erstarrten Eisklumpen in ihrer Brust. Die Liebe ist ihnen unbequem geworden, weil sie Schmerzen verursacht. Das Kind schleudert wie der meuchlerische Sohn des Südens den Dolch, nach der unbeschützten Brust der Aeltern das zweischneidige Wort. Die Revolution der Nationen geht ihrem Ende zu, denn die Völker wollen Brüder sein, aber der Aufruhr unter Kindern und Aeltern beginnt, weil der kosmopolitische Wahnsinn ihn befiehlt. So lange Friede im Hause besteht, will die Weltfreiheit nicht gedeihen. O ich begreife Dich, Zeit, besser als irgend Einer! Du bist die Hyäne, die heulend über die Kirchhöfe schleicht

und die Herzen der sterbenden Väter und Mütter zerfleischt! Es ist eine blutgierige Zeit! — Steht auf, ihr Ehrlichen und schlagt sie todt, diese hungrige Bestie. Seit die Zeit lebendig geworden, liegt das Herz im Todeskampfe. Das Leben der Zeit ist der Sargdeckel des Herzens. Schließe dich über dem pulsenden Muskel, damit er aufhöre zu fühlen; dann erst beginnt Deine volle Herrschaft und Ströme von Thränen zerreißen nicht die Dämme, die Du als Panzer flichst um die Kälte Deines Leibes.“ —

Ein unbehilfliches Klopfen an der Thür unterbrach die erschütternde Klage des verlassenen Greises. Der Todtengräber trat ein, grüßte die Familie und sagte zum Pastor gewendet: „Er ist richtig gestorben in der vergangenen Nacht.“

„Wer?“ fragte der Prediger.

„Wer denn anders zum Henker, als der alte Narr, Niclas Wenzel, der die Brettmühle unten im Thale hat! Die ganze Nacht habe ich am Fenster gestanden und zugehört, wie er schrie über die Zeit und ihren Undank. Und, Herr Pastor, ich bin ein guter Christ und glaub' an's Evange-

lium, wie Sie's uns auslegen, aber unrecht war's doch von den Kindern, daß sie dem alten Narren nicht nachgaben."

„Gut, gut," sagte der Pastor, „besorgt das Grab; die Erde wird ihm leichter sein, als das Leben. Wer sich nicht fügt, muß erliegen. Das ist der Welt Lauf."

„Ja die Welt hat eine verdammte Manier zu laufen," erwiederte der Todtengräber. Wer ihr in den Weg tritt, den rennt sie um, als wär's 'n leerer Schatten, und dann heißt's: Michel, nimm 'n Spaten und mach' ein Grab. Die Schatten liegen am weichsten und sichersten im Grabe."

Als sich der Todtengräber wieder entfernt hatte, nahm der Pfarrer die Hand seines Vaters. „Lieber, ehrwürdiger Vater," sprach er, „öffnen Sie Ihre Sinne und blicken Sie scharf auf die Welt. Es geht unter, wer sich ihr opponirt, sei er nun hoch oder niedrig gestellt, und die Kinder übernehmen an dem hartnäckig blinden Greise oft nur das Amt der richtenden Geschichte. Die Liebe der Aeltern hat die Freiheit der Lebensgestaltung im Terrorismus ihrer Milde erwürgt, dafür wird das emancipirte Kind, der Fesseln brechende Geist

der Zeitbewegung zur Guillotine der Liebe. Verjüngen Sie sich, Vater, oder legen Sie Ihr Haupt zur Ruhe. Das Alter muß weichen oder Todtengräberdienste verrichten an seines Gleichen." —

Thränen zitterten an den grauen Wimpern des alten Mannes. Elise schlich sich an ihn heran und strich mit der feinen Hand die gefurchte Stirn des Großvaters. „Weine nicht, Großvater," sagte sie, „Du kannst immer heiter sein, wenn Du bei uns bleibst. Denn Vater und Mutter lassen Jedermann seinen freien Willen."

„Das glaub' ich," erwiederte Anastasius. Der Radicalismus ist so tolerant, daß er dem Teufel selbst Botenlohn bezahlen würde, wollte dieser sich zum Courier gebrauchen lassen zwischen Welt und Gott. Diese Toleranz ist die Schreckensherrschaft der Vernunft, weil sie mordet, was sich ihr opponirt, aber duldet, was still für sich einem andern Glauben Weihrauch anzündet. Der Radicalismus kennt keine Sittlichkeit, denn er ist das Product einer in Sittenlosigkeit zusammenstürzenden Zeit."

„Mit einigen Modificationen mögen Sie Recht

haben," warf der Prediger ein. „Gewiß aber ist es sehr lobenswerth von dem Radicalen, daß er nur den als seinen Feind betrachtet, der sich ihm in offener That entgegenstellt. Kann es irgendwo eine größere Freiheit des Individuums geben, als in dieser Art, die Ansichten zu ehren?

„Es ist die Ehre der Ruchlosigkeit, Caspar," erwiederte Anastasius, „wie die That grenzenloser Verdorbenheit, wenn ein protestantischer Prediger Personen ehelich verbindet, die gegen den Willen ihrer Aeltern aus leichtsinniger Lebenslust die Grenzen der Sitte überspringen, ohne eine Versündigung gegen den Geist des absoluten Gesetzes darin zu erblicken."

„Absolutes Gesetz! wenn ich doch nicht solche Ausdrücke hören sollte aus dem Munde eines Greises! Es gibt eben so wenig ein absolutes Gesetz, wie eine absolute Tugend. Darum auch ist weder die kirchliche Einsegnung zweier in Herz und Sinn verbundener Personen trotz allen Verboten und Befehlen von Staat und Kirche nichts Frevelhaftes; vielmehr verdient derjenige Priester, dem die gereinigte Ansicht der Zeit eine solche Handlung ohne Gewissensskrupel gestattet, den

Dank der Sittenprediger, weil er das verhindert, was die Ascese unter dem Begriff der Unmoralität in ein sehr scurriles System gebracht hat."

„Bist Du wirklich davon überzeugt?" fragte Anastasius.

„Ich bin es als Freund der Wahrheit und der Bewegung. Fesseln Sie die Wahrheit in die Kettenglieder eines Systems, so wird sie rostig und stirbt im Moder des stagnirenden Gedankens. Die Wahrheit muß lose einhergehen als die Speculation des Weltgeistes, denn die Speculation ist die bewegende Kraft des Weltorganismus."

„Tochter," sprach Anastasius zur Gattin seines Sohnes gewandt, „bist Du glücklich an der Seite dieses Mannes?"

„Wir verstehen uns," erwiederte die Gefragte, „und damit auch unsere Elise dereinst des nämlichen Glückes sich erfreuen möge, erziehe ich sie mit mütterlicher Sorgfalt zu einem hell sehenden Weibe. Ist irgend etwas vermögend, den Ueberschwang des productiven männlichen Geistes zu ermäßigen, so muß es die Anmuth der Weiblichkeit sein, hingegeben an die Freiheit ihrer innern Entfaltung. Das Weib, auf gleiche Höhe der

Bildung gehoben wie der Mann, wird diesen zügeln, sobald er übergreifen will in der Keckheit seines productiven Wollens. Erst diese Freigebung der Menschennatur im Weibe an die Sanftmuth des Gottes, der in ihm waltet, gebiert die wahrhaftige Liebe, die jetzt in der Ehe nur ausnahmsweise zu finden ist. Das Versinken der Männerwelt in den Schlamm der Gesinnungslosigkeit ist Product einer Ammenschwachheit, die dem weiblichen Geschlecht aus allzugroßer Zärtlichkeit die freie Luft verwehrte, um die Zartheit der Formen zu erhöhen. Weil der Mann nicht Befriedigung findet im geistigen Verkehr mit dem Weibe, überläßt er sich dem Schwärmen von Individuum zu Individuum. Der Mangel des geistig Bezaubernden in der bisherigen beschränkten Weiblichkeit bedingt die Sittenlosigkeit einer kraftvollen Männernatur. Nur der Schwächling am Geiste konnte treu bleiben dem Weibe, das nicht seine Tiefen ergründen wollte, sie oft nicht einmal sah, und keinen Theil hatte an dem Schmerz des Bewußtseins, daß er mit dem geistigen Theil seines Wesens auf Erden allein stehe."

„Nun wahrlich," entgegnete Anastasius, „die

Männerwelt der Gegenwart muß ganz eigenthümliche Gelüste in sich verspüren, wenn sie von dem Weibe verlangt, es solle Theil nehmen an ihrem verwickelten Treiben. Stellt sich dieses Bedürfniß wirklich heraus, so beweist dies nur für die Ueberfeinerung des Genusses, an dem die Natur hinsiecht und alle wahre Gesundheit verloren geht."

„Bildung ist nicht Krankheit," sprach der Pastor. Leider gibt es Narren genug, die ihre eigene Leerheit unter diesen Seufzern der Bequemlichkeit zu verstecken suchen, und am häufigsten findet man sie unter dem Stande, dem ich angehöre. Bildung ist unbequem und verursacht Schmerzen, weil sie immer im Stillen nach dem Vernunftgemäßen einer Handlung oder eines Geschehenden fragt. Wahre Bildung lehrt sich gern auf, so lange sie noch mit sich selbst und ihrem Gegner, der kopfhängerischen Beschränktheit, ringen muß. Sie würde sogar gegen Gott eifern, wenn sie ihn nicht selbst in sich trüge."

„Immerhin trage Du Deinen Beichtkindern diese Grundsätze vor," sagte Anastasius, „so wirst Du Dich bald als Hauptmann einer civilisirten Räuberbande betrachten können."

„Auch dies würde mich mehr erfreuen, als das Hüteramt einer geduldigen Heerde kahl geschorener Schafe."

„Würde es?" schrie mit emporsträubendem Haar der Greis, „würde es Dich wirklich freuen?" Er stand mit schwankend vorwärts gebeugtem Leibe und zitternd ausgestreckten Armen vor dem ruhigen Sohne, angstvoll einer Antwort harrend.

Der Pastor zuckte die Achseln. „Sie verlangen die Wahrheit zu hören aus dem Munde eines Predigers," sagte er nach kurzem Schweigen, „sie wird Ihnen drückend erscheinen. Ich bin zwar gern mild, aber es gibt Augenblicke in den Zeiten des Ueberganges, wo Milde oft härter scheinen möchte, als eine heftig und rücksichtslos ausgesprochene Wahrheit. Und diese zwingt mich, zu bekennen, daß Demuth nicht jederzeit eine Tugend ist, selbst nicht bei dem Geistlichen. Es gibt einen geistlichen Stolz, den ich auch in seinen Extravaganzen ehre. Extravaganzen verrathen Kraft, Beschränkung Furcht und Schwäche. Ich achte nur den eroberungslustigen Geist im Menschen, nicht den friedensdürstigen."

„Auf, auf! Mein Pferd! Mein ganzes fünf

und siebenzigjähriges Leben für ein Pferd!" tobte zitternd vor Zorn und Schmerz der Greis in dem engen Zimmer. „Es ist vorüber mit meinem Hoffen, das letzte meiner Kinder hat mir das Herz zerschnitten mit scharfem Messer!" — „O," fuhr er fort und stellte sich hochaufgerichtet in der Begeisterung des Zornes vor dem ruhigen Sohn, „o, das wußte ich wol in der Angst meiner ahnenden Seele, daß die Apostasie eines Gottesgelehrten furchtbarer und schonungsloser sich gestalten müsse, als die eines jeden andern Menschen! Zusammengedrängt liegen die Kräfte unter dem Bande der beschwichtigenden Doctrin, bis der Gürtel reißt und das Ungeheuer hervorbricht mit Ingrimm und Zerstörungslust! Fasse mich doch an, Du, nach dem ich verlangte im Nebeldunst der Wüste, im Aetherduft der Alpenlandschaft, im Silberglanz der getäfelten Salons, wo die Civilisation aromatische Gifte servirt und fluchwürdige Revolutionsgedanken als Nachkost verspeist, eingehüllt in den Zuckerguß einer perfiden Höflichkeit! Zerre mich an dem Silber meines Hauptthaares und flicht Dir eine Leiter daraus, die Dich zum Himmel trägt, wenn

Dein eigenes Leben und Wirken Dir nur nach abwärts Stufen baut, um bequem Dich zur Hölle zu geleiten! — Auf, auf, mein Pferd! Ich will fort, ich will heim in die Gruft, wo meine Gattin ruht, die glückliche Todte so vieler unglücklicher und unglückseliger Kinder! Hinunter, Gefühl und Empfindung! Verbirg dich im verwirrten Schlage des Herzens! Dämme die Ströme des Lebens, daß sie überschäumen und den Geist hinwegtragen aus dem Kerker, der ihn umschließt!" —

„Lieber Großvater," bat Elise, furchtsam die Arme nach ihm ausbreitend, „werde gut und bleibe bei uns. Ich will nicht mehr die Zeitungen lesen mit der Mutter."

„Fort von mir, Schlange, ausgebrütet in der Hitze der buhlerischen Sittenlosigkeit! Fort von mir! — Glaubt nicht, daß ich sanft bleiben werde, wenn kein Rest von Mitgefühl vorhanden ist in euren Herzen für den Gram eines Vaters, der an der Apostasie seiner Kinder von der grenzenlosen Liebe seines Vatergefühls stirbt. Es ist neu, modern, wie Ihr's nennt, eine Pikanterie der Zeit und ihrer tollen Diatriben, daß ein

Greis durch die Welt streift, um sein Haupt von Herz zu Herz zu tragen und überall nur einen kalten Stein zu finden. Kinder, Kinder, wahrt Euch vor der Rache meines Schmerzes, damit Ihr nicht verlassen sterbt vor der Zeit, weil Ihr zerfleischt habt das Herz Eures unglücklichen Vaters!" —

Der verlassene Greis sank ermattet auf einen Stuhl. Der Pastor trat zu ihm und schüttelte dem Vater die Hand. „Es ist tragisch dies Schicksal," sagte er, „aber ich kann es nicht ändern. Die Geschichte ist hart, weil sie die Probe macht auf die Aufgabe, die der Radicalismus löst in der Consequenz seines wahrhaftigen Strebens nach Freiheit. Sei stark, alter Vater, und fluche den Kindern nicht, die in der Zeit, deren Träger sie sind, der Zeit mehr gehorchen, als dem Herzen!" —

Anastasius richtete sich auf, die weißen Haare um die kahle Stirn schüttelnd, wie ein zürnender Löwe seine Mähne. „Nein," rief er, „ich will treu bleiben meinem Glauben, und so lebt, wie Ihr's verdient! Mein Vermächtniß an Euch und die Zeit sei mein tief empfundener, herzlicher

Fluch über alle Apostaten. Gibt's einen Gott, so wird er diesem Fluche ein glückliches Gedeihen schenken." —

Kurze Zeit darauf verließ Anastasius die Predigerwohnung. Elise war untröstlich über den Jammer des Großvaters, die Mutter aber wußte sie zu beschwichtigen durch sanft belehrende Worte. Der Pastor sah sinnend dem im Walde verschwindenden Wagen nach und sprach in halblautem Flüstern: „Es ist schwer zu ertragen, aber doch Alles erst im Anfange begriffen. Noch haben die demokratischen Ideen die Bastille nicht erobert, in denen die gesunde Vernunft gefangen sitzt. Es werden noch viele Opfer fallen bis zum Tode des neuen Robespierre, der sicher nicht ausbleiben wird in dieser Revolution, wo der Geist der Vergangenheit kämpfend aufsteht gegen den Geist und die Hoffnungen der Zukunft." —

13.

Dunkle Herbstnebel lagen auf den Bergen, die Natur vereinsamte wieder in der Melancholie ihres

Sinnens und Träumens und ergab sich ohne Widerstand dem Siege der Nothwendigkeit. In der kleinen Residenzstadt, dem Stammorte der Familie Anastasius, hatten die Wintervergnügungen wieder begonnen. Gesellschaften wurden gehalten, Bälle eröffnet, in größeren und kleineren Zirkeln suchte man der Einförmigkeit der strengeren Jahreszeit zu entfliehen. Auch die Familie Mildenstein vereinigte um sich den Kreis ihrer Freunde und belebte durch ein engeres Anschließen an die Zeit und ihre Ereignisse mehr als andere gesellige Vereine die verschiedenen Ansichten zu einem interessanten Ganzen.

Seit längerer Zeit waren keine Nachrichten von dem geheimen Rathe eingegangen, und man würde ernstlich um den schwächlichen Greis besorgt worden sein, hätten nicht mächtigere Interessen die Gemüther in Anspruch genommen. Seit Jahresfrist war eine große Veränderung in der Umgegend vorgegangen. Das allgemeine Culturbestreben, das früher nur in leisen Schwingungen kleinere Staaten sanft bewegte, drängte sich immer unbescheidener und lautere Anerkennung fordernd den Grenzen des Landes näher. Die Einwohner

correspondirten mit den anliegenden größeren Staaten und standen geistig in engem Verkehr mit den Tendenzen der Zeitbewegung. Das Bedürfniß des Fortschreitens ward immer lebhafter auch in der eng begrenzteren Kleinbürgerlichkeit. Der Handelsgeist, der ungebändigt am ehesten übergreift in die halblauten Wünsche einer gesammten Zeithoffnung, stellte der Regierung Fragen, die wie Forderungen klangen, und ohne Unzufriedenheit zu erregen, nicht zurückgewiesen werden konnten. Das Rasseln und Klirren des Eisens hallte bald dumpf wie Kettengeräusch aus dem Innern der Erde, bald brach es sich, wie ein Freiheitsseufzer der lang Gefesselten, Bahn zu den Ohren der Nationen und verlangte freies Gehör.

So kam es, daß die Regierung des kleinen Staates sich genöthigt sah, Anstalten zu einer Handelsverbindung mittelst einer Eisenbahn mit den benachbarten Ländern zu treffen. Ein Halbjahr genügte, den Plan zu entwerfen, die Ausführung zu beginnen, und die Bewohner der Residenz sahen sich durch diese Thätigkeit in eine Art von Connex gesetzt mit culturgeschichtlichen

Fragen, und vergaßen über der großen Zukunft die kleine, verkümmerte Gegenwart. Der Egoismus verlor sich zwar nicht, aber er erhielt eine tugendhaftere Richtung. Man vergaß den Qualm der Stubenpolitik und wagte sich, wenn auch schüchtern, in's Freie. Als der Herbst herankam, bot die Gegend einen erfreulichen Anblick; das Volk schien völlig umgewandelt, die Hoffnung pflanzte ihre Fahnen auf in jedem Gesicht, und wer gedrückt einherschlich und kummervoll, war entweder zu alt, um den Muth der Zeit zu begreifen, oder zu beschränkt, um den großen Wurf eines kecken Geistesaufschwunges nach einem unberechenbaren Ziele mit seinen bänglichen Zweifeln und Gewissensskrupeln vereinigen zu können.

Vor Allen zeichneten sich die Kinder des fernen geheimen Rathes durch die Betreibung dieser industriellen Bewegung aus und hatten, um Furchtsamern ein glänzendes Beispiel zu geben, mit lobenswerther Freisinnigkeit dem allgemeinen Besten große Opfer gebracht.

Eines Abends, die Sonne war längst hinter den Bergen hinabgesunken und nur düster glitzerten

die Sterne durch den bleichen Nebelschleier, der vom Nordwinde gespenstisch durch die Luft gerissen wurde, näherte sich der Residenz ein Reisewagen. Der Inhaber desselben öffnete die herabgelassenen Fenster, um einen Blick auf die Gegend zu werfen. In der Ferne schimmerten düster durch den Nebel die Lichter der Stadt, das Schloß und einige Kirchthürme ragten in ungewissen Umrissen in die trübe Herbstnacht. Der Reisende schien etwas in der Gegend zu vermissen. Immer angestrengter versenkte er sein Auge in die näherrückenden Gegenstände, und schüttelte immer heftiger, besorgter sein weißes Haupt. „Träume ich denn?" sprach er zu sich selbst und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die Augen, „oder täuscht mich der Nebel mit seltsamen Luftgebilden? Hier ist doch ein Damm, der sich von den Bergen herab nach der Stadt hinzieht. Und Thorwege, scheint es, durchbrechen ihn oftmals. Seltsam, seltsam!"

Er rief den Kutscher an und fragte, was diese Veränderung zu bedeuten habe?

„Das ist die Eisenbahn, gnädiger Herr," versetzte dieser und beschrieb mit der Peitsche einen Kreis, um die Richtung derselben anzugeben.

„Ja," fuhr er fort, „der gnädige Herr wird sich wundern über die Veränderungen, die seit einem halben Jahre hier vorgegangen sind. Das ist Alles ein Damm und ein Wall, und aller hundert Schritte eine Brücke und Schleuße, um die Wasser hindurch zu lassen, wenn der Fluß austritt. Die Bahn geht mitten durch die Stadt über Alles, was ihr im Wege stand, und es war gar eine Lust anzusehen, wie Groß und Klein, Vornehm und Gering sich beeiferte, Theil zu nehmen an der neuen wunderlichen Straße. Obgleich ich nichts davon verstehe, habe ich doch auch ein paar Actien, wie sie's heißen, genommen und bin recht damit zufrieden. Kein leichterer Verdienst, als mit diesem Actienhandel."

Der Reisende lehnte sich wieder in den Wagen zurück und schloß die Augen, als ob er dadurch das Drückende dieser Culturversuche von sich abwenden könnte. Er hörte, wie der Wagen durch die gewölbten Thorwege hindurchrollte, die man über die Straße gebaut hatte. Sein Herz ward ihm von Minute zu Minute schwerer, je näher er der Stadt kam. Er fragte den Kutscher abermals, ob er den Secretär Mildenstein kenne?

„Den Director der Eisenbahn?" fragte der Fuhrmann.

„Nein, den Secretär des Herzogs."

„Nun das ist all eins heut zu Tage," versetzte Jener. „Ob ich den kenne!" fuhr er fort. „Der gnädige Herr muß lange nicht hier gewesen sein, um so zu fragen. Mildenstein und sein Schwager Florentin Anastasius, das sind die größten Männer im Herzogthume. Von ihnen allein hängt Alles ab, was sich im Lande begibt. Sie schalten und walten nach dem Wunsche des Publicums und leiten die ganze Unternehmung. Die Bevölkerung ist verwandelt. Es trägt jeder den Kopf um ein paar Zoll höher und wir Lohnkutscher müssen ganz demüthig beistimmen, wenn's so 'nen Strumpfwirker einfällt, uns aus einander zu setzen, wie künftig sein Kram in alle Welt gehen wird. Ich weiß mich aber zu trösten; ich kaufe frischweg Actien, und das ist ein guter Verdienst, der kein Kopfzerbrechen kostet, wenn Einer sonst genau Acht gibt auf Fallen und Steigen."

„Es ist gut," unterbrach ihn der Greis, „ich weiß hinlänglich genug." — Wieder lehnte er sich

in den Wagen zurück und erwartete in stumpfer Abspannung den Augenblick, wo er sein Haus erreichen würde. Der Kutscher fragte, wo er logiren wolle. „Beim Secretär Mildenstein," antwortete stotternd der Reisende.

„Sapperment, Sie müssen den Mann Direktor nennen, sonst kriegen Sie's zu thun mit dem Publicum."

„Schon gut? es ist mein Sohn."

„Ach, so! bitte um Entschuldigung." — In wenig Minuten hielt der Wagen vor Mildensteins Wohnung und mühsam wickelte sich der alte Anastasius aus dem Reiseanzuge, in den er sich gehüllt hatte.

„Gottlob," sagte er, „da bin ich ja wieder in meiner Heimath. Mag nun kommen, was da will, der Ort, wo ich sterben werde, ist mir doch geblieben." —

Bei Mildenstein hatte sich eine kleine Abendgesellschaft versammelt, bestehend aus gleichgesinnten Freunden, die sich mehr als gewöhnlich um die Forderungen der Zeit bekümmerten. Mit lautem Jubel vernahmen Mildensteins Kinder die Rückkehr des Großvaters, weniger erfreut schien

die Mutter und über das Gesicht des Vaters schlich sich ein leiser Schatten von Mismuth.

Die Kinder waren dem Großvater entgegengeeilt und führten ihn mit unverhohlener Freude in das Gesellschaftszimmer. An der Thür empfingen den Zurückkehrenden seine Tochter, Florentin und Mildenstein, alle herzliche Freude zeigend, den so lang Entbehrten wieder unter sich zu sehen.

„Da bin ich, Kinder,“ sprach der seit Jahresfrist sehr gealterte Greis, „und ich denke nun bei Euch zu bleiben, wenn Ihr mich behalten wollt. Die Welt kenne ich und mag nichts mehr von ihr wissen. Bei Euch nur, Kinder, will ich bleiben, in Euren Armen ruhig sterben. Wollt Ihr mir's gönnen?“

„Der pfeift aus einem sehr hohen Tone,“ sagte Florentin und trat in eine Ecke des Zimmers. „Voriges Jahr, als er fort ging, hatte er noch so was Geheimräthliches an sich, jetzt aber ist das glücklich vom Sturm und Wetter der Zeit heruntergewaschen. Der Egoismus bricht, wenn ihm auf Reisen die Demokratie ein Bein unterschlägt.“

Emilie nahm den Vater im Arm und suchte seinen Ideengang auf etwas Anderes hinzuleiten. „Sie kommen in ein recht buntes Leben hier," sagte sie, indem sie den Kindern befahl, dem Großvater alle Bequemlichkeiten herbeizuschaffen. „Alles hat sich seit Jahr und Tag sehr verändert, Menschen und Sachen, Natur und Leben. Wir sind andern Ländern um einen Schritt näher gekommen."

„So scheint es," sagte Anastasius „und Du," wandte er sich zu Mildenstein, „bist sogar Director der neuen Unruhen geworden, wie ich höre? Regiere und gebiete denn mit Verstand, damit Dich der Würgengel dieser eisernen Volksherrschaft nicht erdrückt."

„Haben Sie Bekanntschaft gemacht mit diesem Scepter?" warf Florentin ein. „Auf Reisen wird man klug, sagt das Sprichwort, und wer zuvor schon weise war, muß gar als ein Halbgott nach Hause kommen. Wie fanden Sie den Geschmack in der Welt? Nicht wahr, das Pikante war durchgängig vorherrschend."

„Ermüdend, Florentin, wie alles Leben und Streben," versetzte Anastasius, „und es scheint

faſt, als habe ſich auch bei Euch unterdeß das geſchäftige Ennuy eingefunden. Ich, liebe Kinder, bin der Alte geblieben, Ihr ſeid neuer, moderner geworden. Laßt uns dies nicht ſtören. Ich habe dulden gelernt und will mich gern bequemen bis ans Ende; nur Ruhe, Kinder, und Schweigen über das Geraſſel der Zeit und ihr dampfendes Verflüchtigen des großen Weltelends bedinge ich mir aus. Meine übrigen Kinder, Eure Geſchwiſter, haben mich verſtoßen, ſie hangen, wie Blutegel an dem Halſe der Zeit. So nehmt Ihr mich denn wieder auf, Emilie, Florentin, nehmt Euren alten, ſchwachen Vater auf; denn Ihr ſeid doch gemäßigt."

„Bitte ſehr, Herr Vater, machen Sie nicht zu große Anforderungen," ſagte Florentin. „Von Mäßigung kann bei uns nicht eben die Rede ſein, da wir Alles mit Hochdruck zu erzwingen ſuchen."

„Ich kenne Dich, Florentin," erwiederte Anaſtaſius. „Du biſt heftig, aber Dein Herz iſt gut. Wir werden uns ſchon vertragen. Gib mir Deine Hand."

„Das iſt billig. Hier, Vater, haben Sie meine Hand, doch muß ich Ihnen im Voraus ſagen, daß ſie nur dem Volke, der Zeit, der Induſtrie gehört. Keine Faſer an ihr, die Mitgefühl hegt

für das blos Individuelle. Darnach, bitte ich, mag der Herr Vater sich richten."

„Wohl gesprochen und verständlich," versetzte Anastasius. „Doch gehe ich darauf ein, weil doch noch einige Billigkeit darin liegt. Die Welt ist größer und ewiger, als ein alter Graukopf. Er muß der Gewalt weichen. Lieber Sohn, habe Geduld, und Du wirst zufrieden sein mit mir."

Ein ähnliches, wenn auch minder schroffes Geständniß ihrer Gesinnung gaben Mildenstein und dessen Gattin; nur die Enkel suchten sich fern zu halten von der kalten Großherzigkeit der Erwachsenen, und waren bemüht den düstern Geist des Greises durch Erzählung der Erlebnisse eines ganzen Jahres zu erheitern. Emil prahlte in kindischer Eitelkeit mit seinen unterdeß erlangten Kenntnissen, Minna zeigte dem Großvater ihre Versuche in Stickereien und that sich nicht wenig darauf zu Gute, auf den Landkarten die Stellen angeben zu können, die in England und Frankreich von Eisenbahnen durchschnitten wurden und in Deutschland demnächst einer ähnlichen Veränderung entgegen sahen.

„Das Alles," schloß das lebhafte Kind ihren Bericht, „hat mich Doctor Polterer gelehrt, der alle Tage eine Stunde zu mir kommt und die neusten, schönsten Geschichten aus der weiten, weiten Welt mir und Bruder Emil erzählt."

„Ist der alte Graukopf auch zum Narren geworden?" murmelte Anastasius. „Mein Gott, diese Krämpfe scheinen ordentlich epidemisch zu werden, wenn die Aerzte nun gar die Eisenbahnen wie die Blutadern im menschlichen Körper ihrem confusen Gehirn einzuprägen suchen."

„Auch schöne Geschenke haben wir erhalten," sagte Emil. „Willst Du das Meinige sehen, Großvater?"

„Heute nicht, Kind, Morgen, wenn ich wieder kräftig sein werde und einen Gang durch den Garten gemacht habe."

„Durch den Garten!" riefen beide Kinder auf einmal aus. „Was Dir für närrisches Zeug einfällt, Großvater!" sprach Emil. „Im Garten geht Niemand mehr spazieren," setzte Minna hinzu.

„Desto besser," sagte Anastasius. „So bin ich ganz allein und kann an Erinnerungen der Vergangenheit den Mismuth vergessen, der mir

die Gegenwart mit ihrem Geränsch und Dampf verursacht."

„Ja an Dampf wird's nicht fehlen," lachte Emil, „und ich bin schon neugierig, wie er Dich fortjagen wird mit Deinen Erinnerungen."

„Werde bescheidener, Kind," rief ihm der Großvater nach, „sonst wirst Du nicht gern gesehen werden im Leben." —

Mildenstein, bisher durch Geschäfte abgehalten, ein Gespräch mit seinem Schwiegervater einzugehen, nahm jetzt Platz an seiner Seite. „Nun lassen Sie uns ein trauliches Wort mit einander reden," sagte der Secretär, ganz in alter Herzlichkeit die kalten Hände des Greises zwischen den Seinigen drückend. „Es freut mich wahrhaft, daß Sie wieder zu uns gekommen sind, wenn mich auch der Grund davon betrüben möchte. Wir sind Alle gebunden an den Zwang einer unerbittlich-harten Willensmeinung, ich meine die der Ideen. Mehr oder minder kann sich auch jeder Einzelne dieser Macht bequemen, ohne seine Selbstständigkeit zu verlieren. Es ist der Geist Gottes, der lauter als je herabsteigt auf die Erde und zu dem Menschengeschlecht. Er wird lebendig in den

entfesselten Elementen, und sind wir nur umsichtig genug, die freigelassenen zu zügeln, so bemächtigen wir uns in einem gewissen Sinne der Schöpferkraft des Gottes selbst und stellen uns auf Erden ihm gleich. Das höchste Ziel, das sich der freie, thätig bewegte Menschengeist stecken kann!"

„Ich hätte zwar Vieles gegen Deine Worte einzuwenden," entgegnete Anastasius, „aber ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, da nicht zu widersprechen, wo eine auch nur künstliche Einigung irgend denkbar ist. Doch sage mir, wo meine Tochter Emmeline bleibt?"

„Die gewappnete Jungfrau? Das Glück der Bewegung?" sagte Mildenstein. „Erfahren Sie, verehrter Vater, das Emmeline während Ihrer Abwesenheit ihr Herz einem jungen Manne geschenkt hat, der werth ist Einer der Tüchtigsten unter uns genannt zu werden."

„Also Emmeline, meine holde Emmeline ist Braut!" rief frohlockend Anastasius. „Nun von ihr bin ich gewiß, daß sie eine Wahl getroffen hat, der ich meine ganze Beistimmung geben kann. Gott segne das liebe, gute, hoffnungsvolle Kind! —

Und wie, Mildenstein, wie heißt ihr Geliebter? Was für ein Geschäft betreibt er?"

„Den Namen wird er Ihnen selbst nennen," erwiederte der Secretär, „daß er Kaufmann ist im edelsten Sinne des Wortes, dies zu sagen hat er mir erlaubt."

„Ist er ein Kind der Stadt?" fragte Anastasius.

„Durch Verehelichung mit Emmeline hofft er es zu werden. Beide haben eine Abendgesellschaft besucht, die dem Bräutigam zu Ehren, dessen Geburtstag heut ist, von einem seiner Freunde gegeben wird. Morgen, hoffe ich, soll Emmeline um Bestätigung ihres Glückes selbst bei Ihnen einkommen."

„Das richtet mich wieder auf, Mildenstein," versetzte der geheime Rath; „denn ich kam wahrhaftig mit zermalmtem Geiste, mit zerschlagenem Gemüthe hier bei Euch an. Dieses gewaltsame Echauffiren aller Kräfte macht mir bange. Ueberall, wo ich hinkam auf meinen Reisen, tobt und pocht und lärmt dieselbe Ungeduld des Lebens, und hindert jeden Genuß froher Verschwiegenheit. Meine sämmtlichen Kinder sind diesem Nothruf der Zeit gefolgt, den ich blos als das letzte Mittel

betrachten kann, sich noch auf die Lebensdauer eines Menschenalters hin mit einigem Anstande aufrecht zu erhalten. Unsere Zeit gleicht einem ehemals reichen Manne, dessen Capitale verloren gegangen sind in unglücklichen Speculationen. Um den Schein zu retten, macht er ein großes Haus, vergräbt sich im Todtenschimmer von Glanz und Pracht, und ist froh, wenn er sterben kann, ehe das große Deficit seines eingebildeten Lebens offenkundig wird."

„Ihnen zu widersprechen, wäre nicht an der Zeit," erwiederte Mildenstein, „obwol ich gestehe, daß ich durchaus eine andere Ueberzeugung gewonnen habe. Es ist gegenwärtig Alles Capital geworden, lieber Vater, und nichts liegt mehr ruhig und fest in der wohl verwahrten Truhe. Wie der Gedanke sich bewegt im emporschnellenden Körper der Zeit, so cursiren auch die materiellen Güter. Früher klimperte man blos mit Gold und Silber. Diese beiden Metalle hatten eine Art Privilegium erhalten von der Natur, das ihnen einen Vorrang vor allen übrigen sicherte. Neuerdings hat man jedoch entdeckt, daß Kohlen, Steine und andere Materialien ganz denselben Werth

haben, werden sie mit geistiger Schwungkraft belebt und in das Geleis der Bewegung gestoßen. Durch dieses Gleichmachen der Stoffe, die Demokratie im elementarischen Leben, erhält der bloße Gedanke schon Geldwerth, weil der Geist immer höher steht, als die Materie. Die Basis der Zeit genügt zum Theil schon, eine glückliche Speculation zu begründen. Ist die Idee solid in ihrer Hoffnung, so fällt der Gewinn dem hellen Kopfe unbedingt zu. Darum soll es mich gar nicht wundern, wenn gänzlich Mittellose, nur der Schwungkraft der Idee in ihrer Bewegung und dem Credit des productiven Gedankens in seiner industriellen Betriebsamkeit vertrauend, in kurzer Frist der Speculation ein Capital abgewinnen, das reell so tiefen Fond hat, als ideell. Um nur ein Beispiel für diese Ansicht aufzustellen, erinnere ich an unsern Verwandten in Frankfurt. —

„Meinst Du den Kaufmann Bernhard?"

„Denselben! Sie wissen selbst, wie unbemittelt dieser kräftige Mann in die Handelswelt trat in einer Zeit, wo aus jeder Miene des Kaufmanns das Mistrauen sah und Niemand auf den bloßen

glücklichen Erfolg hin creditirte. Allein Umsicht, richtiger Tact, keckes Auffassen der Verhältnisse und ein ruhiges Wagen gaben der Idee, die Bernhard verfolgte, das Gewicht eines liegenden Capitals. Man vertraute dem Geiste so viel wie dem Klange des Goldes, und ein Jahrzehend genügte, einen armen Mann zu einem reichen Banquier zu machen. Jetzt stehen wir mit diesem Fürsten der Speculation in Verbindung; wir haben durch sein bloßes Wort Credit jenseits des atlantischen Meeres und die Interessen des idealen Capitals, das in Europa wuchert, schießen in amerikanisches Leben über und treiben den Lebenspuls zurück in ihr Mutterland. Dies ist der Grund, weshalb ich Ihrer Meinung, die in all' diesen Anschwellungen des vollkräftigen Jahrhunderts einen bloßen glänzenden Leichenconduct gewahrt, nicht beizupflichten vermag."

„Es ist aber doch niederdrückend," seufzte Anastasius. „Diese Elasticität des geistigen Lebensgehaltes, gestützt auf Hoffnungen, Siege und Träume, liegt tödtend auf meinem ernüchterten Verstande. Die Welt schwärmt, als wäre sie ein sorgloses Kind und doch ist die Sorge allein

auch wieder all dieser Schwärmerei seltsame Mutter. Wo ist hier ein Grund und Boden, um Fuß zu fassen, zu gehen, zu stehen und nicht zu schwindeln? Und wo bleibt der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Allmacht dessen, gegen den all Euer Streben doch umsonst und nur ein ohnmächtiger Versuch revolutionirender Kinder ist?"

„Dieser Glaube liegt in der Thatkraft des Selbstvertrauens," versetzte Mildenstein. „Er ist gebunden an die Vollendung des großen Ideenkreises, innerhalb dessen unsere Erde sich bewegt, wie in ihrer Atmosphäre. Dieser Ideenkreis, geflochten aus den Goldfasern der Speculation, legt sich wie ein heiliger Kranz um den Scheitel der Erde, und wird zur goldenen Krone emporwachsen, wenn die eiserne zuvor ihren starren Reif den Schläfen dieses Weltkörpers eingedrückt hat. Gott selbst, froh des Triumphes, den er nach langem Harren jetzt endlich auch in leblosen Dingen feiert, wird seinem liebsten Kinde diese Krone überreichen."

„Hör' auf, um Gottes Willen, hör' auf!" rief Anastasius. „Fasse diese Handelslogik, wer es vermag, diese Philosophie der Industrie — ich

kann sie nicht begreifen. Mein Leben begann in einer ruhigeren Epoche und möchte gern auch enden in der Abgeschiedenheit eines milden, dunklen Erdenwinkels. Thut, speculirt und erjagt, was Ihr wollt, nur mir, Eurem unglücklichen Stammvater vergönnt so viel Ruhe, als ich nöthig habe, mich zu sammeln zum Scheiden von der Welt der Unruhe und einzugehen in die der Ruhe.“

Es war spät geworden. Mildenstein gab gern dem greisen Vater nach, wenn ein Zurücktreten sich vereinigen ließ mit dem Vorwärtsruf der Zeit. Müde, aber doch getragen von Hoffnungen und Wünschen für das Glück Emmeline's streute die erste Nacht in der Heimath eine bunte Fülle blühender Träume über Anastasius' Lager aus.

14.

Die Morgennebel lagen noch silberglänzend im Thale, als der geheime Rath, von Sehnsucht nach seinen Lieblingsorten getrieben, schon das Lager verließ. Ein scharfer Herbstwind schüttelte die welken Blätter von den Bäumen und verstreute sie wie Moderblumen auf die in Todes-

schlaf versinkende Erde. Anastasius verließ schweigend das Haus und ging nach den Garten, den er selbst mit aufopfernder Liebe angelegt hatte. Das einzäunende Stacket war schadhaft geworden, die Thür unverschlossen. Verwundert sah er sich um und gewahrte überall vernachlässigte Hecken, zertretene Beete. Seltene Gewächse lagen in den verwilderten Gängen umhergestreut, ein breites Wagengleis führte über die schönsten Rotunden und Rasenplätze. Der Greis konnte nicht begreifen, was hier geschehen sei. Es erfaßte ihn ein so gewaltiger Schmerz über die Vernachlässigung seiner liebsten Anlagen, daß er nicht einmal einen lindernden Seufzer dafür in sich fand. Auf wohl bekannten Wegen, die alle durch zahllose Fußtritte ausgetreten waren, wandte er sich dem Wäldchen zu, das, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, einen Ueberblick über einen Theil der Stadt und den nahen Gebirgszug darbot. Dort hatte sich der Greis einen Pavillon erbaut und ihn mit Gaben der Liebe und des Glückes zum stillen Haustempel ausgeschmückt. Dieser Ort war ihm noch theurer geworden, seit seine Gattin den letzten Athemzug darin verhaucht hatte. Dort

glücklich zu sein in der Rückerinnerung an vergangene Tage war der harmlose Wunsch seines bescheidenen Alters.

Die fallenden Nebel verhinderten ihn an einer Umsicht. Schon hatte er einen bedeutenden Raum durchmessen und noch immer wollte die Höhe sich nicht zeigen. Er blieb stehen und sah scharf durch den schwimmenden Dunst. Wagengerassel näherte sich, das widerliche Geräusch vieler Schiebkarren schrillte eintönig durch die ruhige Morgenluft. „Curios," sagte der Greis zu sich, „ich bin hier in der Nähe des Kirchhofes und doch hört man von der fernen Landstraße her den Lärm des Lebens." — Eben im Begriff weiter zu gehen, zerriß ein Sonnenstrahl den Nebel und zeigte auf einige Augenblicke die ganze Gegend in voller Beleuchtvng. Enttäuscht stand der Greis wie vom Schlage gerührt. — Ein hoher Erdwall zog sich in schnurgerader Richtung bis in die weiteste Ferne mitten durch Felder, Gärten und Anlagen. Sein kleiner Park war vernichtet, die Trümmer seines Pavillons lagen in der Nähe umher; Vieles davon hatte man zu Stäben und Schutzbarieren auf der Eisenbahn verbraucht, die dicht an ihm

vorüberzog. Die Anhöhe war durchstochen, zum Theil ganz abgetragen; gerade da, wo der kleine Tempel gestanden hatte, waren Arbeiter beschäftigt, die ersten Schienen auf eichenen Rippen zu befestigen.

Die Erfahrungen der letzten Wochen hatten den alten Mann gelehrt, Dinge mit Ruhe zu ertragen, von denen sich früher sein ganzer Stolz einer festen Ueberzeugung empört haben würde. Auch bei diesem neuen Eingriff einer Alles vernichtenden Zeit in das Herzblut seines individuellen Lebens würde er sich zu fassen gesucht haben, wäre die hier zu Tage liegende Zerstörung nicht offenbar das Werk seiner eigenen Kinder gewesen. Mildenstein war Director des neuen Communicationszuges, auf dessen Gelingen die seltsame Wankelmüthigkeit seiner Mitbürger Glück und Heil ihrer Kinder gebaut, und nur durch seine Zustimmung konnte der Garten des väterlichen Besitzthums dem Terrorismus der Industrie geopfert werden. Diese Geringschätzung des Sohnes füllte das Gemüth des Greises mit Abscheu gegen das ganze Geschlecht der neuen Epoche. Selbst, wenn er nur das kosmopolitische Bestreben, dem Ganzen und Allgemeinen das Spe-

cielle zu opfern, diesen Frevel an der Pietät begehen ließ, konnte er doch nie dem Sohne eine Handlung vergeben, die jede Hoffnung zerbrach und aller Versöhnung höhnisch Dämme entgegenbaute. Jener vernichtete Garten, der abgebrochene Pavillon, waren sein Liebstes gewesen. Beide hatte er der Liebe und Sorgfalt seiner Kinder bei der Abreise ins Ungewisse hin empfohlen, und dennoch brachen Industrie und Nivellirungsgelüste das gegebene Wort. Es war ein Meineid der Kindesliebe, begangen am Vaterherzen. Den Bruch dieses hastigen Schwures konnte nur der Tod versöhnen und die Alles richtende und vergebende Zeit.

Anastasius war im Begriff, zurück in sein Haus zu gehen und dort die ganze Schwere seines Zornes herabzustürzen auf die Häupter der frevelnden Kinder. Die Neugier aber, oder die unbegreifliche Lust des Herzens, sich zu sättigen an seiner eigenen Qual, trieben ihn vorwärts, je lichter der Tag ward und je heller die Gegenstände in ihrer Verwandlung aus dem verschwindenden Nebel hervortraten. Der Damm der Eisenbahn ging auf den Kirchhof zu, der in eini-

ger Entfernung von der Stadt am Abhange eines Hügels lag. Eine weißgekleidete Gestalt fiel ihm auf unter der dunklen Masse von Arbeitern. „Ob auch die Todten keine Ruhe haben vor dem Lärm der Lebendigen mit ihren Maschinen?" fragte sich Anastasius und ging langsam dem Kirchhofe zu. Die Bahn durchschnitt den Gottesacker fast in der Mitte. Anastasius irrte wie ein trauernder Geist mit fliegendem Silberhaar durch die Trümmer der aufgewühlten Leichensteine und Grabdenkmäler. Grüfte waren verschüttet worden, Ueberreste morscher Särge lagen weit zerstreut umher. Ueber die Grabesruhe der Todten sollte fortan das Gezisch und schreiende Rädergestöhn eines künstlichen Lebens die muntere Gesellschaft der speculirenden Nachkommen dieser stillen Schläfer tragen. Ein Fieberfrost durchschauerte die wankenden Glieder des Greises. — „Sterben, sterben!" schrie er fast bewußtlos in die Morgenröthe hinein und schritt den Damm entlang nach dem Orte, wo seine Gattin an der Seite zweier früh verstorbenen Kinder ruhte.

„Dort will ich Hoffnung schöpfen für die Ewigkeit," sagte Anastasius, „noch blühen die

Rosen. Den Rosenstock und das dunkle Stacket werden sie mir doch nicht geraubt haben? Es sind ja kaum drei Jahre her, daß ich sie begrub."

Anastasius schwankte stumm an den rüstigen Arbeitern vorüber. Nicht fern davon standen Trauernde um das Grab eines Kindes. Der Todtengräber ließ den kleinen Sarg hinab in die Grube. „Seid keine Narren," rief der Greis den Staunenden zu, „nehmt die Leiche wieder heraus, sie hat doch keine Ruhe! Erfindet Dampfgräber. Es muß jetzt Alles auf Erden in Rauch und Flammen aufgehen."

„Gott, der Vater, der liebe Vater!" hörte Anastasius hinter sich rufen. Er wandte sich um und erblickte seine Tochter Emmeline, wie sie, einen Rosenstock in der Hand, flüchtigen Laufes auf ihn zueilte.

„Meine Emmeline!" sprach der Greis und schloß das geliebte Kind in seine Arme. „Da bin ich wieder," fuhr er fort, „aber Ihr habt mir schwere Sorgen gemacht und bitteres Leid zugefügt! Warum, Kinder, habt Ihr mir das gethan? Warum mir Garten und Pavillon zerstört dieser Weltnarrheit wegen?"

„Narrheit?“ wiederholte Emmeline. „Ach Vater, Sie sind alt, Sie verstehen das nicht. Sprechen wir nicht davon. Kommen Sie lieber mit und segnen Sie Ihr liebstes Kind. Dort, Sie wissen es ja schon, dort steht mein Bräutigam.“

„Du liebst, Emmeline, Du hast mein Herz erfreut, wenn Du auch meinem Alter Unrecht thust. Komm, meine Emmeline konnte sich nur einen würdigen Bräutigam erwählen. Aber, was macht Dein Geliebter dort an dem Grabe der Mutter?“

„Er hilft mir die Rosenstöcke ausreißen, lieber Vater. Morgen soll der letzte Raum ausgefüllt werden, damit in vier Wochen die Bahn befahren werden kann. Wenn die Mutter wüßte, daß ein Dampfwagen über ihren Sarg hinbrauste in die hoffnungsjunge Welt, wie würde sie sich freuen der neuen Zeit, sie, die so müde war der alten.“

„Was sagst Du, Kind?“ versetzte händeringend Anastasius. „Auch an das Grab meiner seligen Gattin will man die Fesseln der Freiheit schmieden? Euer künstliches Leben an den natürlichen Tod? Und wo soll ich ruhen von meinem Kummer?“

„Ueberall, Vater, wo Raum ist. — Aber da kommt mein geliebter Eduard.“

Der junge Mann, ein paar zerbrochene Rosenstöcke und die zerrissenen Wurzeln einiger Georginen in den Händen, verbeugte sich vor dem Vater seiner Geliebten. Anastasius sank auf den Erdwall, der immer mehr anschwoll und, sich wie eine Riesenschlange aufrollend, näher und näher herangriff an sein zitterndes Herz. „Dieser?“ stammelte der Greis mit lautloser Stimme, „dieser Dein Bräutigam, Emmeline?“

„Gewiß und wahrhaftig,“ sprach die Jungfrau und küßte den jungen Mann auf die lächelnde Lippe.“

„Deinen Trost, kalter Tod!“ rief der Greis, „Deinen Kuß meiner einstürzenden Lippe, eh' Wahnsinn mich packt, und Euch,“ setzte er aufschreiend hinzu, „Euch meinen Fluch, meinen Vaterfluch, der Mutter Weh über Euch und Euer Geschlecht! Emmeline, Du hast Dein Herz einem Sünder an Deinem Geschlechte, einem Elenden verschenkt, der nichts heilig achtet. Gibst Du ihm Deine Hand, so wiederhole ich meinen Fluch!“

„Nun das nenne ich eine skurrile Geschichte,“ sagte scherzend Eduard Farbenreich, der Kaufmann,

dessen Bekanntschaft Anastasius auf Reisen gemacht hatte. „Es hilft aber Alles nichts, Alter, Du mußt d'ran glauben. Denn Emmeline ist mir herzens= und leibesgut, wie sich das bald erweisen wird. Dank ihren frischen Lippen und muntern Augen! Mir ist ganz wohlig! Und nun steh auf, Alter, und lasse das Grimmassenschneiden. Die Welt geht nicht unter wegen eines winselnden Greises, der ihre Lustigkeit nicht mehr begreifen kann."

Anastasius lag besinnungslos an der Erde. Emmeline strich ihm mitleidig die Schläfe; dem Mädchen dauerte des armen Vaters Schmerz. Doch war die Zeit mit ihrem Schwunge der bewegenden Begeisterung mächtiger, als die Neigung des Kindes. Sie rief Arbeiter herbei und bat sie, den Greis in Mildensteins Wohnung zu bringen. In süßem Liebesgeschwätz folgten Arm in Arm Emmeline und Eduard.

Die Angehörigen des geheimen Raths fanden diesen Unfall sehr natürlich. Man rief den Doctor Polterer zum Beistande herbei, der seinerseits die geeignetsten Mittel anwandte, um des Greises Gesundheit wieder herzustellen.

„'s Ist grob," sagte der derbe Arzt, „aber es hilft nichts. Der alte Narr war auch gar zu hartnäckig. Nun springt ihm die Zeit mit Schwärmern und allerlei Teufelsspuck zwischen die Füße und macht ihn toll. Der alte Junge hätte sich die Augen frisch erhalten sollen, wie ich, so würde sein Alter ihn weniger belästigen." —

15.

Nach diesem Unfalle, der auch die letzten in sein verdüstertes Leben hereinflatternden Hoffnungsstrahlen in dem Herzen des unglücklichen Vaters ausgelöscht hatte, ergriff ihn eine Art von geistiger Stumpfheit. Tagelang konnte er in einem Lehnstuhle sitzen, den er sich auf den Fleck hinaustragen ließ, wo der Pavillon gestanden hatte. Rückkehrende Kindheit und Irrsinn neckten sich in heuchlerischem Spiel der Ironie vor den brechenden Augen des Greises. Anastasius nahm an nichts mehr Theil, nur von der Wiederherstellung des Gartens sprach er oft und im Zusammenhange mit Emmeline, sobald sich aber Eduard Farbenreich näherte, schloß der Greis die Augen,

bis der Verhaßte sich wieder entfernt hatte. Dessenungeachtet willigte er in die Verbindung Emmelinens mit dem verabscheuten Manne. „Lieber Gott,“ sagte er, „das ist jetzt so Mode geworden, seit sich die Weiber betrunken haben in dem Dictum unseres braven Schiller's „„wo Zartes sich mit Sprödem paaret, da gibt es einen guten Klang,““ und ich will die Fröhlichen nicht stören durch melancholische Grillen. Mein Grab ist mir sicher und hier gibt's eine hübsche Aussicht. Die ganze Welt, sagen die Leute, wird an mir vorübergehen.“

Mildenstein und Florentin achteten fast gar nicht mehr auf den alten Vater. Selbst die Enkel behandelten ihn als einen kindischen, unverständigen Mann, der Krankheit halber Rücksicht verdiene. Der alte Polterer schüttelte den Kopf zu dieser „modernen Auflage der verkehrten Welt,“ wie er es nannte, und suchte übrigens den Greis in den Stunden zu beruhigen, wo ein lichterer Geist ihm die ganze Oede seines ausgebrannten Daseins zermalmend an's Herz schleuderte.

Unterdeß wurden die Arbeiten an der Eisenbahn eifrig fortgesetzt. Die Wagen kamen an,

die Schienen waren gelegt. Man wartete nur eine günstige Zeit ab zur Eröffnung der Fahrt.

„Macht Hochzeit,“ sagte Anastasius zu dem Brautpaar, „sonst kommt Ihr zu spät. Es muß jetzt Alles rasch gehen, spricht die Zeit, auch das Heirathen, sonst kann sich's treffen, daß die Kinder eher in die liebe, lustige Welt hineinspringen, als der Segen der Kirche auf die Häupter ihrer feurigen Aeltern. Es ist eine spectakulöse Zeit.“

Die Verlobten hielten es für rathsam, die seltsame Stimmung des alten Mannes zu benutzen. Es wurden Einladungen an die fernen Geschwister geschickt, der Hochzeit ihrer jüngsten Schwester beizuwohnen. Die Antworten lauteten bejahend, und um zwei Feste in einem zu feiern, ward Emmelinens Verehelichung mit Eduard auf den Tag festgesetzt, wo die erste öffentliche Fahrt auf der Eisenbahn gehalten werden sollte.

Die Anstalten waren getroffen. Ein schöner, warmer Herbsttag spannte einen wolkenlosen Himmel über die pittoreske Landschaft. Tausende aus der Umgegend fanden sich ein zu dem seltenen Feste, das die Civilisation dem Triumphe des menschlichen Geistes gab. Auf allen Höhen und

Bergen lagerten sich die Landleute. Fahnen wehten, wie Zungen einer Hoffnung predigenden Zukunft, in die milde Luft von allen Thürmen und Bäumen. Musikchöre waren an bestimmten Orten neben der Bahn aufgestellt, um mit harmonischem Jubel einzugreifen in das Brausen gezähmter Elementenkräfte. Anastasius sah schweigend diesen Vorbereitungen zu und betrieb mit verdrießlicher Eile im Hause die Anordnungen zur Hochzeit. Einige von Emmelinens Geschwistern waren bereits eingetroffen, nur der Maler aus München, die Tochter aus Wien und Bernhard aus Frankfurt fehlten noch. Früh am Tage jedoch lief ein Brief ein, daß sie allesammt auf dem Dampfwagen ankommen würden in Begleitung hochzeitlicher Geschenke.

„Platz gemacht!" befahl der Greis, wankenden Schrittes unter die Gruppe seiner Kinder tretend, „Platz gemacht! sag ich. Ihr seid jung, ich bin alt, das Alter hat den Vortritt. Heut' also will ich König sein, denn ich trag' eine silberne Krone."

Das Auge des Greises flammte in halb wahnsinniger Begeisterung. Die Kinder ließen ihm

den Willen, einen Kreis um ihn bildend. „Wo ist Emmeline und ihr sauberer Galan?“ fuhr Anastasius fort. „Tretet heran.“ — Emmeline näherte sich mit Eduard, dem es schwer ward, eine ernsthafte Miene zu erheucheln. „Gut,“ sprach Anastasius und ergriff die Hand seiner bräutlich geschmückten Tochter. „Hört mich! Ich lege den letzten Blutstropfen meines Herzens in die eiserne Faust der Zeit. Wechselt die Ringe; Ihr seid getraut! Und nun macht, was Ihr wollt. Mein Herz ist todt, die Zeit galloppirt darüber hin und stampft es mit dem Hufe der Civilisation. Kommt! Meinen Lehnstuhl — meinen Thron, wollt' ich sagen — herbei!“

Ein paar Diener befolgten den Befehl. „Tragt ihn hinaus an die Eisenbahn, dahin, wo der Pavillon stand. Dort will ich den großen Triumphzug sehen, herangeschleppt von dem wiehernden Dampfrosse. Meine Kinder triumphiren ja auf der Schlacke des ausgebrannten Vaterherzens.“ — Auch diesem Wunsche des armen Mannes kam man nach. In Prozession ward der Lehnstuhl an die Bahn getragen. Ihm folgte der gebrechliche Greis, geführt von Emmeline und

Eduard. Polterer und die Uebrigen schritten in ängstlichem Schweigen langsam nach. Anastasius nahm mit einem majestätischen Anstande den Lehnstuhl ein. „Tretet heran, Vasallen meiner Macht," gebot er den Verlobten. Durch Zufall hielt er eins der vom Grabe der Gattin ausgerissenen Rosenstöckchen in der Hand. Er schwang es jetzt hoch in die Luft und rief: „dies ist mein Scepter! Gebt nur acht, wenn der Triumphzug herankommt, damit die Majestät nicht verletzt werde!"

Die heranziehenden Schaaren des Volkes kümmerten sich wenig um den Greis. Der Jubel galt der Zeit und den Erschütterungen, die durch die Emancipationsbestrebungen aller Kräfte in Gesellschaft und Industrie hervorgebracht wurden. Nach kurzem Harren verkündigte ferne Musik die Ankunft des Dampfwagens. Ein frischer Wind trieb die Rauchsäule vor dem Wagenzuge her, die zusammenbrechend wie ein dunkler Sammetmantel sich ausbreitete über die Bahn, als wolle der Geist der bewältigten Naturkraft anbetend niedersinken vor seinem Gott. Ein Jubelruf erhob sich auf den Bergen und hallte laut wieder im

Thale, der Stadt, den Häusern. Zischend und heulend flog die rasselnde Maschine heran. Zehn Wagen mit Musik und Hunderten von singenden Menschen beladen, folgten dem aufgehißten Dampfsegel, das bewegt ward von dem verschlossenen Sturmesbrausen des Gottes. — Ein langer Zug von Lastwagen war den vorderen angehängt. Vergoldete Rahmen schimmerten aus einem dünnen Schleier und verriethen ein paar Gemälde. — In Einem Moment war der Dampfwagenzug in der Nähe des Greises. Tausend Stimmen riefen ein Hurrah! Tausend Tücher wehten grüßend dem heulenden Gott der Freiheit zu, und lärmend trug auf den gelösten Wimpeln der blauen Luft die Musik in harmonischen Tönen den Jubel der Welt in die entlegendste Ferne. Da sprang der Greis empor, und mit hell gellender Stimme den allgemeinen Jubel noch überschreiend, rief er: „Hurrah, hurrah dem Bezwinger des Herzens! Dem luftigen Sohne der Zeit, dem schwarzen Gesellen der Nacht, dem civilisirten Teufel! Hurrah und nochmals hurrah! Hier, krönt mir den tückischen Burschen, damit seine sündenschwarze Stirn das Licht der Unschuld

erhelle! Hier ist meine Krone, meine Herrschaft ist aus! Der Dampf regiert, das Fleisch waltet, die Jugend ist Dictator!"

Anastasius raufte mit der Kraft des Wahnsinns sein schneeweißes Haar und warf die dünnen Locken in die Luft, dem Wagen zu. Wie schimmernde Schneeflocken schwammen sie fort auf dem dunklen Grunde der Dampfwolken, die sich weit hin verbreiteten über die Gegend.

Mildenstein hatte den Maler erkannt mit seinem kleinen Sohne. Der Zug flog vorüber; die Transportwagen rasselten heran. Ein Luftzug zerriß die Schleier von den Gemälden. Anastasius erblickte die drei Grazien in nackter Pracht der vollendeten Schönheit, das Meisterwerk seines Sohnes. Daneben das Gemälde seines Enkels, zu dessen Verfertigung er selbst den Stoff hergeliehen. Ihm vergingen die Sinne. Mit ausgebreiteten Armen trat er einige Schritte vorwärts, der Zug war vorüber, Anastasius stürzte zu Boden und zerschmetterte sich die Stirn auf der Schiene der Bahn.

Doctor Polterer hob den Leichnam des Greises mit Mildensteins Hülfe auf und lehnte ihn in

den Stuhl. Niemand aber gedachte des Unglücks. Die Freude herrschte, der Jubel eines großen Glückes warf spielend seine Hymnen dem trunkenen Gotte an das heiß klopfende Herz. Mit Licht umflossenem Antlitze sah die Zukunft verheißend in den erst halb erhellten Tag der Gegenwart. Die Zeit warf den eisernen Trauring allen kommenden Jahrhunderten zu, wie hätte sie den Tod eines einzelnen, alten, über ihre Jugend kindisch gewordenen Mannes bekümmern mögen! — Im Hause trafen sich die Geschwister achselzuckend, bedauernd, selbst mit Thränen umstanden sie die Leiche des greisen Vaters. Glockengeläut rief sie ab zur Kirche. Emmeline reichte Eduard die Hand vor dem Altare, und der Abend vereinigte alle Glieder der Familie in Scherz und Freude. Der Tanz wirbelte durch die hellleuchtenden Säle, der gebohnte Fußboden zitterte, während in einer dunklen Kammer die Leiche des Greises von dem Leichenbeschauer für die Beerdigung vorbereitet ward. Spät des Abends noch brauste der Dampfwagenzug abermals vorüber. Die Hochzeitsgäste öffneten die Fenster und riefen, die Champagnergläser in den Händen, ihren Triumph hinaus in

W.I.

die fallenden Nebel. — Die Zeit ist mitleidig, aber ihr Mitleid heftet sich nur an die Schmerzen von Nationen. Für das brechende Herz eines Einzelnen, und besäße er die Tugenden eines Gottmenschen, hat sie keine Klage, auch keinen Trost, kein Beileid. Sie betrauert das unglückliche Individuum nur mit dem Kusse des Schweigens, den sie unbemerkt auf sein eingesunkenes Augenlid haucht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

J.W.

Druckfehler.

S. 8 Z. 1 v. Oben l. schnell st. schell.
S. 276 Z. 2 v. Unten l. schüchtern st. thatenschüchtern.
S. 280 Z. 6 v. Oben l. die Armen st. die Armee.
S. 338 Z. 9 v. Unten l. lehnt st. lehrt.

74 52/3 81 97/8 103

158/9 228 267/4

268/4 280 349

353

6372

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Willkomm, Ernst,

Civilisationsnovellen

Bd.: 1. Dioramabilder. Novelle aus den Memoiren eines Ungeborenen. Herz und Zeit. Ein Lebensbild. - 1837.

Leipzig 1837

P.o.germ. 1629 dd-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123525-2